Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Herausgegeben

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer H. Dietz
in Berlin. in Messel.

Achtzehnter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des achtzehnten Bandes.

		Seite
Heft 1.	Wer hilft dem Bauernstande? Ein Apell an die Christenleute über ihre Stellung zu den bäuerlichen Genossenschaften. Von Heinrich Dietz	1—48
„ 2.	Die Surrogatwirtschaft auf dem Gebiete der Religion. Eine Laienstreitschrift von Hilmar Schornitz	49—104
„ 3.	Die Kernfrage im Kampf für das Apostolikum gegen die Schule Ritschls. Von D. Martin von Nathusius	105—156
„ 4.	Das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur mit besonderer Beziehung auf Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland von Dekan Kapff	157—200
„ 5.	Die geistliche Schulaufsicht im Lichte unsrer Zeit. Von Dr. W. Rathmann	201—236
„ 6.	Lutherzelle und Trappistenkloster. Eine Betrachtung über Heiligung im evangelischen und katholischen Sinne. Von Dr. Heinrich Rocholl	237—264
„ 7.	Die christliche Zeitrechnung und der deutsch-evangelische Kalender. Von Ernst Scharfe	265—292
„ 8.	Über Träume im Lichte evangelischen Glaubens. Von Daniel Lemm	293—332

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 1.

Wer hilft dem Bauernstande?

Ein Apell an die Christenleute

über ihre Stellung zu den bäuerlichen Genossenschaften.

Von

Heinrich Dietz.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

I.
Die politische, soziale und wirtschaftliche Notwendigkeit des Bauernstandes.

In meiner Jugend habe ich in Bauernhäusern ab und zu ein Bild gesehen, das die verschiedenen Berufsklassen darstellte. Statt Berufsklassen sage ich aber lieber Stände, obwohl freilich heutzutage dieses gute Wort nur noch in historischem Sinne, sozusagen im Plusquamperfektum, gebraucht werden kann. Ich sage Stände im Sinne des frommen Wunsches, daß aus der auf christlichem Boden sich vollziehenden Sozialreform die verschiedenen Berufsklassen als selbstbewußte, organisch in sich zusammengeschlossene und eben darum auch lebensfähige und wirkungskräftige, selbständige Körperschaften, deren Zusammenschluß das deutsche Reich als soziales Königtum ist, herauswachsen möchten.

Auf jenem Bilde war den Vertretern der verschiedenen Stände als Ausdruck ihrer Lebensaufgabe ein Motto beigegeben, — dem Krieger: „Ich kämpfe für euch alle!", dem Pfarrer: „Ich lehre euch alle!", dem Kaiser, der die abschließende Spitze des Ganzen bildete: „Ich regiere euch alle!" Ganz unten in der Reihe stand „kernfest und auf die Dauer", gewissermaßen als Riese Atlas, der das Ganze auf seinen Schultern trägt, der Bauer mit der Unterschrift: „Und ich ernähre euch alle!"

Gewiß, auch die anderen Stände oder Berufsklassen sind nicht allein für sich selber, sondern auch um der andern, um des Ganzen willen, vollauf daseinsberechtigt und darum notwendig. Da hängt eins am andern, und wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, der ganze Körper wird krank. Es ist heilige Pflicht für Staat und Reich: dem Gewerbe, dem Handel, dem Handwerk, dem Arbeiter freie Bahn zum Leben und Streben zu schaffen. Da gilt das Wort: „Gleiche Brüder — gleiche Kappen", und das noch bessere: „Einer für Alle und Alle für Einen!" Aber ein Industrie-

staat, ein Handels- oder gar Arbeiterstaat kann Deutschland nie sein oder kann es nur sein in der Gewißheit des sichern Untergangs. Nach seiner ganzen Geschichte, seiner Lage, seiner Bodenbeschaffenheit, seinem Wesen und Volkscharakter nach, kann Deutschland vorzugsweise nur Ackerbaustaat sein. Freilich nicht lediglich und allein, aber doch vorzugsweise! Der Bauernstand ist und bleibt der „rocher de bronze", der eherne Felsen, auf dem das Reich steht und stehen muß, wenn es überhaupt stehen und nicht fallen will.

Man weise nicht auf die Geschichte Englands hin, das doch nur als Industriestaat groß und mächtig geworden sei. Gott behüte und bewahre Deutschland, daß es sich nach England arte. Obendrein steht der Geschichte Englands, die noch im Laufen ist, die Geschichte Roms gegenüber, die längst ihren Abschluß gefunden hat. Das Nichtvorhandensein eines selbständigen, lebenskräftigen Bauernstandes ist Roms Grab geworden. Und die Geschichte Englands ist noch zu jungen Datums, um als Korrektur der Geschichte Roms gelten zu können. Viel eher gilt das Wort: „Wer hoch steht, kann tief fallen". Auch sind die home rule-Wirren in Irland und die Bewegung unter den Pächtern in Schottland und in Wales thatsächlich nichts anderes als ein Protest des zu Boden getretenen, selbständigen Bauernstandes gegen die Geschichte Englands.

Wohl mag das bekannte Wort

„Hat der Bauer Geld, so hat's die ganze Welt,
Hat kein Geld der Bauer, so sieht die ganze Welt sauer"

die Wechselwirkung zwischen Gewerbe und Ackerbau, Ackerbau und Handwerk etwas allzusehr zu Gunsten der Landwirtschaft außer Acht lassen. Aber dennoch steht es fest, daß die erste Grundbedingung für die lange Lebensdauer eines Volkes, eines kräftigen, leistungsfähigen und freien Volkes, in dem Vorhandensein eines gesunden Bauernstandes liegt. Ein Volk aber, das mit dem Bezuge seines täglichen Brotes auf das Ausland angewiesen ist, wird vom Ausland abhängig und kann unmöglich auf die Dauer ein selbständiges und freies Volk bleiben. Auch der Dichter sagt:

„Der eine dient mit Kunst, der andre mit den Waffen,
Doch muß der Bauernstand uns allen Brot verschaffen."

Es gilt gewiß nicht bloß betreffs der Volksernährung, wenn Riehl in „Die bürgerliche Gesellschaft" schreibt: „Der Bauer ist die erhaltende Macht im deutschen Volke; so suche man denn auch sich diese Macht zu erhalten". Zu unserer nationalen Selbständigkeit, sowie in der gesellschaftlichen Ordnung und im persönlichen Besitz, — gegen die sittliche Verfaulung und die soziale Revolution, in Summa gegen den allgemeinen Umsturz oder, wie Bebel sich ausdrückte, den „allgemeinen Kladderadatsch" sind wir nur so lange geschützt, als der Bauerustand in seiner alten, guten Art erhalten oder wieder hergestellt wird.

Wer war es, der 1814 und 15 die Franzosen mit dem Kolben — „weil dat besser flutscht" — aus dem Lande hinaustrieb und das Zwangsjoch Napoleons in Stücke brach? Das war nicht der schlaue Metternich oder der vorsichtige Schwarzenberg, sondern das war — in Gestalt der preußischen Landwehr — der deutsche Bauer unter Führung des „alten Blüchers" und des grimmen Grafen York, der von seinen Landwehr-Regimentern zu dem König Friedrich Wilhelm III. sagte: „Allerdings, sie sehen aus wie die Grasaffen, aber sie beißen." Wer bildete im Jahre 1848 den festen Wall gegen die trüben Sturmfluten der demokratischen Revolution? Das war nicht das Beamtentum, das vielfach den Kopf und stellenweise selbst die Treue verloren hatte. Auch die „Burgeoisie" war nicht zu brauchen. In Berlin erklärte sie den Palast des damaligen Prinzen von Preußen zum „Staatseigentum" und in Darmstadt hörte ich noch im vorigen Jahre sagen: „Im Jahre 1848 waren wir Darmstadter Halbgötter." Aber, trotz Baden und der Pfalz, waren es wieder die Bauern, die den Damm gegen die Revolution bildeten; und wenn sie sich auch in einer Volksversammlung der hessischen Bauern durch den kleinen Fendt und den roten Becker*) zum Beschlusse verführen ließen, die Republik müsse eingeführt werden, so wurde doch auf Veranlassung derselben Bauern der Beschluß also formuliert: „Die Republik mit dem Großherzog!" Und als während der Verfassungswirren im Anfang der sechziger Jahre König Wilhelm von Preußen das Szepter niederlegen wollte, da waren es, in zahllosen Abordnungen, wieder die Bauern, die dem König gelobten, ihm treu und fest zur Seite stehen zu wollen.

*) Zwei Hauptrevolutionäre in Hessen während der Jahre 1848 und 1849.

Sollte es endlich nötig werden, der Sozialdemokratie mit ernstester Entschiedenheit entgegenzutreten, dann mag uns die „Schlacht bei Spenge“ die Gewißheit geben, daß am festen Kopfe und treuen Herzen der Bauern die Sozialdemokratie das Ende ihres Treibens finden wird.

Item: die Summa der deutschen Volksgeschichte ist in dem bekannten Worte Chamissos niedergelegt: „Es sprießt die Kraft der Riesen — aus Bauernmark hervor.“ Allerdings kam „jung Siegfried“, der den Drachen schlug, „von des Vaters Burg herab.“ Aber Adelstand und Bauernstand gehören zusammen, nur thörichter Aberwitz sucht beide im Gegensatz zu erhalten. Möge der Bürger der dritte im Bunde werden. Sie leiten ja auch alle drei ihren Namen vom alten „Bur“ ab, was einen Mann bezeichnet, der ansäßig ist, der seinen eigenen Herd hat, und „eigner Herd ist Goldes wert“.

Wahrlich in der verhängnisvollen Herrschaft des Liberalismus, von Mitte der sechziger bis Ende der siebziger Jahre, liegt, wirtschaftlich wie politisch angesehen, der Brennpunkt in dem Streben nach Beweglichmachung des Besitzes, insonderheit in der Geringschätzung und Hintenanstellung des Bauernstandes, der für die Anhänger jener Welt- und Staatsanschauung nur noch die Bedeutung des steuerzahlenden, Rekruten stellenden, große Schulhäuser bauenden „Stimmviehs“ hatte. Das Wort „vom dummen Bauer“, vom Bauer mit „dem harten Schädel und dem engen Gesichtskreis“ ist keineswegs eine Erfindung erst der sozialdemokratischen Abgeordneten Bebel und Ehrhardt. Wie viel besser als Lasker etwa, oder „unser Braun“ von Wiesbaden, oder wie die liberalen Freihändler sonst heißen oder geheißen haben mögen, hat doch selbst ein Apostel der freisinnigen Freihandelslehre, der Engländer Adam Smith, den Wert des Bauernstandes, auch nach seiner inneren Seite, erkannt. Derselbe sagt: „Die ländliche Arbeit erfordert viel mehr Geschicklichkeit und Umsicht als die meisten Handwerke. Trotzdem wird der gewöhnliche Bauer für ein Muster von Einfalt und Dummheit angesehen. Allerdings ist er weniger an geselligen Umgang gewöhnt, als der in der Stadt wohnende Handwerker oder Fabrikarbeiter. Seine Stimme und Sprache ist rauher und für denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, schwerer zu verstehen. Aber sein Ver-

stand, der sich täglich mit einer größeren Mannigfaltigkeit von Gegenständen beschäftigen muß, ist in der Regel dem der anderen, deren ganze Aufmerksamkeit vom Morgen bis zum Abend an eine oder zwei höchst einfache Verrichtungen gefesselt ist, weit überlegen." Auch Friedrich II., der nicht bloß als Kriegsmann, sondern auch als Volkswirt den Namen „des Großen" verdient, urteilte folgendermaßen über den Bauernstand: „Der Ackerbau ist die erste der Künste. Ohne ihn gäbe es keine Könige, Kaufleute, Denker und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichtum, den die Landwirtschaft hervorbringt." Nur kurzsichtiger Hochmut oder zweckbewußter Umsturzgeist kann die Bedeutung des Bauernstandes unterschätzen. „Der Bauer ist kein Spielzeug, — da sei uns Gott davor." Vielmehr verdient er — schon im Interesse des Gesamtganzen — alle Förderung und jede Rücksichtnahme und ist es darum eine Offenbarung großer sozialer Weisheit und ein Beweis, daß die Jungen immer noch von den Alten lernen können, wenn schon „Ein christlich Vermahnung" aus dem Jahre 1513, die in Mainz gedruckt ist, also schreibt: „Der Bauersmann muß in Allem sicher sein und gefördert werden, denn seine Arbeit thut Allen ebenmäßig Not vom Kaiser bis zum Mindesten der Menschen, und ist seiner Hände Werk besonders ehrenhaft und Gott gefällig. Darum schützen ihn geistlich und weltlich Recht."

Ich glaube, die Notwendigkeit eines freien, leistungskräftigen und lebensfähigen Bauernstandes bewiesen zu haben. Es fragt sich: Ist der Bauernstand in seiner heutigen Verfassung geeignet, die Erwartungen zu erfüllen, die wir von ihm hegen? Diese Frage erfordert etliche Worte über die

II.

Notlage des Bauernstandes.

Da möchte ich dem Leser zuvörderst jenen Abschnitt aus der altnordischen Mythologie vorlegen, wo von der Lebensesche Ygdrazil, welche das Weltall trägt, die Rede ist. Noch grünt die Krone, aber an der Wurzel nagt die große Midgardschlange. Ist die Wurzel durchgenagt, dann fällt der Baum, die Welt geht unter. Ist das nicht ein Gleichnis des Bauernstandes? Auch an seiner Wurzel nagt eine Schlange. Nicht eine solche, welche wie die

Midgardschlange nur einen Kopf, sondern gleich dem Lindwurm der Sage, drei Köpfe hat. Ich meine den Mamonismus, den Materialismus und den Sozialdemokratismus.

Alles Geld und Gut wird zum Mammon, d. h. zum Götzen, sobald man das Herz daran hängt. Deshalb mahnt der Psalmist: „Füllt euch Reichtum, so hängt das Herz nicht dran." Wenn aber die Erlangung des Mammon, das making money, wie der Amerikaner sagt, als höchstes Lebensziel gilt; wenn der Besitz des Mammon als höchstes Erdenglück und als Wertmesser der Mannesehre geschätzt wird — virtus post nummos sagten die Römer und der alte Meier Anselm Rothschild sagte: „Mei Geld ist mei Ehr"; wenn die Rücksicht auf den Mammon Richtschnur nicht allein der Privathandlungen, sondern auch der Gesetzgebung ist, — „the dollar is king, Geld regiert die Welt" —: das ist's, was Mammonismus genannt und in der Bibel als Tanz um das goldene Kalb dargestellt wird.

„Wenn deutsche Treu zum Fürsten steht,
So höhnt man leicht vom „krummen Rücken",
Die niedrigsten Kriecher sind wohl die,
Die tief sich vor dem Geldsack bücken."

Nun frage ich aber, war die wirtschaftliche Gesetzgebung der liberalen Ära vielleicht nicht ein Bückling vor dem Geldsack? Wenn es nicht durch die Parlamentsakten bewiesen würde, so wäre es kaum zu glauben, daß damals selbst vom Ministersessel herab die Worte fallen konnten: „Es ist das Geheimnis der Zeit, keine Zinsen zu verlieren" (Delbrück) und: „Man kann die Dummen nicht hindern, ihr Geld auf die Straße zu werfen, man macht auch keine Gesetze für die Dummen." (Camphausen.) Ich möchte durch einen Überblick der damals gemachten Gesetze, an denen mit dem Bauern- auch der Handwerkerstand beinahe zu Grunde gegangen wäre, den Leser nicht aufhalten. Es kann die Bemerkung genügen, daß ihnen allen die Namen des Kleeblatts Lasker — Bamberger — Oppenheim als Stempel aufgeprägt waren. Ich will diese Männer in keiner Weise des absichtlichen Übelwollens anklagen. Aber dessen klage ich sie an, daß sie die Lebensbedingungen der schöpferischen Arbeit, namentlich der Arbeit des Bauernstandes, nicht kannten und doch Gesetze für ihn machten. Der Handel galt ihnen

als Fundament des Staatslebens, in der Börse sahen sie den Lebensquell des allgemeinen öffentlichen Wohlstandes. Lasker, der damals vor allen die Hand an der „Klinke der Gesetzgebung" hatte, hat selber einmal im Reichstage erklärt, daß „er noch nie einen notleidenden Bauern gesehen habe". Wenn man aber, statt der schöpferischen Arbeit, den „rollenden Dollar" als Leitmotiv der Gesetzgebung ansieht, dann ist es nur naturnotwendige Folge, daß die Leute den Vorteil der damaligen Gesetzgebung hatten, welche das meiste Verständnis „vom Geschäft und fürs Geschäft" hatten. Die salus publica ward zum Heil der Juden.

Aber ich warne davor, die Schuld nur in andern zu suchen. Der Bauer hat auch betreffs der Gesetze der liberalen Ära alle Ursache zum mea culpa, mea maxima culpa! „Was der Mensch säet, das wird er ernten", — das mußte gerade der Bauer wissen. Warum hat er solche Leute in den Reichstag gewählt, die solche Gesetze gemacht haben? Wenn man erwägt, daß es gerade Bauern waren und noch sind, die Leute wie Lasker, Bamberger, Braun und wie die Freihändler sonst heißen und geheißen haben, in den Reichstag gewählt haben oder gar noch wählen, dann wäre man, wenn einen die Achtung vor dem Bauernstand und die Kenntnis seiner natürlichen Klugheit nicht abhielte, fast versucht, zu sagen: „Nur die allergrößten Kälber wählen ihren Metzger selber." Ich sage lieber mit Rückert:

„Im Walde hätte nicht die Axt so freies Spiel,
Hätt' ihr der Wald nicht selbst geliefert ihren Stiel."

Auch weiß ich, daß fast noch größer als die Macht des Mammon die Macht der Phrase ist, — die Phrase in den allerlei Versammlungen und in der Presse. Von dem alten Moses Montefiore wird erzählt, daß er schon 1840 in einer Rabbinatsversammlung zu Krakau gesagt habe: „Was faselt Ihr, so lange wir nicht die Presse in Händen haben, ist Alles, was Ihr sagt, vergeblich. Umsonst schafft Ihr Gesellschaften, Anleihen und Bankerotte und dergleichen. So lange wir die Presse nicht zur Verwendung haben, um die Welt zu betäuben und zu täuschen, richten wir nichts aus und unsere Herrschaft bleibt ein Hirngespinst." Mag diese Äußerung, wie neuestens geschehen ist, auch als unwahr bestritten werden, so bleibt auf jeden Fall das doch wahr: Nicht, was der Mensch ißt,

sondern was er liest, das ist er oder wird er doch und so lebt und handelt und wählt er. Wird Einer immerfort mit Phrasenbrühe begossen, so wirkt das zuletzt, wie Wasser im Winter — es bildet sich eine Eiskruste um das Hirn, die keinen vernünftigen Gedanken eindringen und aufkommen läßt. So erkläre ich mir's, daß der Bauer Leute in den Reichstag gewählt hat und immer noch wählt, die von seinen Daseins- und Lebensbedingungen nicht mehr verstehen, wie ein neugeborenes Kind vom Sanskrit oder die Kuh vom Flötenblasen versteht. Darum sehe der Bauer wohl zu, was für Zeitungen er im Wirtshause oder gar im eigenen Hause liest!

Ich kann auf diesen hochwichtigen Punkt hier nicht näher eingehen, ich sage nur: Der Bauer soll solche Blätter lesen, die seine Interessen vertreten und sollte solche Männer als Abgeordnete wählen, die wissen, wo ihn, den Bauer, der Schuh drückt. Die 50 Milliarden eingeschriebene Schulden, die auf dem deutschen Bauernstande lasten, sind aber wahrlich mehr als nur ein Hühnerauge, das durch engen Schuh entstanden ist. Die sind ein Herz- und Lebensschaden, woran der Bauernstand zu Grunde gehen muß, wenn nicht noch Hilfe zu finden ist. Die Schuldenlast des Bauernstandes wäre aber ohne die Freiheit der Börse und des Wuchers niemals so groß geworden, wie sie dermalen ist.

Die Börse gilt als eine Anstalt, die Angebot und Nachfrage vermitteln soll. Und sie mag in dieser Form namentlich dem Kaufmanne notwendig sein. Thatsächlich ist die Börse, sowohl die Geld- wie auch die Produktenbörse, die ausgebildetste Spielanstalt, eine Hochschule, wie selbst Lasker zugab, für raffinierte Spitzbuben. Unter 200 Berliner Getreidefirmen waren im Jahr 1892 rund 80, die von dem gekauften oder verkauften Getreide auch nie ein Körnlein abnahmen oder ablieferten, — sie spielten nur. Es wird festgestellt, welchen Preis das Getreide am Tage des Geschäftsabschlusses und am Tage der Lieferungsfrist hat. Der Unterschied bildet dann den Gewinn oder Verlust der betreffenden Firma. Nicht Ertrag der Ernte und Brotbedarf, sondern die Spekulation der Getreidebörse bestimmt die Preise. Allein die Börse hat auch die hohen Brot- und Fleischpreise im Winter 1891 auf 1892 zu verantworten. Wenn für jeden Getreidespekulanten, wie einst für

den Mainzer Hatto, ein Mäuseturm gebaut werden sollte, dann würde im Rhein die Schiffahrt eingestellt werden müssen, ja die Fische fänden keinen Raum zum Schwimmen. Fast ist man versucht, zu sagen: Sie haben es verdient, daß ein Mühlstein an ihren Hals gehängt und sie ersäuft würden im Meere, da es am tiefsten ist.

Und nun gar der Wucher in allen seinen Formen, — der Geld-, Waren-, Korn-, Vieh- und Güterwucher! An einer Form, nur an einer allein, ist es genug, daß der Bauer um Hilfe ruft, wie einer, der unter die Räuber und Mörder gefallen ist. Von einem Pfarrer, der es liebte, seiner Gemeinde Gefahr, Not und Schande nach Möglichkeit ad oculos zu demonstrieren, wird erzählt, daß er einst beweisen wollte, welch gemeines Geschäft der Wucher sei. Er rief in die Versammlung hinein:

„Sind Schuhmacher da?"

„Ja!" ertönte es.

„Sind Schneider da?"

„Bäcker? Müller? Leineweber? Kaufleute?"

Immer antwortete ein lautes Ja!

„Ist der Schinder da?"

„Warum sollt ich's leugnen?", spricht eine bescheidene Stimme, „ich bin doch redlich und gerecht und so billig, wie man einen finden kann; da bin ich."

„Gut," ruft der Prediger mit erhobener Stimme, „nun frage ich: Ist ein Wucherer da?"

Keine Antwort.

„Seht also," fuhr er fort, das ist ein so schlechtes Handwerk und Geschäft, daß sich jeder dessen schämt. Ich sage Euch aber, der Teufel wird sich ihrer nicht schämen, sondern sie einst holen und zur Hölle tragen."

Der Wucher ist ebenso gefährlich, wie er schlecht und gemein ist. Man braucht sich nur unbefangenen Auges in Deutschland umzusehen, um an allen Enden und Ecken die tiefen Spuren des Wuchers zu erblicken und die ausführlichen Berichte und Gutachten, welche der „Verein für Sozialpolitik" in seinem sehr lehrreichen Buche „Der Wucher auf dem Lande" zusammengestellt hat, beweisen mit Ziffern und Zahlen, daß es keine optische Täuschung

ist, was man gesehen hat.*) Sonderlich für das Großherzogtum Hessen werden in genanntem Buche „die ärmeren Gegenden des

*) Bei Dunker und Humblot in Leipzig 1887. Aber schon 1882 hat die „Konstanzer Zeitung“, ein liberales Blatt, den Wucher sehr zutreffend in folgenden Worten geschildert:

„Das Verfahren der Wucherer ist so raffiniert grausam, so herzlos und unmenschlich, daß man kaum an die Wirklichkeit glauben möchte, wenn man nicht die unzweideutigsten Beweise dafür hätte! Ein Gläubiger, der menschlich denkt und fühlt, läßt einem fleißigen Schuldner Zeit und erleichtert ihm so viel als möglich, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Hat der Bauer vor der Ernte kein Geld, so wartet er bis nach der Ernte; sieht er, daß der Bauer sich alle Mühe giebt, aber durch Elementarereignisse Not leidet, so hilft er ihm gar weiter und denkt: Es ist im beiderseitigen Interesse, den Mann über Wasser zu halten. Nicht so der Wucherer. Der paßt gerade den Moment ab, wo der Bauer kein Geld hat, und benützt dies, um ihm eine neue Provision abzupressen. Mitten in der Heuet oder Ernte droht er ihm mit Pfändung seines Wagens und aller andern Fahrnisse; entweder Pfändung — oder unterschreiben! Was will der Bauer machen? Er unterschreibt wieder einen neuen Wechsel, damit der Dränger wartet. Wenn dieser Wechsel vorgezeigt wird, so ist erst recht kein Geld da. Denn die ganze Einnahme geht für die Zinsen der alten Schuld auf. Also abermals: Pfändung oder Unterschrift. Die Zinsen werden immer höher, die Provisionen kommen immer öfter, die Lage wird immer bedrohlicher. Der Wucherer müßte seinen Vorteil nicht verstehen, wenn er dem Bauern nicht ein gewisses Entgegenkommen zeigte. Er verlangt kein bares Geld, nein, er nimmt Waren (Naturalzahlung). Da führt der Bauer einen Wagen Heu nach dem andern vor die Scheune des Wucherers; das Heu wird gewogen und mit 1 ℳ. per Zentner dem Bauern gut geschrieben, wenn der Marktpreis auf $2^1/_2$ bis 3 ℳ. steht! Glaubt der Bauer nun, er habe etwas an seiner Hauptschuld abgetragen, so erfährt er hintennach, daß dies alles nur für Provision war — fürs Warten. Er kann nichts machen und liefert immer weiter, bald einen Wagen Frucht, bald einen Wagen Kartoffeln, bald wieder etwas anderes. Er muß sich gefallen lassen, wenn auch dann und wann ein Wagen nicht aufgeschrieben, sondern als ein besonderes Geschenk angenommen wird — fürs Warten! Die Bäurin hat Freude am Geflügel, der Wucherer auch, er ißt gerne etwas Gutes und nun wandern Eier und Hennen, junge Hühner und Hähne in das Haus des Wucherers. Er kann alles brauchen und nimmt alles, auch Butter und Käse, wenn es solche im Hause giebt. Und alles, alles versinkt in den Schlund, ohne daß die Schuld geringer wird. Denn darüber wacht der Wucherer wie ein Argus, daß an der Schuld nichts abgeht, sonst verlöre er ja sein bestes Einkommen. Droht je diese Gefahr, so wird schnell wieder irgend ein neues Geschäft mit dem Bauern gemacht, der sich ja nie weigern kann, weil die Zauberworte „Pfändung und Versteigerung“ seinen Willen lähmen. Der Bauer muß eine Menge Dinge kaufen, die er nicht braucht, kaufen zum doppelten Preis, und er muß verkaufen, was er braucht, zum

Vogelsbergs und Odenwaldes als Hauptherde des Wuchers" — namentlich des Viehwuchers — bezeichnet, während „Wetterau und die Ebene von Starkenburg und das reichere, wohlhabende Rheinhessen weniger durchseucht erscheinen." Doch auch in diesen Strichen trägt der Bauernstand die Malzeichen des Wuchers an seinem Leibe. Das Hausiererwesen aber, das auch in sittlicher Hinsicht, und das in allerengster Bedeutung, eigentlich Hausiererunfug genannt werden müßte, ist es, das dem Wucher die Wege bahnt und die Thüren öffnet, und der Wechsel, der als spezifisch kaufmännische Einrichtung dem Bauer geradezu gesetzlich verboten sein sollte, dient als Strick, um den Bauer zu knebeln und ihm den Hals zuzuschnüren.

Schon der eine Umstand, daß der Hausierer, namentlich derjenige Handelsmann, der mit Vieh hausieren geht, in verhältnismäßig kurzer Frist aus einem armen ein reicher Mann, der nicht selten aus dem armen Landschnorrer ein städtischer Kommerzienrat wird, sollte den Bauer endlich veranlassen, sich mit den „Handelsleuten" nicht einzulassen. Aber das alte „exempla trahunt, die Erfahrung ist der beste Lehrmeister" hat hier vollständig seine Beweis- und Zugkraft verloren. Der Bauer pflegt lieber bei dem Handelsmann zu borgen als ein Anlehen bei Kreditinstituten oder Verwandten und Bekannten aufzunehmen. Und warum? Weil es

halben Preis. Das geht nur so hin und her und hat den Nebenzweck, den Bauer derart zu verwirren, daß er über den Umfang seiner Verpflichtungen gar keine Idee mehr hat. Er muß nur immer unterschreiben und zahlen oder liefern. Eine Abrechnung kriegt er nie, und die bezahlten Wechsel werden zerrissen oder verbrannt. Ist endlich nichts mehr zu holen, dann wird der Konkurs herbeigeführt, den zu vermeiden der Bauer sich halb zu Tode geschafft, geplagt, gesorgt, gegrämt und geärgert hat, weil er an seiner Scholle hängt, als wäre sie ein Stück von ihm. Jetzt muß er fort, alles war umsonst! Ein solcher Wucherer hält oft ein ganzes Dorf in Sklaverei. Darum erfährt man nur von längst abgethanen, verjährten Geschichten, die durch Auflösung oder Konkurs ausgegangen sind. So lange Einer noch hofft, schweigt er — und zahlt. Die Rache des Wucherers wagt niemand herauszufordern. Es scheint fast, daß die Wucherer eine Art Kartell mit einander haben, sich gegenseitig nicht zu stören. Jeder hat seine bestimmten Dörfer, in die selten ein anderer kommt, und die er später als Domäne seinen Söhnen vererbt oder seinen Töchtern als Mitgift verleiht, wie früher die großen Herren Dörfer samt den Zehnten, Gülten, Frohnden u. s. w. erbten oder verliehen bekamen. So wird das Land ganz systematisch ausgebeutet und zu Grunde gerichtet."

feststeht: was der Mann weiß, erfährt auch die Frau und dann pfeifen es die Spatzen von den Dächern, daß der Konrad oder der Philipp Geld geborgt hat. Der Handelsmann aber ist verschwiegen, wenigstens so lange, als er vom Schweigen Vorteil hat. Nachher freilich reißt er den Mund desto weiter auf. Auch die Sucht, mehr zu erscheinen, als man ist, die Furcht, nicht in den Gemeinderat oder zu anderen Ehrenstellen gewählt zu werden, sowie die allerdings auch begründete Annahme, daß das Bekanntwerden seiner Geldverlegenheit der eigenen Stellung oder der Verheiratung seiner Kinder hindernd im Wege stünde, ist schon vielen Bauersleuten zur Ursache ihres Ruins geworden. Mitleiden kennt ja am Ende der Dinge der Wucherer nicht. Er besteht „auf seinem Schein" und mit Recht wird er im Volksmunde ein „Halsabschneider" genannt.

Die neuesten Wucherprozesse in Offenburg und Mannheim beweisen aber, daß auch das neue Wuchergesetz, selbst wenn es in der beabsichtigten Weise bis zu langem Gefängnis und Ehrverlust verschärft werden sollte, daß allein durch Gesetze dem Wucher nicht endgültig gesteuert werden kann. Die Abwehr- und Heilmittel liegen weit mehr als auf dem Gebiete der Wuchergesetzgebung, die ja allerdings in ihrer schärfsten Notwendigkeit nicht bestritten werden soll, auf dem Gebiete der sozialen Organisation und der Volkswirtschaft. So hat die Einführung der landwirtschaftlichen Zölle sehr segensreiche Folgen für den Bauernstand gehabt und die neueste Herabsetzung derselben, die aus politischen Gründen erfolgte, in ihrer letzten Wirkung sich aber auch politisch als sehr schädlich erweisen wird, ist sehr zu beklagen. Um so mehr ist aber die Einrichtung der judenfreien Märkte, wie sie Dr. Böckel in Hessen vielfach bewirkt hat, als ein vortrefflicher Versuch mit Beifall zu begrüßen. Ich rede hier keineswegs als Partei-Antisemit, der ich nicht bin, aber den deutschen Mann, der sein Volk liebt, möchte ich sehen, dem nicht das Herz brennt, wenn er sieht, daß seither — und im Durchschnitt auch jetzt noch — der Bauer in seiner Handelsbewegung auf eine Zwangsroute gewiesen war und ist. Fast nicht eine Ziege konnte und kann zwischen Nachbarn direkt verkauft werden, ohne daß „Moses" oder „Levi" die Hände dazwischen hat, den Preis macht und sein Schmusgeld einsteckt, um dessen Betrag sich beim Käufer die Ausgabe vergrößert

oder beim Verkäufer die Einnahme verringert. So muß es als eine tiefe Schmach empfunden werden und als ein Zeichen tiefgehender Entsittlichung, daß selbst dem Handelsmann verfallene und leibeigen gewordene Bauern sich nicht selten als Helfershelfer, sozusagen als Zutreiber des Handelsmanns und Wucherers gegen die eigenen Berufs- und Leidensgenossen gebrauchen lassen. Es giebt viel Lumpen auf Erden, aber solch ein Lump ist doch der größten einer. Heine sagt einmal in seiner widerlichen Weise: „Deutsche Ehr und deutsches Hemde verschleißt sich in der Fremde." Leider ist das aber auch daheim oft der Fall. Die Schulden essen nicht bloß mit aus der Schüssel, sie verderben auch den Charakter.

Doch muß der Wahrheit gemäs zugegeben werden, daß es nicht allein Juden sind, welche Wucher treiben. Es macht auf mich den Eindruck des Pharisäismus, wenn man immer und immer wieder dem Juden allein alle Schuld am Wucher zuschreiben will. Ich selber kenne einen Bauersmann, der hoch in den Siebzigern und obendrein halb blind und dabei in den Akten eines großen Gerichtsbezirks als ärgster Güterschlächter bekannt ist. Das schließt aber nicht aus, daß $^{90}/_{100}$ allen Wuchertums dem Judentum zuzuschreiben ist. In dem schon genannten Buche „Der Wucher auf dem Lande" heißt es in dieser Hinsicht (S. 76 u. ff.): „Der Wucher wird hauptsächlich betrieben von Juden. Eine direkte, geschäftsmäßige Verbindung derselben zu wucherischen Zwecken wird wohl zu verneinen sein, wiewohl anzunehmen ist, daß der ärmere Jude häufig für seine Zwecke Geld leiht bei den reichen Glaubensgenossen. Dagegen muß mit aller Bestimmtheit behauptet werden, daß, wie die Gemeinsamkeit des Glaubens, so die Gemeinsamkeit der geschäftlichen Interessen ein festes Band um die Judenschaft schlingt, welches in seiner Wirkung auf den Bauernstand wenig von einer wirklich bewußten und geplanten Geschäftsverbindung sich unterscheiden dürfte. Diese Gemeinsamkeit der geschäftlichen Interessen, die Handelsinteressen, welche den Interessen des Bauernstandes feindlich gegenüberstehen, erweisen sich so stark, daß auch christliche Händler, vor allem die Metzger, diesem durch keine Organisation und keine Satzung greifbaren und erkennbaren, aber dennoch durch sein auf Ausbeutung des Bauernstandes gerichtetes Zusammenwirken noch als solchen zu bezeichnenden Geheimbund zuzurechnen sind.

Als Folge und Frucht dieses nicht in der Wirklichkeit, aber in der Wirkung bestehenden Bundes ist der weitgehendste Austausch von allem über die Charaktereigentümlichkeiten, Familienverhältnisse, Vermögenslage der Bauern Wissenswerten und Bekannten anzusehen und eine hierauf sich stützende, erstaunliche Sicherheit der Operation. Wenn der Stolz den Bauern treibt, ein stattliches Paar Pferde oder Ochsen, vielleicht um es dem Nachbar nachzuthun, oder demselben zum Trotz in den Stall zu stellen, der Jude erfährt es; wenn Futternot oder Geldbedürfnis ihn zum Verkauf zwingt, der Jude weiß es; wenn Geldeinnahmen oder Geldausgaben bevorstehen, ob die Kasse voll oder leer, der Jude weiß es; die Schwächen des Bauern, das Treiben der Frau, die Gelüste des Kindes, der Jude durchschaut es und kennt es besser als der Bauer selber. Wo ihn sein eigenes Wissen, seine eigenen Beobachtungen im Stich lassen, da hat er Rater und Helfer in der Judenschaft von Stadt und Land und leider oft (wie vorhin erwähnt) in den Bauern selber. Der Jäger ist der Jude, die Treiber sind die Judenschaft, das Wild ist der Bauer." So weit, und zwar mit ausdrücklicher Beziehung auf das Großherzogtum Hessen, das Buch „Der Wucher auf dem Lande".

Ich erkläre es darum als nur natürlich und ganz selbstverständlich, wenn die Bestrebungen des Antisemitismus in unserem Lande und weithin in Deutschland großen Beifall gefunden haben, welcher Beifall durch die allerlei Hemmnisse, die dem Antisemitismus bereitet werden, nicht abnehmen, wohl aber zunehmen wird. Ich weise dabei wiederholt jeden Rassen-, Religions- und Geschäftsantisemitismus weit von mir zurück. „Der Bauern Freund" braucht noch lange nicht des „Juden Feind" zu sein. Ja ich behaupte, daß der Einfluß des Judentums in unserem Volksleben nie so groß geworden wäre, wie er leider ist, wenn die Regierungen, die Volksvertretungen, das Volk selber nicht so gleichgültig gegen das Christentum geworden wären. Nicht im Talmud, sondern in der Nichtachtung der Bibel liegt die Pfahlwurzel des fast unerträglich gewordenen Schadens. Trotzdem sage ich rückhaltlos und offen, was ich schon 1877 als Redakteur gesagt habe: Wenn unser Staat kräftig und einflußreich bleiben, wenn gute Sitte und Zucht im Volke erhalten werden, wenn

Handwerk und Bauernstand wieder gesunden soll, dann muß, und das auf allen Gebieten des Volkslebens, und nicht am wenigsten in der Presse, der Einfluß des Judentums gebrochen werden. In diesem Ziele müssen alle Patrioten, alle volkstümlich gesinnten Parteien einig werden. In der Judenfrage handelt es sich, wie J. Werner in „Sozialreform oder Sozialrevolution" (S. 48) mit Recht hervorhebt, „weit weniger um einen Angriff auf die Israeliten, als um eine Verteidigung und Wahrung christlicher Interessen, nicht um die Emancipation der Juden, sondern um die Emancipation von den Juden." Der Antisemitismus darf nicht Selbstzweck sein, sondern eine Aufgabe, der wir uns im Glauben an den Beistand Gottes mit sittlichem Ernste, ohne jede Spur von Hetzen und „Radau" machen, hingeben müssen, wenn wir das wahre und alleinige Ziel erreichen wollen: Die wirtschaftliche und geistige Wiedergesundung des Volkskörpers und der Volksseele. „Rückkehr zur christlichen Weltanschauung, Alles mit Gott durch Jesum Christum, unsern Heiland" muß die Losung heißen in allen Kämpfen der Gegenwart und bei der Arbeit der Sozialreform. Nur das „in Christo tota salus", nur die Überzeugung, daß an Gottes Segen alles gelegen ist, kann der Einheitspunkt sein, von dem aus „unitis viribus", Hand in Hand, mit Schwert und Kelle erfolgreich für das Volk gekämpft und gearbeitet werden muß, wenn es mit der gewissen Hoffnung des Sieges geschehen soll. Es bleibt dabei: „In diesem Zeichen — und nur in diesem! — wirst du siegen." Wenn sich aber die in Rede kommenden politischen Vereine — ich lasse dahingestellt aus welchen Gründen — untereinander streiten und sich gegenseitig die Wasser abgraben, dann zerstören sie selber die Wirkung ihrer Arbeit. „Juncti valemus, collidentes frangimur, Friede ernährt und Unfriede zerstört." An die Fabel vom Pfeilbündel brauche ich nicht zu erinnern. Aber die zum Teil sehr ungehörigen Angriffe auf Ministerium und Kreisamt und alle Obrigkeit, wie sie in Veranlassung bestimmter Vorgänge und Entschließungen in antisemitischen Blättern und auf antisemitischen Versammlungen auch in unserem Hessenlande immer wieder vorkommen, möchte ich mit aller Entschiedenheit als eines Patrioten, der sein Volk bauen und nicht unterwühlen will, unwürdig hier zurückgewiesen

haben. Damit werden am letzten Ende nur die Geschäfte der Sozialdemokratie besorgt. Auf alle Fälle sollte ein überzeugter Christ, der sein Evangelium hoch hält, an derartigen Ungehörigkeiten sich nicht beteiligen. „Es ist keine Obrigkeit als von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet.“ Schon um Gottes Willen sollte also jeder Christ der Obrigkeit die gebührende Ehre geben. Das schließt keineswegs ein Opfer der Überzeugung in sich ein, aber respektlose Opposition schließt es aus. Am allerwenigsten kann ich Gefallen haben an den leichtfertigen, geradezu gotteslästerlichen Angriffen, welche bis in die neueste Zeit von antisemitischen Zeitungen und Volksrednern gegen das Alte Testament erhoben werden, — und nicht allein gegen einzelne Personen des Alten Testaments, sondern sogar gegen den Gott, welcher im Alten Testament gepredigt wird, und der doch kein anderer ist als der Gott des Neuen Testamentes, der Vater unseres Herrn Jesu Christi, und durch ihn auch unser Vater. Das kann sich kein gläubiger Christ gefallen lassen, das geht nicht allein gegen den Glauben, sondern auch gegen die Ehre, und wenn das wiederholt vorkommt und nicht vollständig eingestellt wird, dann muß sich jeder wahre Christ von solchem Antisemitismus abwenden,*) trotz aller Sympathie, die er namentlich den wirtschaftlichen Einrichtungen desselben, namentlich auch der Einrichtung eines sogenannten „Rechtsrats“ entgegenbringt.

*) Hierüber war in der politischen Umschau des „Hess. evang. Sonntagsblatt“ (Nr. 2 von 1892) folgendes zu lesen: „Wenn die Antisemiten in ihren Blättern, wie z. B. in Nr. 467 des Böckel'schen „Reichsheroldes“ und wiederholt in den „Deutsch-sozialen Blättern“ die Hoheit des Alten Testaments, gar unseres Herrgotts, der in den heiligen zehn Geboten zu uns redet, antasten, da hört die Freundschaft auf. Das lassen wir uns von niemand, auch nicht von dem „Reichsherold“, gefallen. Und wo ist ein Christenmensch, der noch ferner dieses Namens wert sein will, der es sich gefallen läßt, daß der „Reichsherold“ sagt: „Die jüdische Religion ist eben untrennbar von dem jüdischen Volkscharakter! In ihrer Religion spiegelt sich der Charakter der Juden in seiner ganzen wenig löblichen Eigenschaft wieder. Das monistische (einheitliche, einzig für sich seiende) Wesen des Judengottes, der keine anderen Götter neben sich dulden will, ist das jüdische Wesen unter den Völkern. Jehovah, der einzige Gott, die Juden sein auserwähltes Volk! Diesem will er die Macht über alle Völker verschaffen und sich dafür verherrlichen lassen.“ In den (antisemitischen) „Deutsch-sozialen Blättern“ heißt es gar: „Nein, ihr Herren, das Alte Testament hat mit dem wahren Christentum nichts zu thun, es ist genau so antichristlich, wie

Auf den Rechtsrat lege ich aber deshalb ein besonderes Gewicht, weil durch denselben dem Bauer in verwickelten Rechtsangelegenheiten Rat erteilt, Streit unter den Bauern vermittelt und kostspielige Prozesse vermieden werden. Die Prozeßsucht ist ja von jeher ein Krebsschaden des Bauernstandes und der klaffende Spalt im Haushalte gewesen, durch den der Wucherer gewünschten Eintritt findet. Und ähnelt die Geschäftsführung mancher Advokaten — von den hohen Gerichts- und Anwaltskosten ganz abgesehen — nicht dem Treiben des Wucherers wie ein Ei dem andern? Wohl kenne ich das Wort: „Nach einem Lot Recht soll man das beste Pferd im Stalle zu Schanden reiten", ein durchaus verkehrtes Wort, denn mit dem „Pferde" wird gar oft Haus und Hof und die ganze Familie zu Schanden. Auch ist es gewiß nicht immer das verletzte Rechtsbewußtsein, das zum Prozesse treibt, sondern gar oft eitel Rechthaberei und Mangel an Selbsterkenntnis und Selbstzucht. Jener Bauersmann hat nicht gar viele seines gleichen, der einem Anwalt eine Sache vortrug und nach Versicherung des Anwalts: „Diese Sache wird unter allen Umständen gewonnen", nach dem

das Neue Testament antijüdisch ist. Und der Gott Christi ist keineswegs identisch (gleichbedeutend) mit dem Jahweh und Schaddai des Judentums. Der Gott Christi ist der Gott des Lichtes und der Liebe, der Schöpfer des Alls, — Jahweh aber ist der Geist der Zerstörung, der Finsternis, des Hasses." Man weiß wahrlich nicht, worüber man sich am meisten entrüsten soll —: ob über die greuliche Unwissenheit, die hier als Wissenschaft auftritt, oder über die Gotteslästerung, die sich mit der Person Christi zu decken sucht. Der Gott des Alten und des Neuen Testaments, der ist ein und derselbe Gott. Der Gott, welcher in dem 1. Gebote sagt: „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir!", das ist derselbe Gott, welcher bei der Taufe Christi ausruft: „Das ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe". Wenn aber der Gott des Alten Testaments nicht mehr gelten soll, wie kann man dann noch für seine Gebote Geltung verlangen, — für seine Gebote, die dem arbeitenden Volke einen Ruhetag garantieren, welche den Leib und das Leben, die Ehe, das Eigentum, den guten Namen schützen wollen?! Wenn das Alte Testament in den Kot getreten wird, wie will man denn das Neue hochhalten? Und wenn das antisemitische Blätter thun dürfen, wie kann man dann die sozialdemokratischen als ehrlicher Mann noch bekämpfen? Nein, nein! Mit einem solchen Antisemitismus kann ein Christ ebensowenig etwas zu schaffen haben, wie mit der Sozialdemokratie. Und wenn Dr. Böckel dem Volke wirklich nützen will, dann bitten wir ihn herzlich, solche Artikel wie den in Nr. 467 in seinem Blatte nicht mehr zuzulassen. Die verwirren die Gewissen." —

Hute griff und sagte: „Das ist's, was ich wissen wollte; ich habe ihnen die Sache meines Gegners erzählt. Adieu Herr Anwalt!" Weit häufiger finden sich landauf landab Belege zu jenem Bilde, das ein angehender Maler fertigte. Ihm war von seinem Meister die Aufgabe gestellt worden, einen Prozeß zu malen. Da malte er einen Mann im Hemde und einen ganz nackten Mann. Auf die erstaunte Frage des Malers, was das bedeuten solle, gab der Schüler die Antwort: „Der nackte Mann hat den Prozeß verloren und der im Hemde hat ihn gewonnen." Und ist es anders? Ich habe selber einen wohlhabenden Bauersmann gekannt, der wegen 5 Malter Gerste und zwar um etlicher Kreuzer willen, die er mehr beanspruchte, als der Handelsmann ihm zugestanden haben wollte, einen Prozeß anstrengte, der ihm rein 500 Gulden Gerichts- und Advokatenkosten einbrachte und die Ursache seines Bankerottes wurde. Erst ein wohlhabender Bauersmann, ist er als armer Taglöhner gestorben. Wahrhaftig, einer unserer hessischen Landgrafen hat nicht so Unrecht gehabt, als er an den Rand etlicher ihm vorgelegten Prozeßakten das Verslein schrieb, durch dessen Wiedergabe ich aber den vielen ehrenwerten Vertretern des Anwaltsstandes gewiß nicht zu nahe treten will, —:

„Krieg, Pestilenz und teure Zeiten
Sind drei arge Plagen,
Setzt man die Advokaten dabei,
So kann man von ihrer viere sagen."

Wohl gilt der „Prozeßkrämer" im Volksmund als ein sittlich unzuverlässiger Mensch, mit dem keiner etwas zu schaffen haben will. Und dennoch werden jahraus, jahrein vom deutschen Bauer Millionen der Prozeßsucht geopfert. Der „Rechtsrat", den die hessischen Antisemiten eingerichtet haben, — freilich längst vor ihnen der Freiherr v. Schorlemer-Alst in dem „Westfälischen Bauernverein!" — hat Großes erreicht, wenn er der Prozeßsucht im Bauernstande steuert. Die Prozeßsucht ist mit eine der Ursachen, die der Herrschaft des Mammonismus seinen beängstigenden Einfluß verschafft haben, einen Einfluß, der das gedeihliche Dasein des Bauernstandes, der gesamten Landwirtschaft so sehr in Frage stellt, daß schon 1878 die Nr. 329 der „Frankfurter Zeitung" einem jungen Mann, der sich der Landwirtschaft widmen wollte, im Briefkasten den Rat gab:

„Mein junger Freund, behalten Sie Ihre Papiere und schneiden Sie ruhig Ihre Coupons ab. Die Landwirtschaft ist ein Geschäft für arme Leute oder für solche, die es werden wollen.“ Der bekannte Volkswirt Schmoller aber schreibt: „Geht der Gang der Dinge in der seitherigen Weise ungehindert weiter, dann haben wir in 20—30 Jahren, jedenfalls in 50—100 Jahren keinen selbständigen Bauern mehr.“

Das um so mehr, als zum Drucke des Mammonismus der Einfluß des Materialismus kommt, — des Materialismus in Form der Genußsucht und der Kirchenentfremdung, um nicht zu sagen des Unglaubens.

Ich will durchaus nicht bestreiten, daß der Bauer im Allgemeinen recht fest „am Groschen“ hängt. Sein Ende wäre ja auch wirklich ganz nahe, wenn die Lehre der Sozialdemokratie, welche das „Sparen ein volkswirtschaftliches Laster“ heißt, Eingang bei ihm gefunden hätte. Im Großen und Ganzen ist im Bauernstande auch gewiß eher über Geiz als über Verschwendung zu klagen. Der Bauer weiß, daß der „Sparenichts“ und der „Habenichts“ unter einem Dache wohnen und unter einem Dache schlafen. Darum sagt er sich und den Seinen: „Spare in der Zeit, so hast du in der Not“. Und trotzdem wird in Deutschland für Getränke mehr wie anderthalb mal so viel ausgegeben als für das Militär. Auf den Kopf der Bevölkerung kommen jährlich 37 *M.* 51 *Pf.* Das trifft gewiß nicht allein die städtische Bevölkerung und die Arbeiter. Zwar ist es bekannt, daß die Lehre von der „verdammten Bedürfnislosigkeit“ unter den Arbeitern viel Anhänger gefunden hat. Die sozialdemokratischen Blätter sind vielfach die reinsten Vergnügungsanzeiger. Auch die Genußsucht der „oberen Zehntausend“ muß aufs schärfste be- und verurteilt werden. Umso mehr, als sie ansteckend nach unten wirkt. „Böse Beispiele verderben gute Sitten.“ Aber ist nicht auch auf den Dörfern die Zahl der Wirtshäuser weit über „das Bedürfnis“ gewachsen und wächst von Jahr zu Jahr? Allerdings „macht die Gelegenheit Diebe“. Aber die Gelegenheit würde schwerlich so oft geboten werden, wenn nicht die Lust vorausgesetzt würde und auch vorhanden wäre, die Gelegenheit zu benützen. — Früher galt es dem Bauersmann als Schande, wenn er einen Sonntag ohne Kirchenbesuch verstreichen ließ. Heute giebt's

Dörfer, wo mancher nur alle Vierteljahre einmal zur Kirche kommt, aber im Wirtshause ist er jeden Sonntag, in manchen Dörfern sogar am Vormittage des Sonntags zu treffen. Und doch steht es fest, daß „im Glase von jeher mehr Leute umgekommen sind, wie im Weltmeere.“ Gerade dem Bauersmanne gilt das alte Wort: „Die Kart und die Kanne macht dich zum armen Manne.“ Ja, das „Frühschoppen“-trinken ist nicht mehr bloß noch eine städtische Krankheit, und wenn jener Amerikaner meinte, daß in Deutschland der Sonntag „eine Gelegenheit zum Lagerbiertrinken“ sei, so ist für diese schlechte Meinung nicht bloß der Stadtbewohner, sondern auch der Landbewohner verantwortlich zu machen.

Wo ist die alte Bedürfnislosigkeit, die alte, gute Einfachheit der Sitten und Lebensgewohnheiten geblieben? Ich denke gar nicht des alten Satzes: „Selbstgesponnen, selbstgewoben, selbstgemacht — ist die schönste Bauerntracht.“ Das ist mit der ganzen alten und doch so kleidsamen und wahrhaft schönen Volkstracht für alle Zeiten unwiederbringlich vorüber. Ich kann es kaum annehmen, daß die Mädchen des Busecker Thals und der Rabenau in der den Städterinnen nachgeahmten Tracht ihrem „Schatz“ jetzt besser gefallen, als vor Jahren, wo sie noch in ihrer Volkstracht frisch und nett einhergingen. Auch kann ich mir nichts Schöneres und zugleich Reicheres und Mannhafteres denken, als einen Lippe-Schaumburger Bauersmann in seiner Sonntagstracht —: einreihiger, schwarzer Rock mit großen Silberknöpfen oder durchlöcherten Thalern anstatt der Knöpfe, kurze, gleichfalls schwarze Kniehosen und hohe Stiefel und die pelzverbrämte Sammetmütze auf dem hoch getragenen Haupte. Ich habe sie noch so gesehen, fürchte aber, daß sie nicht mehr lange so zu sehen sind. Das läßt sich ja nicht ändern, aber dennoch:

„Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer wird gar so weh!“

Ja, wo ist sie geblieben, die alte, so schöne und zugleich stolze Bedürfnislosigkeit der Väter und Großväter! Jener Westerwälder Bauernbursche, von dem Riehl in: „Die bürgerliche Gesellschaft“ erzählt, gehört gewiß nicht zu meinen Idealen. Der hatte all sein Lebtage noch nicht in einem Bette geschlafen und als er in der Kaserne zu Weilburg zum erstenmale in ein solches gelegt wurde,

fing er an zu weinen und ist zweimal fahnenflüchtig geworden, weil er sich mit dem Gedanken, in einem Bett zu schlafen, und überhaupt mit dem für ihn „allzu vornehmen und üppigen Leben" in der Kaserne durchaus nicht befreunden konnte. Ich gönne jedem jeden erlaubten Lebensgenuß, den er bezahlen kann, und jede erlaubte Lebensfreude an Nahrung und Kleidung. Aber:

„Wer sich nicht nach der Decke streckt,
Dem bleiben die Füße unbedeckt."

Und heutzutage braucht manche Bauerntochter so viel an Bändern, Tüchelchen und allerlei An- und Umhängsel, daß ihre Großmutter 10 Jahre lang ihre Kleidungs-Bedürfnisse dafür hätte bestreiten können. Und was mancher Bauernbursche und durchaus nicht immer der reiche, an einem einzigen seiner Vereinsfeste braucht, das würde ebenfalls dem Großvater weit über den Horizont reichen.

O diese allerlei Vereine und Vereinsfeste! Ich bin durchaus kein Gegner derselben, im Gegenteil: ich bin überzeugt, daß sie bei vernünftiger Beschränkung und einsichtiger Leitung viel Gutes stiften könnten. Aber während der ganzen schönen Sommerzeit am einen Sonntage ein Turnerfest, am zweiten ein Sängerfest, am dritten ein Schützenfest und das in buntem Wechsel als Fahnenweihe oder Jahresfest oder wie das Kindlein sonst getauft wird, geht über das Erlaubte und Vernünftige, das geht „über das Bohnenlied". Man meint fast, der weiland König Jerome von Westfalen wäre als „Immer lustik" der Lehrmeister auch der Bauernjugend geworden. Aber das Sprichwort sagt:

„Wer allzeit säuft und allzeit schlemmt,
Behält zuletzt kein ganzes Hemd."

Vorzugsweise der sogenannte „Manschettenbauer", d. h. diejenige Gattung des Bauernstandes, die kein Bauer sein und heißen, sondern den Herrn „Ökonomen" spielen will, sollte sich jenen Denkspruch merken, den Adam Rieß, der berühmte Rechenmeister, einmal auf einen Rentamtmann gemünzt hat.*) Der kam zu ihm und sagte: „Ich habe jährlich achtzig Gulden Besoldung; davon halte ich zwei Pferde, einen Diener und einen Jungen. Lieber, machet mir die Rechnung, wie ich damit am besten auskommen möge. Rieß antwortete: „Wenn Ihr's multipliziert mit dem Büttel und dividiert

*) Riehl, „Die deutsche Arbeit" a. a. O.

mit dem Henker, so kommt als Fazit der Galgen." Wie bei solch großem Rechenmeister zu erwarten stand, hatte er den Ansatz richtig gegeben, denn gedachter Rentamtmann soll bald hernach gehängt worden sein. Heute freilich wird man nicht mehr gehängt, aber man macht Bankerott.

Im engsten Zusammenhange, im Causalnexus sagt der Gelehrte, mit der zunehmenden Genußsucht steht der abnehmende Kirchenbesuch, der abnehmende Glaube. Wohl weiß ich, daß trotz allem und allem, auch betreffs der alten, guten Sitte und des alten, ungefärbten Glaubens, der Kern des Volkslebens immer noch im Bauernstande liegt. Aber wie viele giebt's denn noch, die allsonntäglich mit Kind und Gesind zur Kirche wallen; wie viele, welche beim Abendgebet die Hände falten; wie viele, die sich nach der Regel halten: „Morgensegen und Abendsegen — Ist Gottes Segen auf allen Wegen"; wie viele, denen die Bibel nicht bloß Schulbuch, sondern Hausbuch ist? Und doch ist es ein wahres Wort: „Wie es im Hause steht mit der Bibel — So steht am Hause auch der Giebel." Auch sagt der alte Arndt, das „deutsche Gewissen", wie er in böser Zeit genannt worden ist:

„Wer ist ein Mann?
Der ist ein Mann, der beten kann
Und Gott, dem Herrn, vertraut!"

Ich fürchte aber, daß es heute viele Bauersleute giebt, für welche der erste Psalm zum überwundenen Standpunkt geworden ist. Und doch, gilt das Alter nicht als Voraussetzung der Weisheit und heißt es nicht: „Die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang"? Der älteste aller Stände ist aber der Bauernstand. Es steht geschrieben: „Gott der Herr nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, daß er ihn b a u e t e." Der erste Mensch ist ein Bauersmann gewesen. Der Bauer ehrt sich also selber als weiser Mann, wenn er ein frommer Mann ist. Aber „die T h o r e n sprechen in ihrem Herzen, es ist kein Gott; sie taugen nichts und sind ein Gräuel mit ihrem Wesen" (Psalm 14, 1). Der „Wandsbecker Bote" sagt in einem seiner schönen Lieder:

Und wenn die junge Saat aufgeht,
Wenn sie nun Aehren schießt;
Wenn so das Feld in Hocken steht,
Wenn Gras gemähet ist.

O wer das nicht gesehen hat,
Der hat das nicht verstand'.
Man trifft Gott gleichsam auf der That —
Mit Segen in der Hand.

Es ist darum ja tief bedauerlich, wenn der Städter vom Glauben abfällt. Thut das aber der Landmann, der Bauersmann, dann ist es einfach unbegreiflich und unverantwortlich; es ist über die Maßen dumm! Der ungläubige Bauer verdient den Namen „dummer Bauer". Er ist dem Manne gleich, der den Ast absägt, auf dem er sitzt. Der ungläubige Bauersmann ist ein verlorener Mann und ihm vor allen gilt es:

Geld verloren — wenig verloren,
Ehre verloren — etwas verloren,
Glaube verloren — alles verloren.

Wer den Bauernstand erhalten will, der muß ihm seinen Glauben erhalten.

Ich habe nun den Grund gefunden,
Der meinen Anker ewig hält;
Wo anders, als in Jesu Wunden,
Da lag er vor der Zeit der Welt.
Das ist der Grund, der feste steht,
Wenn Erd und Himmel untergeht.

Eben darum ist es auch das Streben des Sozialdemokratismus, um von ihm, dem dritten Feinde des Bauernstandes, noch ein paar Worte zu sagen, dem Bauersmann seinen Glauben zu nehmen. Zwar mit so plumpen Ausfällen, wie in der Stadt und bei den Fabrikarbeitern, wagt er — „aus Taktik" — auf dem Lande und vor dem Bauersmann nicht gegen Bibel und Christentum vorzugehen. Er empfiehlt seinen Sendlingen die größte Vorsicht und — Hinterlist, indem er z. B. den Rat giebt, Gebetbücher zu verbreiten, in denen einzelne Blätter mit sozialdemokratischen Lehren eingeheftet wären. Auch Volks- und Jugendschriften nebst Kalendern sollen eingeschmuggelt werden, um nach und nach dem Bauernstande, namentlich der Jugend des Bauernstandes — denn wer die Jugend hat, der hat die Zukunft — mit dem Respekt vor der Bibel den christlichen Glauben zu nehmen, denn — versicherte Bebel ganz richtig mit eherner Stirne im Reichstag — daß man nur auf den Wegen des Atheismus zur kommunistischen Republik gelangen könnte, und Liebknecht sagt in seiner Schrift „Geld- und Bodenfrage":

„Ohne den Landarbeiter und Bauern bleibt unser Ringen ein hoffnungsloses. Mit ihm ist der Sieg uns gewiß." Darum ist für die nächste Zeit besonders die „Landagitation" ins Auge gefaßt, die mit allem Nachdruck, zugleich aber auch, wenn nicht alles verdorben werden soll, mit größter Vorsicht getrieben werden soll. Liebknecht selber hat im „Vorwärts" (Nr. 40 und 41 von 1891) den Agitatoren bestimmte Anweisungen gegeben. „Der Sprecher der Versammlung muß mit den Verhältnissen und der Sprechweise des Landes möglichst vertraut sein, er vermeide nicht nur möglichst, sondern überhaupt jedes Fremdwort und erkläre jedes schwere und dort nicht gebräuchliche deutsche Wort, denn die Landbevölkerung verfügt nicht über so viele Worte, wie der Städter: Abstimmung, geheimes, direktes Wahlrecht, Reichstag — solche uns geläufige Begriffe müssen dort erst gründlich erklärt werden. Dabei rede man nicht von dem Aberglauben und der Unwissenheit des Landmanns, er wird in der Diskussion das schon allein sagen, aber von anderen hört er das nicht gern. Zwar mit dem Pfarrer braucht man durchaus nicht „zimperlich zu verfahren", denn Religion und der Pfarrer sind den Landleuten nicht eins, dafür verkehrt er zu viel mit den Herren. Es hat sich auf dem Dorfe (wenn nicht gerade ein Muckerort in Betracht kommt) eine Philosophie in Sachen der Religion ausgebildet, die uns keineswegs ungünstig ist: religiös sind die Leute im Durchschnitt alle; — aber mit dem Pfarrer halten sie nicht, sie gehen auch in die Kirche und hören ihn an, aber geben nicht viel auf ihn, „das Reden ist sein Geschäft", heißt es". Die Religion selber soll man „ungeschoren" lassen. Das vertragen die Bauern einstweilen noch nicht und wenn man nicht genau nach den Regeln der vorgeschriebenen „Taktik" verfährt, dann kann man es erleben, daß man, wie auch der Abgeordnete Molkenbuhr auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Erfurt hervorhob, „aus den Versammlungen der Landbevölkerung hinausgeprügelt wird." Des ist die viel beredete „Schlacht bei Spenge" ein handgreifliches Zeugnis. Darum ist ja auch die Religion offiziell für eine „Privatsache" erklärt worden, mit der es jeder halten könne, wie er wolle. Ich selbst habe es erlebt, daß sich der sozialdemokratische Abgeordnete Ulrich in einer ländlichen Versammlung für einen „guten Katholiken" ausgab, während er in seinem Blatte, dem

„Offenbacher Abendblatt", erklärte, daß ihm „jedes Dogma" gleich viel und gleich wenig wert sei. Der Zweck heiligt ja die Mittel und die Lüge ist ausdrücklich als „erlaubtes Kampfmittel" erklärt worden.

Auch von der Enteignung, von der Verstaatlichung des Grundbesitzes soll nur mit größter Behutsamkeit, sozusagen nur in „Glacehandschuhen" geredet werden. Denn wenn der verarmte Bauer, der nichts mehr zu verlieren hat, auch schon 1848 zum „Teilen" sehr bereit war, so will doch derjenige Bauer, der noch etwas besitzt, gerne behalten, was er hat. Er ist mit seinem Besitze zusammengewachsen, ein Herz und eine Seele mit seiner Scholle. Nur der Lump, welchen Standes er auch sei, folgt mit Bereitwilligkeit jedem, der ihm eine bessere Zukunft verspricht, zumal, wenn dieselbe ganz von selber, gewissermaßen im Schlafe kommt, wie die Sozialdemokraten von ihrem Zukunftsstaate phantasieren. Deswegen solle gerade dem besitzenden Bauer gegenüber vorzugsweise nur vom Steuerdruck, von den Lasten des Militarismus u. s. w. geredet und der Haß gegen den Adel geschürt werden, denn — heißt es in den „Jahrbücher für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik" — „aus welchen Beweggründen dieselben — die Bauern — zu uns kommen, ob getrieben von Gemeinsinn und Mitgefühl — was auch möglich, wenn auch unter Bauern etwas unwahrscheinlich wäre —, ob aus Rache oder gekränktem Ehrgeiz oder einem anderen selbstsüchtigen Motiv, das könnte uns wohl gleichgiltig sein." *)

*) Die leider eingegangene „Hessische Volksztg." brachte hierüber in Nr. 2 v. J. 1891 einen Artikel, der also lautete:

Stock — Frohndienstseufzer — Hetzpeitsche!

Wilhelm Liebknecht versichert in seiner Schrift „Zur Grund- und Bodenfrage", daß „der mecklenburgische, holsteinische und ostpreußische Landarbeiter in seiner Person das Elend des modernen Lohnsklaven und die Rechtlosigkeit der mittelalterlichen Leibeigenen vereinige, denn: er stehe unter dem Stock". Das ist „starker Tobak!" denkt wohl mancher land- und sachkundige Leser. Dem Vorstande der sozial-demokratischen Partei ist der „Tobak" aber noch nicht stark genug. Auch ist bloß Mecklenburg, Holstein und Ostpreußen viel zu wenig. „Das ganze Deutschland soll es sein!", sagt die neuestens gar stolz gewordene Sozialdemokratie. Sie plant ja fürs ganze Reich einen Einbruch aufs flache Land. Die Landbewohner wissen aber wahrscheinlich selber nicht, in welch elender und verwahrloster Lage sie sich befinden, sintemal sich — wie in der sozial-demokratischen „Volkstribüne" versichert wird — „ihr Geist von dem Geiste des Tieres" sich nur

Es ist der Sozialdemokratie nur um den Ruin des Bauernstandes zu thun, wie ihre Apostel des öfteren ja auch rückhaltlos

sehr wenig unterscheide. Also muß dem Verständnis der Landbewohner von ihren guten Freunden, den Sozialdemokraten, nachgeholfen werden. Für die „dicken Schädel der Bauern", welche gewiß auch gar geschmackvolle Ausdrucksform vom sozial-demokratischen Parteitage in Halle stammt, braucht's der schärfsten Mittel. Zu Liebknechts „Stock" ist darum vom sozial-demokratischen Parteivorstande noch ein Frohndienstseufzer und eine Hetzpeitsche gefügt worden. Doch wir lieben es von jeher, die Herren in ihrem eigenen Lichte leuchten zu lassen. In dem Aufrufe „An die Parteigenossen", wodurch der Einfall aufs flache Land seitens des Vorstandes eingeleitet werden soll, heißt es u. a.:

„Unsere Brüder draußen auf dem flachen Lande, die in Ställen und Hütten hausen, deren Lebenshaltung in den meisten Fällen eine menschenwürdige nicht genannt zu werden verdient, die heute noch unter dem Druck derselben Frohnden seufzen wie damals, als die Leibeigenschaft dem Namen nach noch nicht abgeschafft war, die allen Fährnissen und Drangsalierungen des Großkapitals noch ungeschützter gegenüberstehen als die Arbeiter in den rußigen Fabriken und dumpfen Werkstätten — alle diese armen, ausgebeuteten Landarbeiter sollen zu uns herübergezogen werden, auch ihnen soll der Morgenschein der neuen, der kommenden Zeit gezeigt werden, auch sie sollen wissen, daß sie ein Anrecht haben an der herrlichen Natur, die sie so oft mit blendender Fülle umgiebt, ohne daß sie nach den Früchten, welche die Erde uns allen schenkt, auch nur die Hand ausstrecken dürfen.

Unseren Brüdern von dem flachen Lande muß gezeigt werden, daß das sogenannte patriarchalische Regiment, welches von unseren Latifundien (d. h. Großgrund-) besitzern angestrebt wird, sowohl der Todfeind des Landproletariats als des kleinen Grundbesitzers ist. Auch der letzte Knecht im Stalle soll wissen, daß der Großgrundbesitzer, mit adligem oder bürgerlichem Namen, die Zeiten wieder einzuführen bestrebt ist, wo er mit seiner Meute und seinem Troß dem Bauern über die junge Saat dahingaloppieren, wo er in einem Augenblick des Übermutes die Mühe von Monaten zerstören durfte, und dann den murrenden Untergebenen mit der Hetzpeitsche zur Ruhe zwang. „Das ist das Ideal unserer Landjunker."

Dem Herrn Liebknecht scheint nun aber über Nacht der Gedanke gekommen zu sein, es könnte Leute geben, welche Stock, Frohndienstseufzer und Hetzpeitsche für die Ergebnisse eines nach der Wahrheitsseite hin krankhaft erregten Einbildungsvermögens, d. h. für eitel Flunkereien halten möchten. Als „kluger Mann" sucht Liebknecht darum vorzubeugen. Er sagt in seinem Blatte „Vorwärts": „Man wird uns nach Beweisen fragen"; und erzählt dann, daß auf einem Braunschweiger Gute einmal eine Taglöhnerin von dem Gutsverwalter „geprügelt" worden sei. Und damit glaubt Herr Liebknecht wirklich der Pflicht eines ehrlichen Mannes, das Behauptete zu beweisen, nachgekommen zu sein. Was auf einem Braunschweiger Gute vorgekommen ist, — wir wollen es als wahr gelten lassen, warum

eingestanden haben. So schreibt der sozialdemokratische Schriftsteller Seidel in der „Volksstimme“: „An der Existenz der Bauernklasse haben wir nicht nur kein Interesse, sondern es hängt unsere Emanzipation gerade davon ab, daß sie so oder anders verschwindet, und zwar je eher je besser für dieselbe wie für uns. Sie ist ein

nicht? — das soll ein Beweis sein für Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg, Baden, Hessen? Sie haben doch nicht das Fieber, Herr Liebknecht? . . . Da wär's ja wirklich klüger gewesen, wenn Sie sich auf den bekannten „Hanauer Beweis“ zurückgezogen hätten. Oder sollten Sie es wirklich nicht wissen, wie jener achtundvierziger Gesinnungsgenosse von Ihnen, als er auch allerlei von ihm vorgebrachte „Mordgeschichten“ beweisen sollte, entrüstet ausrief: „Was? beweisen soll ich? — wozu habe ich es denn behauptet?! „Doch Sie wollen ja beweisen. Sie gestatten uns also — und zwar mit besonderer Beziehung auf unser Hessenland, das Sie als Sohn desselben kennen müssen — die ergebenste Anfrage: Wo liegt die Stelle hessischer Erde, auf der die Landarbeiter noch unter dem Frohndienste seufzen müssen? Wie heißt in dem Odenwald oder Vogelsberg, in der Wetterau oder im Riede der Großgrundbesitzer, — adelig oder bürgerlich — der „dem Bauern über die jungen Saaten galoppieren und den murrenden Untergebenen mit der Hetzpeitsche zur Ruhe zwingen möchte?“ Uns selber sind hessische Orte, wo der Frohndienst auf die Thränendrüse wirkt, noch nicht bekannt geworden. Auch kennen wir keine christlichen Großgrundbesitzer, die so verruchte Pläne hegten, und jüdische Großgrundbesitzer, wie in Preußen, giebt es bei uns in Hessen noch nicht. Also: Bitte, Herr Liebknecht, erweitern Sie unsere Kenntnisse. So lange das noch nicht geschehen ist, werden wir uns erlauben, der stolzen Versicherung des „Vorwärts“: „Die Sozialdemokratie ist die einzige Partei, welche die Wahrheit nicht zu fürchten braucht und darum keinen Grund hat, mit unehrlichen Waffen zu kämpfen“ das bekannte Wort vom Eigenlob entgegenzustellen. So lange — wir reden immer nur vom Hessenlande — von Herrn Liebknecht und dem sozialdemokratischen Parteivorstande keine Beweise für Stock, Frohndienstseufzer und Hetzpeitsche beigebracht sind, ebenso lange gelten uns diese Raritäten für bloße Wortkarfunkelei, für Mittel zum Zwecke der Verhetzung, für unwahrhaftige und unehrliche Unterstellungen. Und solch eine Partei will sich der Landbevölkerung als Heiland aufdrängen?!

Freilich, man sagt: „Es ist nichts zu dumm, es findet sein Publikum“. Und für „dumm“, „sehr befangen“ und „verbohrt“ sind ja die Bauersleute wiederholt von den Sozialdemokraten sogar in öffentlichen Blättern erklärt worden. In der „Berliner Volkstribüne“ war erst neulich Folgendes zu lesen: „Wo der Bauer nicht von seiner Religion oder Tradition (d. i. Herkommen) zu einer bestimmten Meinung verhalten wird, dort ist ihm alles einerlei, mag da behauptet werden, was da immer — er ist allezeit bereit mit seinem gedankenlosen: „Es ist a so!“

Nun wohl, die Sozialdemokraten mögen es im Hessenlande versuchen, auch die Bauern zu verführen, sie werden sicherlich die Antwort bekommen; „Es ist nicht a so!“

reaktionäres Element und kein fortschrittliches. Die Verewigung ihres Daseins ist die Verewigung der Lohnarbeit, der übermäßig langen Arbeitszeit, der Hungerleiderei und der Rückständigkeit der landwirtschaftlichen Produktion. Und wenn der Sozialismus, d. h. die Emanzipation, zur Folge hat die Vernichtung der Zwergproduktion in Industrie und Landwirtschaft, warum sollen die in unsere Zeit hereinragenden Trümmer der kleinbäuerlichen Existenz wie andere mittelalterliche Ruinen gehütet und beschützt oder gar noch restauriert werden?" — Und Engels, der nach dem Tode von Marx das delphische Orakel der Sozialdemokraten darstellt, sagt: „Erst muß der Mittelstand — also Handwerker- und Bauernstand — ruiniert werden, um lauter Proletarier daraus zu machen."

Dann freilich könnte Deutschland „liquidieren". „Haben wir das Land," — sagte neulich ein Redner auf dem sozialdemokratischen Parteitage in Berlin — „so haben wir auch das Reich." Die soziale Revolution wäre fertig, zumal sich aus dem Bauernstande ja auch die Armee rekrutiert. Das Ende wäre da? Ja das Ende!

Wessen nämlich der proletarisierte Bauer fähig ist, das zeigen uns nicht nur die Ereignisse der sogenannten Bauernkriege, sondern auch die Vorgänge auf dem Lande während der ersten französischen Revolution; das haben wir Älteren in den Wirren des Jahres 1848 selbst mit Augen gesehen. Die Putsche in Baden und der Pfalz, die Frankfurter Septembermorde und ähnliches kommt, abgesehen von den eigentlichen Revolutionsstromern, vorzugsweise auf Rechnung der proletarisierten Bauern. Riehl sagt darüber: „Der verlüderlichte, proletarische Bauer ging so weit, wie unseres Wissens das städtische Proletariat in Deutschland noch nicht zu gehen gewagt hat: er verbrannte in einigen Orten die Hypotheken- und Lagerbücher. Eine solche Demonstration ist ziemlich deutlich, sie zeigt uns besser als Dutzende von Abhandlungen, wohin der Bauer kommt, wenn der feste Boden des Besitzes unter seinen Füßen zu schwanken beginnt, wenn er der sicheren Richtschnur der Sitte untreu wird, wenn der Branntwein seine Nervenkraft bricht und seine naturwüchsige Derbheit in Bestialität verkehrt." Auch hat Bebel im Reichstage offen erklärt: wenn es bei uns einmal zur Commune käme, dann würde dieselbe leicht viel blutiger verlaufen wie in

Paris, denn, sagte früher einmal Liebknecht, „Brandschäden heilt man nicht mit Rosenwasser."

Gerade von den Sozialdemokraten gilt es, wenn der Heiland sagt Matth. Kap. 7 V. 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, welche in Schafskleidern zu euch kommen; inwendig aber sind sie reißende Wölfe."

Ich glaube, bewiesen zu haben, daß die Not des Bauernstandes eine recht große ist. Und wo ist

III.

Hilfe für den Bauernstand?

Da fällt der Blick zuerst auf den Staat, der schon um seiner selbst willen zur Unterstützung des Bauernstandes verpflichtet ist. Wir sahen bereits, daß er nur zu seinem eigenen großen Nachteil diese Pflicht vergessen konnte. Die entschiedene Versicherung des Kanzlers Caprivi, wie aber vor allem des Kaisers, die Wohlfahrt der Landwirtschaft mit größter Treue bedenken zu wollen, giebt uns die Zuversicht, daß selbst die jüngste Herabsetzung der Zölle nicht als wirtschaftlicher „Atavismus", d. h. als Rückfall in jene Vergeßlichkeit anzusehen ist. Wir hoffen zu Gott, daß für immer jene Zeiten vorüber sind, wo ein freisinniger Abgeordneter dem Bauernstande den Rat gab, wenn Körnerbau und Viehzucht nicht mehr rentierten, so möge er es doch mit dem Anbau der Brennesseln, die ein gutes Gespinnst liefern würden, versuchen; und wo — es war im September 1882 auf dem Kongreß der „deutschen Volkswirte" in Mannheim — der weiland Abgeordnete Braun, ohne ausgepfiffen zu werden, den Satz, daß der Staat dem wirtschaftlichen Schwachen helfen müsse, „mit den Trugschlüssen" vergleichen durfte, „welche durch die Folter Recht schaffen wollten". Deshalb hat auch das neuliche Notstandsgeschrei bei weitem nicht den Erfolg in der Gesetzgebung gehabt, den seine Veranstalter davon erwarteten. Alle Reden, die in dieser Sache von den Ministern gehalten wurden, waren von Wohlwollen für den Bauernstand erfüllt; sie hörten sich an, wie eine Variation des Wortes:

„Der blanke Pflug im freien Feld
Ist das schönste Wappen in der Welt."

Ich bin fest überzeugt, daß sich der Bauernstand auf die derzeitige Regierung fest verlassen kann.

Ein Wort — ein Wort; ein Mann — ein Mann,
Das ist so deutsche Sitte;
Wer nicht darnach sich richten kann,
Der tret' aus uns'rer Mitte.

Es denkt freilich heute niemand daran, daß der Bauernstand nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung und nach Rezepten, die am grünen Tisch geschrieben werden, glücklich werden könnte, welche Ansicht allerdings noch aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts heraus ihre Schatten in die ersten Zeiten sogar der landwirtschaftlichen Vereine hineinwarf. Dabei soll es durchaus nicht bestritten werden, daß es in sehr wohlmeinendem Sinne geschah, wenn z. B. der alte Fritz die Bauern nicht allein durch die sogenannten „Kartoffelpredigten" über den Nutzen des Kartoffelbaus belehren, sondern sie auch durch Soldaten zum Anbau der Kartoffel zwingen ließ.*) Weniger wohlmeinend mag es erscheinen, wenn die Belehrung über Landwirtschaft und andere nützliche Dinge sich oft in den Drohworten des Hebelschen Amtmanns zuspitzte: „Wollt ihr, ihr Bauern, oder wollt ihr nicht?" oder wenn sich bei besonders belehrungseifrigen Landräten die obrigkeitliche Fürsorge für die Bauern sogar

*) Außer der Predigt sollte auch die Poesie dem Nutzen der Landwirtschaft dienstbar gemacht werden. So leitet im Jahr 1796 ein F. W. A. Schmidt in seinem „Kalender für Grazien und Musen" die „Lieder für ein Landmädchen" mit den Worten ein, daß der Prediger Germershausen in seinem Buche „Die Hausmutter in allen ihren Geschäften" bei dem Kapitel vom „Milchwesen" den Wunsch ausgesprochen habe, „daß ein Dichter dem ländlichen Fleiße zu Hilfe kommen und Lieder verfertigen möge, die beim Melken der Kühe oder bei der Pflege des Federviehs gesungen werden möchten." F. W. A. Schmidt sucht dann diesen Wunsch zu erfüllen. Hier sind die Anfangsstrophen zweier seiner landwirtschaftlichen Lieder:

a) Auf dem Wege zum Melken:

„Öffnet man den kleinen Stall,
Guckt mit freundlichem Gebrumm
Sich die Kuh verständig um."

b) Auf dem Wege zum Federvieh:

„Bei des Enterichs Lustgeschnatter
Grüßt man freundlich den Gevatter,
Der vorbei am Zaune geht,
Wo die hohe Linde steht."

zu Ohrfeigen verdichtete. Eine sehr edle Gesinnung und ein warmes Herz für den Bauernstand offenbart dagegen die „Ankündigung ans Vaterland", welche F. C. Freiherr v. Moser, unter dem Landgrafen Ludwig IX. eine Zeit lang allgewaltiger Minister in Hessen, im Jahre 1777 ausgehen ließ als die sogenannte „Oberlandkommission", die „zur Berath- und Verbesserung des allgemeinen Nahrungsstandes" gegründet worden war. Das Schriftstück ist interessant genug, um einiges daraus mitzuteilen.

Die „Ankündigung" beginnt mit den Worten. „Das gewöhnliche Schicksal des deutschen Unterthanen ist, daß ihm von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang Eine Stimme zuruft: Gieb! Gieb! Woher er's nehmen, wie er's erwerben solle? wird seinem Menschenverstande, ob er's mit Gemächlichkeit oder mit Seufzen gäbe? seinem Kummer und Thränen überlassen; ob er seines Lebens froh werde? ob er seinen Fürsten segne oder ihm den Tod wünsche? darüber setzt sich die Kameral-Philosophie unserer Tage großmütig hinaus. Genug, wenn er giebt, Beweis genug, daß er's hat. Wohl dem! der keine Ursache findet, in diesen Zügen das Bild des eigenen Vaterlandes zu finden."

Hierauf wird das Arbeitsfeld des Ausschusses in 7 Rubriken näher angegeben. Auf die Verbesserung des städtischen und ländlichen Haushalts, des Schuldenwesens, der Vormundschaften, des Ackerbaus und der Viehzucht, auf die Vermehrung und bequeme Verschaffung der Lebensmittel, die Hebung des Handels und der Fabriken, die Besserung des Erziehungswesens sollte die Behörde hinarbeiten.

„Der Fürst", heißt es dann weiter, „wird nicht als Herr, sondern nur als Vater erscheinen und der Bauer soll erst sehen und dann glauben."

„Befehle und Zwangsmittel" sollen nur ausnahmsweise bei offenbarem bösen Willen stattfinden, „aber wer guten Rat und Hilfe finden will", der soll stets ein offenes Ohr und ein warmes Herz finden.

„Bei dieser ernsten und reinen Gesinnung hielt sich gleichwohl die Landkommission überzeugt, daß sie keinen Himmel auf Erden schaffen, nicht alle Hügel und Berge eben machen, am wenigsten mit dem Zauberstabe in der Hand eine Wüste schnell in ein Paradies verwandeln werde."

Dies um so mehr, als Freiherr v. Moser sehr über „die Menschen dieses Landes Hessen, ihre petrefizierte Denkungsart, ihren eisernen Hartsinn gegen alles Neue und Ungewohnte“, sowie über die Widerharigkeit der Beamten zu klagen hat. Er sagt in der „Ankündigung“: „Die Beamten des Landes haben es hier und da so weit gebracht, daß der Landmann sie als seine geborenen Erbfeinde betrachtet, welche dazu erschaffen und besoldet seien, um nur die Bauern zu prozessieren, zu sportulieren, zu exequieren und wenn nichts mehr zu haben ist, zu inventieren und zum Lande hinaus zu vexieren.“

In welch herzbeweglicher und gewissenandringender Weise Freiherr v. Moser die Geistlichen ermahnt, sich doch auch der leiblichen Wohlfahrt der befohlenen Gemeinde anzunehmen, das mitzuteilen, will ich mir für eine andere Stelle vorbehalten. Hier sei nur noch bemerkt, daß er als Beispiel gelten kann für viele seines Gleichen in jener Zeit, die, wie gesagt, den Bauer von oben herab, sozusagen als Obervormund und zwangsweise glücklich machen wollten. Heute ist der Bauer selbständig geworden. Er braucht von seiten des Staates nur gute Gesetze in Bezug auf das Steuer- und Zollwesen, die Verwaltung der Genossenschaftskassen, die Börse, den Wucher und vielleicht die Vererbung, Güterteilung und das Schuldenwesen, um dann im Rahmen dieser und ähnlicher Gesetze zu zeigen, was er im Besitze der zähen Beständigkeit und im Glauben an Gott, dem er im Großen und Ganzen noch treu geblieben ist, selber für die Erhaltung seines Standes zu leisten vermag. Unter guten und darum dem Bauernstande förderlichen Gesetzen sind aber nur solche zu verstehen, die Stadt und Land nicht über einen Kamm scheren und vor allem, wie es auch die Meinung der kaiserlichen Botschaften vom 17. Nov. 1881, vom 18. Juni 1888 und 4. Febr. 1890 ist, auf dem Boden der christlichen Weltanschauung erwachsen sind. Gewiß soll damit die Bibel nicht zu einem corpus juris der Volkswirtschaftslehre, noch der Katechismus zu einem Compendium für das Steuerwesen gemacht werden, aber für die Grundzüge und den Geist einer guten Gesetzgebung sind unleugbar in der Bibel bestimmte Fingerzeige gegeben. Man gedenke nur der Worte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist“ — „Schoß, dem der Schoß, Zoll, dem

der Zoll gebühret" — „jeder Arbeiter ist seines Lohnes (d. h. des in den Verhältnissen begründeten Lohnes) wert" — „wer die Seinen, sonderlich die Hausgenossen vergisset, der hat den Glauben verleugnet und ist ärger wie ein Heide" und viele andere. Damit wird, wie gesagt, die Bibel noch lange nicht zu einem Lehrbuch für Volkswirtschaft gemacht, wie sie ja auch kein Lehrbuch der Astronomie oder Geologie sein will, aber sie ist und bleibt, wie der Große Kurfürst sagte, „der beste Lehrmeister auch in der Politik". Darum ist es, nebenbei bemerkt, durchaus gegen die Natur des Christenvolkes und keineswegs die Gewährschaft einer guten Gesetzgebung, wenn Juden derselben den Stempel ihres Geistes aufdrücken dürfen. Das „in Christo tota salus" gilt auch in der Gesetzgebung. „Wie es im Hause steht mit der Bibel, so steht am Hause auch der Giebel." Und der Staat ist auch ein Haus.

Freilich wird sich der Bauer nicht, wie weiland Münchhausen, selber an dem Schopfe aus dem Sumpfe ziehen können. Wohl aber wird er mit Gottes und wohlgesinnter Freunde Hilfe auf dem Wege der Organisation und der aus der Organisation herausgewachsenen und durch sie gefestigten und gekräftigten gemeinsamen Arbeit nach und nach aus dem Sumpfe, in dem er vielfach noch steckt, herausgelangen können. Allerdings ist es fast leichter, einen Eichbaum in einen Blumentopf zu pflanzen und das Weltmeer in eine Kaffeetasse zu füllen, als alle Leute unter einen Hut zu bringen, also daß Bismarck im Reichstage einmal sagen konnte: „Wenn vier Deutsche zusammenkommen, dann sind jedesmal fünf Ansichten vertreten." Aber wenn alle Welt sich sammelt, wenn Arbeiterschaft, Handwerk und Gewerbe sich einheitlich zusammenthun und zur Wahrung ihrer Interessen, also zu gemeinsamer Standes- und Berufsarbeit an- und ineinander schließen, sollte dann allein der Bauer, in seiner Vereinzelung beharrend, das kainitische „Soll ich meines Bruders Hüter sein"? immerdar als Wahlspruch des Bauernstandes festhalten? Soll denn der Bauer allezeit dazu verurteilt sein, öffentlich nur als „Stimmvieh" da zu sein und seine Bürgerpflicht für erfüllt zu halten, wenn er die verschiedenen politischen Parteien, sogar diejenigen, die in Grundsätzen und Bestrebungen Gegner des Bauernstandes und seiner Interessen sind, unterstützt? Da wäre die Geschichte jenes Mannes, der den Ast

absägt, auf dem er sitzt, nur eine Darstellung der Geschichte des Bauersmanns, dem die Unterschrift gegeben werden müßte: „Was der Mensch wert ist, das widerfährt ihm."

Allerdings ist es ja eine sehr heilsame Lehre für Frieden und Verträglichkeit: „Ein Jeder kehr vor seiner Thür, er findet Schmutz genug dafür", aber noch besser ist das Wort des Heilands: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst" — mit Betonung des Wortes „Nächster" — und das andere Wort: „Daran wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seid, so ihr Liebe unter einander habt." Oder wäre es nicht eine unglaubliche Thorheit, wenn Einer bequem die Hände in den Schoß legen oder sich freuen wollte, daß es im Bette so schön warm ist, während dem Nachbar das Haus brennt? Mag der Bauersmann auch das Wort Scheffels im „Gaudeamus":

„Auch unsereins kann's zu was bringen,
Wenn er nur herzhaftiglich drückt"

nicht kennen, so hat er doch aus dem jedenfalls sehr lehrreichen Beispiele der Arbeiter gelernt, daß durch die Vereinigung Vieler leicht erreicht wird, was dem Vereinzelten in seiner Vereinzelung stets unerreicht bleibt und daß aus dem Zusammenfluß der einzelnen Groschen ein großes Gesamtkapital wird, durch das in den Zwecken der Gesamtheit auch dem Vorteil des Einzelnen gedient wird. Betreffs der Arbeit, wie auch des Kapitals — beides gehört zusammen in der Erreichung großer Ziele — gilt das Sprichwort: „Eintracht unter Brüdern ist Vorspann den Berg hinauf". Auch haben wir es längst zwar sehr schön gefunden, wenn Schiller sagt:

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinen großen Zielen.
Nur in dem Ganzen wirket er.
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühlen.

Aber noch schöner ist es, wenn Männer wie Schorlemer-Alst und Fr. Wilhelm Raiffeisen den Bauern gezeigt haben, wie man die gute Theorie in die noch bessere Praxis übersetzt. Die zähe Beharrlichkeit aber, welche den Bauernstand im Großen und Ganzen auszeichnet, sowie der Respekt vor Bibel, Kirche und Christentum, was ihm, als eiserner Bestand oder noch besser als ein Teil seiner Natur, wenigstens in seinem Kerne von der Väter

Zeit her noch geblieben ist, berechtigt zur Hoffnung, daß diese Praxis nicht bloß festgehalten, sondern sich auch in die weitesten Kreise des Bauernstandes verbreiten und daselbst in Brauch und Übung kommen wird. Diese wiederholt erwähnte zähe Beharrlichkeit, mit welcher der Bauer an altem Besitz, an hergebrachten Gewohnheiten und Erinnerungen fast unablöslich haftet, ließ z. B. jüngst meinen Bürgermeister viele Nächte hindurch nicht schlafen, als bei der Güterteilung zwei seiner nach auswärts verheirateten Kinder ihre Äcker und Wiesen öffentlich versteigern wollten; er beruhigte sich erst, als der im Hause verbliebene Sohn alles übernahm. Ebenfalls aus eigener Erfahrung weiß ich, daß die Angehörigen der ehemals selbständigen Standesherrschaften Laubach, Lich und Braunfels sich heute noch, trotz aller Freude am neuen Reich, als „Laubacher", „Licher" und „Braunfelser" bezeichnen. Fast noch charakteristischer, wenn auch nach der spaßhaften Seite hin, ist eine Mitteilung, die Riehl in „Die bürgerliche Gesellschaft" S. 48 macht, und die ich, natürlich ohne auch den entferntesten Anklang an einen Vergleich, hier mitteilen möchte.

In einem Dorfe am Taunus hatten die Schultheißen den historisch gewordenen Brauch, bei Schlägereien die Unbändigsten nicht in das Ortsgefängnis, sondern zur Verschärfung in ihren Schweinestall zu sperren. In neuerer Zeit aber übertrug die Regierung, um der „Roheit" der Gemeinde zu steuern, einem „aufgeklärten" Manne das Schultheißenamt, der denn auch jene eigenartige Strafverschärfung sofort abstellte. Dem ganzen Dorfe gefiel aber diese unerbetene „Reform" des Gefängniswesens so schlecht, daß es sich mit dem Ersuchen an die Behörden wendete, man möge ihnen wieder einen „kräftigen" Mann zum Schultheißen geben, der auch nach Recht und Gerechtigkeit, „wie vordem geschehen", zu strafen den Mut habe. Und der Schultheiß, welcher den Schweinestall abgeschafft, konnte nie zu rechtem Ansehen gelangen. Dies hat sich noch am Anfange des 19. Jahrhunderts zugetragen.

Dieselbe zähe Beharrlichkeit wird sich, wenn nicht alles täuscht, auch geltend machen durch entschiedenes Festhalten des Neuen, wenn es erst allgemein als recht und vorteilhaft erkannt worden ist.

Was ich aber vorhin als „eisernen Bestand" des von den Vätern her ererbten und in die Natur übergegangenen Christentums

bezeichnet habe, kraft dessen der „Bauer von guter Art" immer noch auf Zucht und Ordnung in Haus und Hof, wie in der Familie und auf der Straße hält, und ihm die Arbeit in seinem Berufe nicht als unerträgliche Zumutung, sondern als sittliche Pflicht erscheinen läßt; kraft desselben Christentums wird er auch allgemach einsehen, daß auch die Arbeit in den bäuerlichen Genossenschaften und Genossenschaftskassen ihm nicht bloß zum Vorteil gereicht, sondern ebenfalls eine sittliche Pflicht, eine Berufspflicht ist, deren Erfüllung dem Worte untersteht: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen." Für alle Fälle ist bei der Antwort auf die Frage: „Wie kann dem Bauernstande geholfen werden?" der Hauptnachdruck auf die Selbsthilfe zu legen, wie denn auch schon über der Thüre am Hause des großen Bauernfreundes, Freiherrn v. Stein, geschrieben stand: „Selbst ist der Mann!"

Aber es heißt auch: „Bet' und arbeit, so hilft Gott allezeit." In diesem Worte, in der thätigen Liebe also zu Gott und den Menschen, liegt Fundament und Leitmotiv, wie für die Bauernvereine, soweit sie nach Schorlemers Vorgang und in seinem Geiste im Norden und Süden des Vaterlandes entstanden sind, so vornehmlich auch für die Raiffeisen'schen Spar- und Darlehenskassen, mit all den anderen Genossenschaften, die in mehr oder weniger engem Zusammenhange mit der Steuergenossenschaft gegründet worden sind, als da sind: Konsumvereine — Vereine zur Beschaffung von Gegenständen des landwirtschaftlichen und gewerblichen Betriebs — Absatzvereine — Magazinvereine — Produktivgenossenschaften u. s. w., die Pfennigsparkassen, die hauptsächlich die Schulkinder im Auge haben, nicht zu vergessen. Dermalen bestehen in Deutschland 1800 Kassen, die nach Raiffeisen'schen Grundsätzen gegründet sind und geleitet werden, mit 160000 Mitgliedern, die wieder in verschiedene Haupt-Verbände zusammengefaßt sind, deren größter mit 900 Vereinen seinen Sitz in Neuwied hat, zuletzt der Wohn- und Wirkungsort von F. W. Raiffeisen und jetzt seiner Nachfolger.

Die Einrichtung und Geschäftsführung der Raiffeisen'schen Genossenschaften darf ich als bekannt voraussetzen. Nur wenige Worte über den äußeren Aufbau derselben: Jeder Verein umfaßt regelmäßig nur die Glieder eines einzigen Kirchspiels. Alle Mit-

glieder haften solidarisch für alle Verbindlichkeiten ihres Vereins. Zweck des Vereins ist die Verbesserung der Verhältnisse seiner Mitglieder in sittlicher und materieller Beziehung. Dieser Zweck wird zu erreichen gesucht durch Ausleihung von Kapitalien an Kreditbedürftige und würdige Mitglieder gegen Stellung eines Bürgen (niemals Wechsel) und durch Darbietung von Gelegenheit, etwaige ersparte Gelder auch in den kleinsten Beträgen verzinslich anzulegen.

Auch der „Mitteldeutsche Bauernverein", der von Dr. Böckel gegründet worden ist, ruht insoweit auf christlicher Grundlage, als nach § 4 seiner Statuten nur der Angehörige „einer der christlichen Konfessionen" Mitglied sein kann, obgleich sittliche Zucht und christlicher Lebenswandel nicht mit dem gleichen Nachdrucke betont wird, wie das in den Schorlemer'schen Vereinen und den Raiffeisen'schen Genossenschaften der Fall ist. Doch verdient auch der „Mitteldeutsche Bauernverein" mit allen seinen Einrichtungen auch von seiten der einzelnen Christenleute, wie der Vereine für Innere Mission, und der Pfarrer alle Unterstützung und jede Förderung, sobald — das ist aber auch die unbedingte Voraussetzung — die Anstöße beseitigt sein werden, deren ich vorhin schon gedacht habe und auf die ich zum Schlusse noch einmal kurz zurückkommen möchte.

Schon durch die Veranstaltung der ländlichen Arbeiter-Kolonien und die Anlage der Natural-Verpflegungsanstalten hat aber die Innere Mission bewiesen, daß sie nicht allein ein warmes Herz für die Not der Landbevölkerung hat, sondern auch ein reifes Verständnis hat, wie dieser Not entgegengearbeitet werden kann. Und was der preußische Oberkirchenrat am 17. April 1890 den Pfarrern betreffs der Notlage der meist städtischen Bevölkerung zugerufen hat, das gilt — mutatis mutandis — auch von der Not der Landbevölkerung. Er sagte ja in dem angezogenen Ausschreiben: „Zugleich wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß ein evangelischer Geistlicher auch den auf allgemein menschlichem Gebiete sich bewegenden Wohlfahrtsbestrebungen unserer Zeit, wie den Vereinen zur Herstellung gesunder Arbeiterwohnungen, von Volks-, Siechen- und Feierabendhäusern und dergleichen nicht kalt oder gleichgültig gegenüber stehen darf. Die Förderung der materiellen Wohlfahrt der Arbeiter und ihrer Familien

ist auch eine der Voraussetzungen für die Hebung ihres religiös-sittlichen Lebens. Überall wird es die Aufgabe der Geistlichen sein, die vorhandenen Notstände scharf ins Auge zu fassen, Abhilfe für dieselben zu suchen, die thätige Teilnahme der kirchlichen Gemeindeorgane und der besitzenden Gemeindeglieder daran zu erwecken und ihr die rechte Richtung zu geben."

Und haben nicht auch — allerdings nur im Schrecken vor dem dröhnenden Schritt der „Arbeiter-Bataillone" — selbst diejenigen Kreise, welche ehedem den Pfarrer aus dem öffentlichen Leben am liebsten in seine Studierstube verwiesen hätten, denselben mit lauter, oft zu lauter Stimme in das Treiben des Tages hereingerufen? Jenen Kreisen freilich darf kein Zweifel darüber gelassen werden, daß die Geistlichen keine „schwarzen Gensdarmen" sind, die Schildwache am eisernen Geldschrank stehen und der „Bourgeoisie" den Weg zu Theater und Konzert frei halten sollen. Der Protestantismus ist keineswegs, wie Bebel behauptet hat, eine Religion für die reichen, sondern gerade für die armen Leute. Diesen haben die evang. Geistlichen Geduld und Trost ins Herz und, soweit es möglich ist, Hilfe ins Haus zu bringen, den Reichen aber gar oft das Gewissen wach zu rufen und zu schärfen. In beiderlei Richtung gilt das Wort: „Siehe auf das Amt, das du empfangen hast."

Zur Seelsorge gehört auch die Leibsorge. Oder hat der Herr Christus nicht beten gelehrt: „Unser täglich Brot gieb uns heute"? Das ist doch etwas durchaus Leibliches. Er hat uns auch das Gleichnis vom barmherzigen Samariter erzählt und die Mahnung daran gehängt: „Gehe hin und thue desgleichen", d. h. „Du sollst dem Nächsten helfen und ihn fördern auch in allen Leibesnöten", wie Luther das 5. Gebot auslegt. Auf dem Berge hat er erst die Bergpredigt gehalten und jenem Gichtbrüchigen zuvor die Vergebung der Sünden verkündigt, dann aber gesagt: „Stehe auf und wandle!", und die 5000, die ihm lange zugehört hatten, hat er gespeist und dann den Jüngern befohlen: „Sammelt die übrigen Brocken, daß nichts umkomme!" Ich möchte behaupten, daß diese Vorgänge im Leben des Herrn nicht bloß ihre geistliche, sondern auch ihre leibliche, fast möchte ich sagen: eine volkswirtschaftliche Seite haben. Und wenn uns der Heiland im Anfange von Lukas am 16. das Gleichnis vom klugen Haushalter erzählt mit der Nutz-

anwendung: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon!“, so muß uns das als Beweis gelten, daß es auch Geldgeschäfte gibt, denen das bekannte „non olet“ nicht anklebt, sondern die den Segen der Ewigkeit in sich tragen.

Genug, ich halte das Wort jenes Arztes: „mens sana in corpore sano“ für ein sehr zutreffendes Wort und sehe darin die Berechtigung zu meinem Satze: „Zu einer wirksamen Seelsorge gehört auch eine ernstliche Leibsorge.“

O wie herzbeweglich hat Moser in der vorhin bereits erwähnten „Ankündigung ans Vaterland“ den Geistlichen darüber Vorhalt zu machen verstanden, indem er sagt: „Nie wird den Geistlichen zugemutet werden, Predigten über die Viehzucht und den Flachsbau zu halten und anstatt ihrer Gemeindskinder die Seidenwürmer zu besuchen, . . . aber sie sollen sich nicht erniedrigt zu sein achten, wenn sie sich um die häuslichen Bedürfnisse, Fehler und Verbesserungen des Nahrungsstandes ihres Nebenmenschen bekümmern, ihnen mit Rat und That beistehen, sondern vielmehr sich selbst die frohe Erfahrung verschaffen, daß der Mensch, der in ihnen einen Freund und Berater seiner häuslichen Umstände gefunden hat, den großen Wahrheiten der Religion sein Herz nur um so williger und mit einem weit gesegneteren Eindruck ihrer sonst so oft wie Wasser vom Felsen ablaufenden Ermahnungen öffnen und dadurch ihr verehrungswürdiges, das Beste der Menschheit so unmittelbar bezielendes Amt mit gedoppeltem Segen werde gekrönt werden.“

Und ist es denn nicht „des Schweißes der Edlen“ wert, wenn Sparsamkeit und Wirtschaftlichkeit im Bauernstande gefördert und ein vernünftiges und notwendiges Standesbewußtsein — was alles eine Folge der bäuerlichen Genossenschaften ist — wieder hergestellt wird. Unter Selbstbewußtsein verstehe ich natürlich nicht den mit Recht verrufenen Bauerndünkel, sondern ich verstehe das Hochhalten der Standes- und Berufsehre, wie es in dem hübschen Worte ausgelegt ist:

„Mit Ökonom, da bleib mir fern,
Dies Fremdwort hör ich gar nicht gern.
Denn wer bebaut das deutsche Land,
Ein B a u e r werde der genannt.“

U n d d a s i s t d a s g r o ß e V e r d i e n s t d e r B a u e r n v e r e i n e,

daß sie das Wort „Bauer“, dessen sich seither so viele geschämt, wieder zu Ehren gebracht haben.

Der Bauer ist kein Bauer mehr,
Macht ihm das Bäuerlein Beschwer.

Wie würde es auch jeden Volksfreund erfreuen, wenn im „Jugendbund“, wie er gerade vom „Mitteldeutschen Bauernverein“ in den einzelnen Ortschaften erstrebt wird und vielwärts auch eingerichtet ist, nicht allein bäuerliches Standesbewußtsein und Vaterlandsliebe, sondern auch gute Zucht und christliche Ordnung, die immer damit verbunden sein sollten, allezeit und überall gepflegt würde! Oder heißt es nicht: „Einfalt, Demut, Redlichkeit — steh'n dir wohl, du Sohn von Teut“? Es heißt aber auch:

„In dem Hause fröhlich und tugendlich,
Auf der Gasse ehrsam und züchtiglich,
In der Kirche demütig und inniglich,
An allen Enden fromm und ehrenfest,
Allzeit in Gottesfurcht —: das ist das Best!“

Dazu segne Gott den „Jugendbund“ an allen Orten.

Und endlich: Heißt es nicht in den Pfaden des barmherzigen Samariters wandeln, wenn man einen Bauersmann aus den Klauen des Wucherers durch einen Raiffeisen'schen Verein rettet, anstatt ihn mit Weib und Kind leiblich und geistlich verderben zu lassen. Aber nicht bloß einzelne Bauernfamilien, sondern selbst ganze Dorfschaften sind durch die Thätigkeit dieser Vereine schon gerettet und sozusagen, zur wirtschaftlichen und sozialen Wiedergeburt gebracht worden. Dr. Löll erzählt in seiner Schrift „Die ländlichen Genossenschaften“: Wenn man der Stadt Neuwied am Rhein der in nördlicher Richtung nach dem Westerwalde führenden Straße folgt, so kommt man nach einer Stunde bergauf zu dem auf einer Hochebene gelegenen Dorfe Anhausen. Die Gemeinde hat einen nicht sehr fruchtbaren Boden und meist kleine Besitzer, worunter solche, die nur für einen Ochsen oder eine Kuh Land besitzen. Wer 25 Morgen Landes hat, gilt für sehr reich. Vor dem Jahre 1862 bot das Dorf einen gar unfreundlichen Anblick: die Gebäude verfallen, die Höfe schmutzig, bei Regenwetter voller Pfützen; von einer ordentlichen Düngerstätte war nicht die Rede, Unordnung und Schmutz in Haus, Hof und Ställen, die Bewohner in zerlumpten Kleidern und in sittlicher Hinsicht unter Null; allenthalben Brannt-

weintrinken und nirgends Respekt vor dem Eigentum Anderer. Ihr Arbeits- und Nutzvieh gehörte, mit wenigen Ausnahmen, nicht ihnen selber, sondern dem Handelsjuden; es war Einstellvieh, die Ackergeräte waren mangelhaft und in schlechtem Zustande; schlecht bearbeitete Felder brachten nur schlechten Ertrag. Die Einwohner hatten alles Selbstvertrauen, jede Hoffnung auf die Zukunft verloren; sie waren die Arbeitssklaven der Handelsjuden und Wucherer.

Heute ist Anhausen ein freundliches, reinliches Dorf, die Gebäude gut unterhalten, die Höfe selbst an Werktagen rein gekehrt, eine tadellose Düngerstätte fehlt fast keinem Hof, Ordnung und Sauberkeit herrschen überall. Die Bewohner sind einfach, aber gut gekleidet, die Sittlichkeit läßt in jeder Beziehung fast nichts zu wünschen übrig; das Vieh in den Ställen ist Eigentum, Handelsjude und Wucherer hat nichts zu fordern; verbesserte und gut gehaltene Ackergeräte sind fast auf jedem Hof, die Güterpreise sind gestiegen, die Felder, vortrefflich bearbeitet, geben gute Ernte. Und wodurch ist dieses Wunder bewirkt worden? Das ist durch die Raiffeisen'schen Spar- und Darlehenskassen geschehen. Und wenn das auch nur ihre einzige Wirkung wäre, wie deren zahllose vorliegen, so wäre darin schon der sel. Raiffeisen vollständig zu den Worten berechtigt gewesen, mit denen er 1886 den großen Vereinstag der Raiffeisen'schen Genossenschaften zu Köln geschlossen hat: „Je mehr wir überzeugt sind, daß es nicht Menschen-, sondern ein Gotteswerk ist, wofür wir arbeiten, desto mehr ist es unsere Pflicht, alle unsere Kräfte bis aufs äußerste anzuspannen für ihn, den obersten Leiter; und da wir für ihn selbst nichts thun können, so wollen wir für die geringsten unter unseren Brüdern, für die Notleidenden, einmütig zusammenwirken."

Für diese herrlichen Worte möchte ich gerne dem um den Bauernstand hoch verdienten Manne die Hand drücken. Da das nicht angeht, da er fast gleichzeitig mit Kaiser Wilhelm heimgegangen ist, so will ich nur noch ein Wort über den S t i f t u n g s f o n d der Raiffeisen'schen Kassen sagen, der bis zum Betrage des Betriebskapitals erhöht werden und dann der Gründung oder Erhaltung von gemeinnützigen Einrichtungen als da sind: Lese-Bibliotheken, Klein-Kinderschulen, Siechenhäuser und Haushaltungsschulen, dienen soll.

Haushaltungsschulen! — es ist ein großes Verdienst der landwirtschaftlichen Vereine des Großherzogtums Hessen, für jede Provinz eine Haushaltungsschule errichtet zu haben. Für eine ganze Provinz eine einzige Schule, das ist aber viel zu wenig. Auch kann eine solche wegen der Kosten nur von den reicheren Bauerntöchtern besucht werden. Die Töchter der ärmeren Bauersleute haben aber eine tüchtige Ausbildung wohl noch nötiger, obwohl ich durchaus nicht dem modernen Aberglauben huldige, als ob in der Schule ein Allheilmittel gegen alle Brandschäden des Volkslebens zu finden sei. In dieser, wie in jeder anderen das Volksleben betreffenden Sache muß die Schule mit der Kirche und dem Staate Hand in Hand gehen — und das immer auf dem Boden des Christentums! Eine vom Evangelium losgelöste Schule schadet viel und nützt wenig. Sogar Dinter meinte: „Der Genius der Pädagogik bewahre uns vor Schulen, wo die Kinder die Rhomben besser kennen lernen als Gott und ihre Pflichten." Demgemäß denke ich mir diese Haushaltungs- oder weibliche Fortbildungsschulen nicht so, wie die Fortbildungsschulen für die männliche Jugend. Gott bewahre! Nicht auf Stelzen im Nebel von allerlei Theorien herumstolpern, sondern mit beiden Füßen auf dem festen Boden des wirklichen Lebens. Ich setze voraus, daß die Dorfmädchen schon in der Volksschule Lesen, Schreiben und Rechnen — was man so im Haushalte braucht — gelernt haben. Die weibliche Fortbildungsschule kann nur die Aufgabe haben, die etwa vorhandenen Lücken auszufüllen. Nähen, stricken, stopfen, soweit das nicht in der mit der Volksschule verbundenen Industrieschule gelernt worden ist, sowie praktische Anweisungen in der Haushaltungskunst und vor allem die Pflege der Arbeitslust, der Ordnung, der Sparsamkeit, überhaupt der auf dem Boden der Religion gewachsenen sittlichen Tüchtigkeit —: das wäre die Aufgabe einer Fortbildungs- oder Haushaltungsschule für die Dorfmädchen, wie ich mir sie denke, und wie sie Vater Raiffeisen sich gedacht hat.

Ich habe einen Dorfschullehrer gekannt, der sonst ein sehr lieber vernünftiger Mann war, aber doch allen Ernstes behauptete, man müsse es in der Erziehung der Dorfjugend so weit bringen, daß die Bauernbursche, wenn sie beim Mistführen heimwärts auf dem leeren Wagen säßen, Schillers Don Carlos lesen und die

Bauernmädchen- und Mägde sich abends beim Spinnrade über Goethes Hermann und Dorothea unterhielten. Doch das gehört zu den Phantastereien einer toll gewordenen Pädagogik!

Das Blödeste, ja geradezu halb verrückt ist es, wenn reiche Bauern ihre Töchter in die städtischen Pensionate schicken, was neuerdings nicht selten geschieht. Ein solches Pensionsfräulein, das wohl die „feineren Handarbeiten" gelernt hat, mag keine Strümpfe stopfen und keine Hosen flicken, die stickt lieber Spitzen an die weißen Unterröcke und mißhandelt das Klavier, das nicht fehlen darf, mit Strauß'schen Walzern oder ähnlichem Musikwerk. Aus einem solchen Pensionsfräulein mag auch jene Hausfrau herausgewachsen sein, die stundenlang nach dem Strümpfchen ihres Erstgeborenen gesucht hatte und es endlich aus dem Pudding, der auf dem Sonntagmittagstisch nicht fehlen durfte, mit der selbstbewußten und stolzen Versicherung herauszog: „Siehst du, Wilhelm, in meinem Haushalte kann nichts verloren gehen!"

Solch eine Hausfrau paßt nur noch für einen „Manschettenbauern", denn „gleich und gleich gesellt sich gern". Das Paar geht desto schneller zu Grunde. Fast wäre man im Interesse des Gesamtganzen und im Sinne des abschreckenden Beispiels versucht, zu sagen: „Je eher — desto besser!"

Zu einem ordentlichen Bauersmann gehört eine ordentliche Bauersfrau und nicht eine nach der Melodie des Wortes:

Sechs mal sechs ist sechs und dreißig;
Ist der Mann auch noch so fleißig
Und die Frau ist lüderlich,
So geht alles hinter sich,

welches Verslein sich freilich auch auf den Mann reimt.

Auf einer ordentlichen Hausfrau, wenn sie wirklich ordentlich ist, ruht — ich denke hier an einen größeren Bauernhaushalt — die ganze Last wirtschaftlicher und häuslicher Sorgen. Sie muß die Erste bei der Arbeit, die Letzte zur Ruhe sein; sie muß hier bitten und mahnen, dort zurechtweisen und befehlen, um den Frieden, die Eintracht, die Ordnung im Hause zu erhalten. Ihr liegt nicht bloß die Sorge für Tisch und Kleidung aller Familienangehörigen, für Küche und Keller, für Gemüse- und Obstgarten, sondern auch für Hühnerhof und Weide und die Oberaufsicht über Schweine-,

Kuh- und selbst Pferdestall ob. Auch das Jungvieh ist der Obsorge der Bäuerin anheimgegeben. Die möglichste Verwertung der Eier, der Milch, der Butter und des Schmalzes ist ihre Aufgabe, die ganze wirtschaftliche Regierung des Bauernhofs ruht auf ihren Schultern. Eine tüchtige Bäuerin wird auch unter ungünstigen Schuldverhältnissen den Hof retten; eine unwirtschaftliche Bäuerin dagegen ist immer die Voraussetzung der endlichen Abwirtschaftung, selbst wenn die Gutsübernahme unter den günstigsten Verhältnissen geschah. Einige Schulden mehr oder weniger kommen gar nicht in Betracht, wenn eine verständige und häusliche Bäuerin das Regiment führt." *)

Das gilt, wie gesagt, vom größeren Bauern, an den vornehmlich die Landwirtschaftlichen Vereine bei Gründung der Provinzial-Haushaltungsschulen gedacht haben. Der kleine Bauer hat eine tüchtige Hausfrau, die neben ihren anderen Obliegenheiten auch noch im Felde mit zugreifen muß, erst recht nötig. Bei beiden aber — dem großen wie dem kleinen — gilt das Wort:

In der Hausfrau Schoß
Liegt des Hauses Los.

Wo aber, so frage ich jetzt, wäre ein Pfarrer, ein Mann der Inneren Mission, überhaupt ein frommer Christ, der nicht mit Freuden bereit wäre, mit Leib und Seele, mit Vermögen, Einfluß und aller Kraft Genossenschaften zu unterstützen, die sich, neben anderen hochwichtigen Aufgaben, auch die Ausbildung tüchtiger Bauernfrauen zur Aufgabe gemacht haben? Bei ihnen gilt das Wort: „Ein ganzer Mann — Thut, was er kann."

Doch ich wollte zum Schluß noch ein Wort von den Vereinen sagen, wie sie durch Dr. Böckel begründet worden sind.

In erster Linie ist an denselben bedenklich, daß sie in engste Verbindung mit einer bestimmten Partei — mit der „Antisemitischen Volkspartei" — gebracht worden sind. Das macht den Eindruck, als ob die Förderung dieser Partei und nicht die Hebung des Bauernstandes der Zweck dieser Vereine wäre. Es macht einen ganz fatalen Eindruck, wenn, wie bis in die neueste Gegenwart hinein geschieht, auf den Versammlungen des „Mitteldeutschen Bauernvereins" auch diejenigen politischen Parteien heftig angegriffen

*) Ratzinger, „Die Erhaltung des Bauernstandes" S. 110.

werden, durch deren thätiges Vorgehen allein erreicht werden konnte, was im Reichstage bis jetzt für den Bauernstand erreicht worden ist. Bei den Vereinen Schorlemer'scher und Raiffeisen'scher Herkunft ist das durchaus nicht der Fall. Da herrscht nicht, wie im „Mitteldeutschen Bauernverein" ein „politischer Zwangskurs". Man sollte nicht vergessen, daß die Selbstsucht der Zwietracht ein Hauptgrund ist von dem Niedergang des Bauernstandes. Man sollte dankbar sein, wenn auch andere Parteien das Wohl des Bauernstandes den vornehmsten Punkt ihrer Thätigkeit sein lassen. Es ist ja auch rein undenkbar, daß die „Antisemitische Volkspartei" im Reichstage je die Macht erlangen wird, allein für sich etwas für den Bauernstand durchzusetzen. Aber leider hat Scheffel recht, wenn er im „Trompeter von Säckingen" sagt:

„Überall, so weit die Welt reicht,
Giebt's Holzwege
Und giebt's Menschen,
Die auf diesen Pfaden wandeln."

Es ist nur schade, daß der Bauernstand das Chausseegeld wird bezahlen müssen. Nur die Juden mit der Sozialdemokratie haben einen Vorteil von derartigen Angriffen.

Es ist überhaupt ein Fehler, den Antisemitismus, und noch obendrein im Sinne des Hasses gegen die Juden, zum Mittelpunkte der Thätigkeit zu machen. Gewiß, der Antisemitismus, aber nur im Sinne der Selbstverteidigung, muß ein Stück, und zwar ein hervorragendes Stück, jeder sozialen Reformpolitik sein. Wie kann aber ein Christ den Haß als Vater aller Dinge ansehen? Das erinnert ja an das bekannte von den Sozialdemokraten acceptierte Lied des traurigen Herwegh:

Die Liebe kann erlösen nicht,
Die Liebe nicht erretten,
Halt' du, o Haß dein jüngst Gericht,
Brich du, o Haß, die Ketten.
Bis unsre Hand in Asche stirbt,
Soll sie vom Schwert nicht lassen —:
Wir haben lang genug geliebt,
Wir wollen endlich hassen."

Neben den Angriffen auf die Obrigkeit, die zwar nicht unfehlbar, aber als Gottes Ordnung von Christenleuten allezeit zu respektieren ist, sind am allerbedenklichsten die bereits erwähnten, höchst

beklagenswerten Angriffe auf das Alte Testament, auf die Personen, von denen im Alten Testament erzählt und sogar auf den Gott, der im Alten Testament gepredigt wird, der doch kein anderer ist als der Gott, von dem unser Heiland Jesus Christus sagt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gesandt hat, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben". Und von diesem Gotte heißt es an einer andern Stelle: „Gott ist die Liebe und wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott und Gott in ihm."

Ich ziehe das Fazit. So lange die genannten Anstände nicht beseitigt werden, ebenso lange kann kein überzeugter Christ kein Freund der Inneren Mission, am allerwenigsten ein Pfarrer ein Förderer oder gar Mitglied der von Dr. Böckel ins Leben gerufenen Vereine werden. Freilich auf einen Kampf gegen dieselben soll er sich, schon wegen der Schwachen im Geiste und der, trotz allem, gemeinsamen Interessen des Bauernstandes, in keiner Weise einlassen. Es ist ohnedies zu erwarten, daß diese Vereine, wenn die gerügten Fehler nicht abgelegt werden, an den natürlichen Folgen dieser Fehler sterben werden.

Ich bin zu Ende und schließe mit dem Wunsche, daß es den Bestrebungen aller wohldenkenden Leute, Vereine und Parteien, sowie dem guten Willen der Regierung gelingen möge, den Niedergang des Bauernstandes aufzuhalten und in einen erneuten Aufschwung zu verwandeln, also daß das Lied von Schenkendorf wieder gesungen werden kann:

„Du frommer, freier Bauernstand, Du liebster mir vor allen,
Dein Erbteil ist im deutschen Land Gar lieblich dir gefallen."

Das wird aber nur dann der Fall sein können, wenn der Bauer selber, in uneingeschränktem Sinne des Wortes, ganz und voll seine Pflicht erkennt und seine Schuldigkeit thut. Suum cuique!

Das Wort, welches der sel. Glaubrecht seinem Buche „Das Volk und seine Treiber" als Motto voranstellt, möge mein Schlußwort sein: „Glücklich der Bauer, welcher Gott fürchtet, die Juden meidet und keine Schulden hat!"

Das walte Gott!

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 2.

Die Surrogatwirtschaft

auf dem Gebiete der Religion.

Eine Laienstreitschrift

von

Hilmar Schornitz.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Motto: Wenn ich über meinen Freund nicht vor mir schmähen lasse, der abwesend ist, wie sollte ich dulden, daß man Gott herabsetze, der gegenwärtig ist. J. J. Rousseau.

Einen sehr verzweigten Stammbaum haben die mannigfachen Bewegungen, die sich seit bald 3 Jahren, teils unmittelbar gegen die evangelische Kirche (v. Egidy), teils wenigstens mit beschränkter Freundlichkeit neben ihr erhoben haben, um fortan die der Kirche zugewiesene Arbeit zu thun und sie zu ersetzen („Ethische Kultur"). Ehe wir die Kritik dieser Richtungen unternehmen, müssen wir ihre Geschichte erzählen; aber ehe wir ihre Geschichte weiter ausholend erzählen, sei im voraus der Ariadnefaden ihrer inneren Zusammenhänge dem Leser in die Hand gelegt.

Der Herr Oberstlieutenant v. Egidy, Kommandant mehrerer Husarenschwadronen in Großenhain, Kgr. Sachsen, hatte sich von Jugend auf einen patriarchalischen Rationalismus bewahrt, wie er in der sächsischen Landeskirche mit Herrn v. Ammon († 1850) seinen letzten nennenswerten Vertreter verloren hat, seitdem eine „führerlose Schar". Ob für Herrn v. Egidy auch Beziehungen zu Freimaurern und sog. Deutschkatholiken obwalteten, ob irgend ein anderer Umgang entscheidend eingriff, wage ich nicht zu behaupten; vor allem wahrscheinlich sind angesichts der Schrift „Kirchliche Bausteine", Berl. 1891, Bibliogr. Büreau, irgend welche Beziehungen zu v. Ammon oder dessen Schülern. Denkbar wäre indes, daß schon allein vermittels des alten Dresdener Gesangbuchs, das diesem Offizier so hoch steht wie Omars Kriegern der Koran, der Rationalismus seiner Jugend sich unverletzt und ungebrochen durch die Dezennien hindurchretten ließ. Einem den Vorgängen persönlich fernegerückten Kritiker möge nach manchen bekenntnisartigen Stellen Egidyscher Schriften die Vermutung gestattet sein, daß irgend eine Konfirmations- oder Patenangelegenheit (vielleicht

auch eine Himmelfahrtspredigt) dem Herrn Oberstlieutenant den Widerspruch zwischen seiner persönlichen Überzeugung und dem Kirchenbekenntnis so zwingend entgegendrängte, daß er sich zu seinem öffentlichen Auftreten mit der Schrift „Ernste Gedanken" im Gewissen getrieben sah. (Sommer 1890.) Er mußte darauf hin dem Dienst entsagen, und man weiß, wie loyal er dieses Schicksal trägt, ohne den Anspruch eines günstig verwendbaren Martertums. Wie er, obwohl ganz Soldat, ja selbst von Natur, er gesteht es, kriegslustig, nun ohne Klage ganz in Friedenswerken aufgeht, — das kann ihm nur Sympathien verdienen. Er beschloß also, sich ganz seiner großen Sache zu widmen, der „Luther" der neuen Bewegung zu werden, ja die ganze Welt — im buchstäblichen Sinne — dadurch zu Christen zu machen, daß — dem Christentum sein eigentümliches Wesen genommen würde. Da viele „freisinnigen" Zeitungen Deutschlands, besonders diejenigen, welche von nichtchristlichen Redakteuren und Zeitungsschreibern beeinflußt waren, Auszüge aus den „Ernsten Gedanken" brachten und „Einiges Christentum", den neuen Namen des neuen Dings, warm empfahlen, so konnte Herr v. Egidy füglich meinen, er habe das große Wort der Zeit gesprochen, und der Gedanke der Erlösung — vom Kirchentum werde Millionen begeistern. Unterdessen waren aber ganz andere Elemente ihm zuvorgekommen und — wenn wir dies ländliche Bild brauchen dürfen — „verbutterten" seinen Rahm. Es war nicht ohne seine Schuld geschehen.

Und welche Constellation hatte sich Herr v. Egidy verdorben! Wie groß war das Aufsehen, das er, vielleicht mehr als Oberstlieutenant denn als Denker erregt hatte; und ein so unstreitiger buchhändlerischer Erfolg war seit Bellamy nicht mehr dagewesen! Aber Herr v. Egidy hatte sich doch auch unverkennbare Blößen gegeben. Seine natürlich nur geringen theologischen und sonstigen Kenntnisse würde man ihm zwar verziehen haben, wie man am Tiroler Natursänger die nackten Waden eher schätzt als tadelt; und wenn ein wunderbarer Mangel an praktischem Sinne aus seinen Vorschlägen zum Handeln sprach, konnten gewandtere Freunde dies verbessern; aber daß er Tolstoische Anwandlungen zeigte, reizte die Reichen, und daß er den Juden, Mann für Mann, den Übertritt zum Christentum (natürlich dem „Einigen") ansann, verziehen ihm

die Kinder Israels nicht. Es kam ihnen brutaler vor, wie alles, was die Philippe Spaniens und der weiße Zar an ihnen gefrevelt hätten: so illiberal, wie dieser liberale Egidy war doch von diesen keiner! Unbedingte Freunde hatte er nur unter den Kameraden vom Militär außer Dienst gefunden, von denen einige noch einmal aufsaßen, um, wie man früher sagte, ihm einen Reiterdienst zu thun. Ein Offizier a. D. schrieb eine Schrift „Husaren heraus!“, ein anderer, Major a. D. Weiße wollte sich „Schulter an Schulter“ mit Herrn v. Egidy stellen — und mehr als diesen Körperteil konnte er in seiner Schrift ihm auch wirklich nicht bieten — vor allem aber hat ein Oberst a. D. von Gizycki sich seiner angenommen. Er bildete die deutlich erkennbare Brücke, welche vorerst Herrn v. Egidy mit der „Ethischen Bewegung“ verband, die schon zur Ablösung nahete. Allein bei Herrn v. Gizycki trat ein ganz neues Moment hervor: ein wahrhaft fanatischer Haß gegen das Semitische, Alttestamentliche. Mit wilder Gewalt stieß er das Jüdische von sich, während Herr v. Egidy die Vernichtung des Judentums mit bestem Humor besorgen wollte, mit jenem Kroatenhumor: „Vadder, Kopp ab, thut nix weh!“ Bei v. Gizycki wurde der Gott des Alten Testaments als Moloch dargestellt in der Weise des alten Demo- und Schimpfo- kraten Johs. Scherr, das Judenvolk als eine blutdürstige, scheußliche Rasse. Der gute Mann hatte offenbar nie den Propheten Micha, den Jesaja oder einen Psalm gelesen, das hinderte ihn aber nicht, Meistersprüche dieser Art zu thun. Was er sonst Neues wußte, war freilich unhaltbar bis zur Lächerlichkeit: so, daß der „Vater des Nazareners Jesus“ ein Arier gewesen sei, daß Luther eine praktische Natur gewesen (s. dagegen v. Bezold, Reformationsgeschichte). Unanfechtbare Thatsachen verkündete er im Tone eines in ein verborgenes Geheimnis Eingeweiheten: daß die theologische Forschung zu der Annahme hinneige, Jesu Mutter sei eine Jüdin namens Mirjam gewesen. Als ob dies nicht die hebräische Form für Maria wäre!*) Kurz, unter den gesitteten Friedensmännern der Egidyschen und „Ethischen Bewegung“ steht diese rauhe Kriegsgurgel einzig da, wie ein alter Krippenbeißer

*) Endlich erklärte der wilde Krieger im Oktober 1892, die große Mehrzahl aller Gebildeten, die nicht mit der Kirche brächen, für „infame Streber.“ Gröber kann man nicht sein.

unter den militärfrommen Rossen der Schwadron. Wesentlich das Auftreten dieses Mannes, in sozialdemokratischen Blättern, in antisemitischen gleich der „Westfälischen Reform“ mit wildem Jubel begrüßt, war die Ursache, daß von jetzt an die liberalen Zeitungen kühler wurden, aus den Reformversammlungen die Gesichter von kühnerem orientalischem Schnitte mehr und mehr verschwanden, da es niemanden erfreulich ist, seine Nase verleugnen zu sollen.

Schon gieng es mit Herrn v. Egidy nicht mehr vorwärts, da haben schärfere Köpfe — und geschichtskundigere — erkannt, daß ein religiös bloß negatives, leugnendes und zerstörendes Programm, wie das Egidys wesentlich war, eine dauernde Bewegung nicht im Flusse erhalten kann. Dem neuen Reformator stand ein viel kläglicheres Schicksal bevor als den sog. Deutschkatholiken, mit deren Ansichten er sich völlig deckte. Sagt doch selbst die gut liberale Beckersche Weltgeschichte von diesen: „Der Deutschkatholizismus war aus einer oberflächlichen Aufregung entstanden. Verständige, hier und da selbst bedeutende Männer wollten in dieser Sekte eine neue Form der christlichen Wahrheit erkennen und ihr eine große Zukunft beilegen. Es war eine Täuschung der Zeit.“ Lieber denn gar nichts von Religion, sagten jene klaren Köpfe, die Welt will nur Sittlichkeit, natürlich auch nicht im Übermaße, nicht in Leo Tolstois Art. Auch das Wenige, was in Egidys Ansichten Schwärmerisches lag, muß noch hinausgeläutert werden. Das positiv Schöpferische in Egidys Gedanken — sechsmaliger Gottesdienst am Sonntag u. s. w. (s. u.) — war gerade das, was ihm bei einem Teil der früheren Freunde geschadet hatte. Etwas Neues wird ja stets verlangt, aber es darf nicht drückend sein! Und hier setzte denn mit größerer Menschenkenntnis die „Ethische Bewegung“ ein.

Ihre Entstehung ist ungleich verwickelter als die jener ersten Sturzwelle, die am Abfließen war. Man darf sie doch zuletzt auf eine zwiefache Wurzel zurückführen: 1. auf eine Propaganda des amerikanischen Unitarismus (die Sendung des Herrn Felix Adler nach Berlin); 2. auf einige vom Volksschulgesetz verängstigte Professoren (Förster, Tönnies, Ziegler, v. Gizycki), die mit Egidys stürmischem Vorgehen nicht einverstanden waren und diesem Husarenangriff auf eine Festung die geordnete Minierarbeit zur Einnahme der Festung vorzogen. Eine nicht geringe Verstärkung in den

Reihen der Gebildeten erhielten diese Absichten durch allerlei Erinnerungen an Comteschen und englischen Positivismus und an Lagardeschen Zorngedanken gegen die evangelische Kirche, Erinnerungen, die jetzt in eine neue Gährung gerieten, während der Pessimismus, soviel sich bis jetzt sehen läßt, in allen seinen Schattierungen widerwillig von der allzu zahmen „Ethischen Bewegung" sich abwendet, besonders jene Jungen,*) die Prof. Tönnies in „Ethische Bewegung und ihr Geleite" kostbar als Nietzschenarren kennzeichnete.

Zunächst hatte übrigens noch Herr v. Egidy das Wort. 1890 waren seine „Ernste Gedanken" erschienen — schon die Überschrift warnte davor, sie für unreife Einfälle zu nehmen — und 1891 folgte eine zweite That. Wie einst der große Heidenapostel den Mittelpunkt seiner Thätigkeit wie mit kühnem Wurf in die Welthauptstadt verpflanzen wollte, so verlegte der neue „Reformator" — wenn dies Wort nicht zu wenig gesagt ist bei so weltumfassenden Absichten — seinen Stuhlsitz von Großenhain, Kreisdirektion Dresden, nach der Reichshauptstadt. Hier in der von ihm anberaumten „Pfingstversammlung" kamen alle zusammen:

Nobel, der König, versammelt den Hof, und seine Vasallen
Eilen gerufen herbei mit großem Gepränge; da kommen
Viele stolze Gesellen von allen Seiten und Enden u. s. w.

Den Teilnehmern an der Pfingstversammlung hat es nicht gefallen, ein Protokoll zu veröffentlichen; denn der „Bericht" über dieselbe enthält außer einer „Predigt" Egidys nichts derartiges, wiewohl er 45 Pfennige kostet. Ein Protokoll würde einen vollständigen Mißerfolg darzustellen gehabt haben. Aus seinen 50 Millionen Einwohnern hatte Deutschland 190 Anwesende gesandt, noch kein halbes Tausendstel Prozent, eine Zahl, die sich außerdem hinreichend erklärt aus den Berliner Berichterstattern und einigen freireligiösen Gemeindegliedern, die sonst meist in sozialdemokratischen Versammlungen posieren. Eine Stelle in dem „Bericht", wonach „Männer jeden Alters" zugegen waren, scheint sogar für jüngere Elemente einen gewissen Raum offen zu halten. Die Gedanken, welche Herr v. Egidy aussprach, werden unten näher besprochen werden. Was darauf folgte, ist der übrigen Welt, außer einigen Berliner Zeitungen Geheimnis geblieben. Doch enthält S. 25 des „Berichts" nach

*) Man wolle noch Gänsefüßchen dazu denken!

der großen Rede des Meisters die bedeutsamen Worte: „unmittelbar hieran schloß sich eine ernste Besprechung, in der jeder seiner Überzeugung freiesten Ausdruck geben konnte." Weniger als diesen freiesten Ausdruck hatte man von Herrn v. Egidys Freimut in der That nicht erwarten dürfen. Immerhin traf sein der Agitation vornehm abgeneigtes Wesen mit einigen Wühlernaturen hart aufeinander. Der „Protestantenverein" seinerseits, betonend, „daß und wieviel er dem Herrn v. Egidy vorgearbeitet habe" (man merke!), weigerte sich einstweilen, in der Egidyschen Bewegung aufzugehen.

Kurz, es schien von jetzt an, als ob das Wort „Bewegung" selbst doch etwas zu vielsagend sei und eigentlich nur in dem Sinne anwendbar, wie man den Gestirnen eine Eigenbewegung beimißt: also eine Bewegung des Herrn v. Egidy um den Herrn v. Egidy herum. Allein auch die freireligiösen Gemeinden fanden „die gewiß willkommene Gelegenheit", ihre Absichten darzulegen; — gewiß willkommen, weil die ganze übrige Welt sie längst vergessen hat. Sie betonten „zum Teil in sehr würdiger Weise" u. s. w. — eine sehr ironische Wendung! Da Herrn v. Egidys lauterem Charakter wirklich jede Bosheit fremd ist, so muß man den Scherz des Zufalls anklagen, der ihm die bitterböse Wendung: „zumteil in sehr würdiger Weise" in die Feder flößte. Aber mit diesen Freireligiösen verband ihn doch kein Liebe; obwohl er erklärte, er wolle seine bisherige Religionsbezeichnung (lutherisch) ablegen, so verwarf er doch auch den Gedanken des Austritts aus der Kirche, die er harmloser Weise für einen so weichen Teig ansah, daß er ihr beliebig seine Gedanken eines ganz andern Glaubens, Fortfalls ihres geistlichen Standes, ihrer Kirchenordnungen und ihres Kirchenregiments zumuten könne. Die Gäste des neuen Berliner „Pfingstfestes" trennten sich mit dem schönen Bewußtsein, „daß es für jeden Anwesenden von hohem Wert gewesen."

Die schlichte und wahre, wenn auch arg verkümmerte Frömmigkeit des Herrn v. Egidy fand am Schlusse einen warmen Ausdruck besonders in der Forderung, „nur solche Zeitungen zu halten, die mannhaft für das Christentum (natürlich sein Christentum) eintreten."

Es war klar geworden in Berlin, daß in dem „Egidysmus" der Sturmbock gegen die evangelische Kirche nicht gefunden sei, wie

einige wochenlang hoffend erwartet, sehr wenige, und noch kürzere Zeit, es gefürchtet hatten. Weder die unpraktische Person des Führers, noch die abwartende Thatlosigkeit der Masse konnten wesentliche Neugestaltungen erwarten lassen. Da blies die Furcht vor dem Schulgesetz neue Gluten in der Asche wach, die sich an einer andern Stelle einen Feuerkanal öffneten. Professoren von angesehenen Namen warfen sich mit aller Gewalt dem Volksschulgesetz entgegen und sahen sich nach Helfern gegen die Ansprüche der Kirche auf die in ihr getaufte Jugend um. Dissidenten und Juden fühlten sich bedroht, und die Tagespresse, in Deutschland fast ausnahmslos in Händen von Juden und Judengenossen, wütete gegen einen der edelsten und reinsten Charaktere, der je Preußens Ministersessel geziert hat. Wäre sie doch ohnehin bereit gewesen, selbst für die Religion der Pescherähs Propaganda zu machen, wenn einer dieser interessanten Stammesgenossen in Berlin die Fahne der Agitation hätte entfalten wollen. Zur guten Stunde erinnerten sich einige weitgereisten Herren, daß man in Amerika, bei den Yankees, allerdings in engeren Kreisen, die Religionslosigkeit selbst, in natura, gewissermaßen zur Religion erhoben habe; daß sich dort der Unitarismus aus seiner Urgestalt, die dem deutschen evangelischen Rationalismus des vorigen Jahrhunderts glich, fortgebildet habe zur Religionslosigkeit, dabei aber das Kunststück geleistet habe, sich mit geheizten Kirchen, gut bezahlten Predigern u. s. w. auch ferner auszuwattieren, und der treffliche Felix Adler, von diesem Stamme, kam im Lenz 1892 herüber nach Deutschland. Das heißt sein eigentlicher Stamm war der hebräische; er ist der Sohn eines Neuyorker Rabbiners. Aber zum „Unitarier" hat jeder Rabbiner Christentum genug. Herr Adler jun. ist eine liebenswürdige Natur, offenbar von geistreicher Unterhaltung und nicht ohne Rednergabe. Es gelingt ihm z. B., den blassesten ethischen Sätzen eine gewisse Greifbarkeit anzukörpern, daß sie den Luftbacksteinen im Münchhausen an Widerstandskraft nicht nachgeben. Und um diesen großen weisen Adler als Krystallisationspunkt sammelten sich, wie um einen amerikanischen Medizinmann die deutschen Männer — und Weiber, und am 1. Oktober 1892 erschien der Aufruf zur „Ethischen Versammlung" (wunderbarer Titel übrigens!). In der That versammelten sich 200 Menschen (die 190 Egidys + 10?), und ebensoviel waren der

Mitglieder, die zuerst dem neuen „Ethischen Verein“ beitraten. Es ist eine sehr nahe liegende Vermutung über einen durch das Geheimnis gedeckten Vorgang, daß freimaurerische Beziehungen die Verbindung zwischen Deutschland und Amerika hergestellt haben, über die Herr Adler sich herüberschwang. Auch sei erinnert, daß Juden und Freireligiöse unter den Unterschriften jenes Aufrufes wieder nicht fehlten, aber auch mehrere wirklich angesehene Namen, wie Prof. Foerster und Prof. Ziegler in Straßburg, der freilich in der Schweiz einer berüchtigten, wenig ethisches Feingefühl verratenden Schrift halben nicht im besten Andenken steht. Die „Ethische Gesellschaft“ ward eins, nur den Menschen im Menschen zu fassen und zu bilden und einen gewissen Kreis von Tugenden „Gerechtigkeit und Wahrheit, Menschlichkeit und gegenseitige Achtung“ zur Geltung zu bringen. Sie will die sittliche Erziehung der Jugend durch Moralkurse erreichen. Stillschweigendes Einverständnis herrscht auch darüber, daß die sittliche Bildung durch die Religion nicht nur nicht gefördert, sondern gehemmt und geschädigt wird: wohl dem, der frei von diesem Fehle bewahrt die kindlich reine Seele!

Bis zum 20. November 1892 hat sich die Mitgliederzahl bis auf 552*) gehoben, und wenn die Propaganda durch die Logen eifrig betrieben wird, so mag sie in einigen Jahren wohl auf das 3 bis 4fache steigen. Zur evangelischen Kirche hat sich die „Ethische Bewegung“ durchaus nicht feindlich gestellt; die immer erneuten Versuche der freireligiösen Prediger und Wühler (was sich nicht völlig deckt) — die im ganzen Reiche nur 14000 Menschen, meist Berliner Sozialdemokraten vertreten — sind völlig gescheitert an der maßvollen Ruhe des Präsidenten, des Professors und Geh. Reg.-Rates Foerster. Auch Herr v. Egidy war auf der Berliner Oktoberversammlung anwesend; er konnte sich aber nicht in die Absichten der „Ethischen Bewegung“ hineinfinden, wie einst Luther nicht in Thomas Münzers Reformation — und steht nun zur Seite, Gewehr bei Fuß. Hat indessen Prof. Paulsen, der der Gesellschaft übrigens nicht beitrat, ihr sogar mit dem Katholizismus ein gemeinsames Arbeitsfeld an der noch ungesitteten Masse abgesteckt (Zeitschrift „Ethische Kultur“ Nro. 1): das steht um nichts weniger fest, daß die „Ethische Bewegung“ ein vernichtendes Miß-

*) Seitdem auf angeblich 1100. D. V.

trauensvotum sein will gegen die Arbeit der evangel. Kirche, ihre Predigt, ihre Seelsorge, ihre Jugenderziehung, ihre innere Mission. Die evangelische Kirche aber wird sich der „Ethischen Bewegung" gegenüber auf den Standpunkt stellen können: Zeige mir deine Früchte, damit ich wisse, wer du bist! da ja ein unmittelbarer Angriff, der „Wonnetraum" der Freireligiösen, nicht beschlossen ward. Ist das so, und ist aus dem Egidyschen Angriff nichts geworden als ein Buchhändlererfolg, dann ist die Angelegenheit beider in die Reihe der akademisch zu erörternden Gegenstände eingetreten und der Augenblick gekommen, sich theoretisch mit der Entstehung und Natur dieser Bewegungen auseinanderzusetzen, die zwar auf die Welt zielen, aber allem Anschein nach im Staub sehr mäßig besuchter Versammlungen in Berlin verlaufen werden.

Zunächst möchte ich dennoch vor der Unterschätzung der „Ethischen Bewegung" warnen; sollte man sie auch an sich für schwach halten, ihren Ideenreichtum für gering, die treibende Kraft für klein, die praktische Einleitung für professormäßig schwächlich erklären, so kann sie doch gegen den Willen mehrerer Führer ein Sammelpunkt für alle dem Christentum feindlichen Elemente werden und wenigstens neues und altes Mißtrauen als einen schädlichen Dunst von Berlin aus über Deutschland verbreiten. Freilich, überschätzen darf man die Sache auch nicht. Nicht das Christentum, sondern die Juden werden es trotz Herrn Adler vollends tot machen. Sie haben auf ihr Hosiannahrufen, mit dem sie die „Ethische Bewegung" begrüßten, zwar kein Kreuzige, nicht einmal ein allgemeines „au waih geschrieen", aber eine bittere, verstockte Kälte in der Presse folgen lassen, seitdem Herr v. Gizycki ihren Gott (er meinte nicht das Geld) einen Moloch tituliert und die Juden eine blutdürstige Rasse geschimpft hatte. Dieser Herr stand aber, wie schon erwähnt, in gleicher Liebesbeziehung zu Egidy wie zur „Ethischen Gesellschaft" und half beide bei Juden und Christen nach Kräften um den Kredit bringen. So mag es zu erklären sein, daß noch im Beginn des Jahres in einer deutschen Stadt von 200 000 Einwohnern keine einzige dieser Dutzende von Schriften sich fand — natürlich alle bei F. Dümmler, O. Wigand oder im Bibliograph. Bureau erschienen — weder in der Städtischen Bibliothek, noch in dem größten Antiquariat und Sortiment, ja nicht einmal in einer großen von

Juden gegründeten öffentlichen Bibliothek. Nirgends ein Egidy, ein Förster, ein Adler, ein Gizycki, ein Weiße, ein Tönnies, ein Chadwick u. s. w. Es ist ein grausamer Ostracismus für so weltbewegende Kräfte, und wie Rodomontaden klangen alle ihre großen Erwartungen von einer Bewegung, von der solchen Thatsachen gegenüber auch der Kühnere kaum mehr behaupten wird: e pur si muove!

2. v. Egidy.

Nach dieser einleitenden Übersicht betrachten wir zunächst die Egidysche Angelegenheit. Wenn man die Reformationen auf allen Lebensgebieten schlank und blank in solche teilen kann, die aus einem kargen Gedanken heraus eine neue Bestimmung der Daseinsformen versuchen, und: die mit einer Fülle neuschöpferischer Ideen einherwallen, dann gehört die obige Sache entschieden zu der ersten Klasse. Darin liegt noch kein Tadel, denn auch Kochs (=Pasteurs) Idee oder Rousseaus litterarische Reformation, oder die bei den gelehrteren Theologen so beliebte Kopernikanische Entdeckung stehen ebenso neben dem litterarischen Humanismus, der Lutherschen Reformation und anderen vieldeutigen Erscheinungen als schlechtweg einfache da. Aber man sollte darum auch nicht Stange und Steuer verlieren und in eine wilde Begeisterung geraten, wie der Oberst v. Gizycki, der eine Schrift zu überschreiben die Kühnheit hatte: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen." Ich nenne es eine Kühnheit, nicht weil der Herr sich nun in ähnlich gefahrvolle Lage wie Luther begeben hätte — denn was könnte ein Oberst, der bereits a. D. ist, noch weiter befahren? — sondern weil man nun gezwungen ist, Luthers That und Herrn v. Egidys zu vergleichen. Ja, es ist wenig, es ist eigentlich nur ein Gedanke: Herabsetzung der Religion auf das natürliche Maß menschlichen Begreifens, ein Gedanke, den aufzunehmen ja umsoviel verdienstlicher scheinen könnte, als bis dahin gerade nur flachere Köpfe sich seiner geradezu angenommen hatten. Wir wollen die Anwendungen betrachten, welche dieser eine gesetzgeberische Gedanke des Mannes auf die christliche Lehre und die kirchlichen Einrichtungen erfahren sollte.

Die Hauptquelle, aus welcher die Egidysche Gedankenwelt, wenn man mir einen so vollen Ausdruck erlauben will, zu erheben

ist, sind „Ernste Gedanken", die bereits im sechsten Zehntausend umlaufen,*) dann eine Sammlung von 9 kleinen Broschüren (12 bis 16 Seiten jede), worin er „Weiteres zum Ausbau der Ernsten Gedanken" bot (hier sind die Zehntausende nicht angegeben, wohl auch nicht vorhanden), und ferner, wie bei Kant die Kritik der „reinen Vernunft" durch die der praktischen ergänzt wurde, so lieferte der neue Reformator auch ein „Ernstes Wollen"; denn alles bei ihm ist ernst. Die Wendung zur That in „Ernstes Wollen" ist erst nach der Pfingstversammlung eingetreten; wenn man mir eine historische Parallele nachsieht: aus dem der Reformation theoretisch geneigten Humanisten wurde der Reformator der wirkenden That — er selbst beides. Es ist übrigens, wie ich voraus bemerken muß, nicht leicht, die eigentliche Überzeugung des Herrn v. Egidy zu entwickeln, ohne ihm Unrecht zu thun, denn er redet in seltsamen Zungen. Wenn er z. B. immer wieder sagt, die Lehre der Kirche bringe mit sich, Christus sei ein Gott gewesen, so würde er von jedem Dorfpfarrer aus dem Munde seiner Erstlingskonfirmanden beschämt werden können — er will aber mit seinem Ausdruck, den er als Vorwurf meint, der Kirche vielmehr eine unausweichliche Konsequenz anschröpfen, auf welche die Kirchenlehre nach seiner persönlichen Auffassung hinaus müsse. Aber es ist überhaupt kaum möglich, mit theologischem oder philosophischem Fachwissen gegen solchen Laien anzugehen — es wäre ungleicher Kampf, wie wenn der Herr Oberstlieutenant mit seinem Husarensäbel a. D. gegen das Lexikon des Gelehrten angehen wollte. Nein, die christliche Lehre muß in ihren Grundgedanken auch laisch verständlich, von und gegen Laien zu verteidigen sein: die Wahrheit muß sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Gegenüber von Egidy ist's viel verlangt: man muß sich bald hineinbücken in die Schneckenenge seiner Auffassung von kirchlicher Lehre, bald muß man sich wieder hinaufschwingen zu der Höhe schwärmender Träumerei, wenn er seine Geheimlehre vom Jenseits ausspricht u. dgl. Es ist dem Menschen ohne weiteres einleuchtend, so meint er, bei einer sinnigen Auffassung der Natur und durch Ausbildung des Gottesfunkens der

*) Die stolze Sitte, die Stärke der Auflage zu zählen, ist seit Janssens Geschichte des „Deutschen Volkes" bei uns eingeführt. Es soll Leute geben, die sich dadurch zum Einkauf bestimmen lassen!

Liebe in sich, daß es einen Gott, und zwar einen persönlichen Gott giebt. Je mehr der Mensch die Liebe in sich ausbildet, desto ähnlicher wird er der Gottheit, desto näher kommt er ihr. Wäre diese Liebeslehre in der Kirche rein gelehrt worden, so wäre sie längst siegreich über alle Welt verbreitet, während nun diese herrliche Lehre durch thörichte Glaubenssätze entstellt sei, und die Kirche, die das verschuldete, nur der Dummheit und dem feigen Vorurteil ihr dauerndes Dasein verdanke. So vor allem ist Jesus nicht „ein Gott" im Sinne der Kirche, ob man ihn gleich einen Heiland nennen kann, einen Seelenfreund und schönstes Vorbild. Auch nicht einen Opfertot, nur den eines Märtyrers ist er gestorben, selbstverständlich auch weder auferstanden noch gen Himmel gefahren. Jedes behauptete Wunder ist überhaupt eine Unwahrheit. Völlig widerstreitet die Lehre von der heil. Dreieinigkeit einer richtigen Gottesvorstellung. Es giebt auch derart nichts wie Erbsünde, wiewohl „wir Menschen zweifellos Sünder sind." Gott vergiebt aber auf unsre ehrliche Reue hin.*)

Nichts also von Offenbarung, nichts von Gnade. Gott ist von Natur unser Vater, nicht durch Christus und nicht „in ihm erst unser Vater". Die Erlösung wickelt sich ab als ein Stück Naturordnung, indem wir der Liebe folgen. Über den Fall, daß das nicht geschehe, ist bei Herrn v. Egidy nichts vorgesehen. Um zu scheiden, was glaublich sei und was nicht, hat Herr v. Egidy ein noch schärferes Merkmal als die Rationalisten an ihrem Verstand und ihrer sinnlichen Erfahrung: er hat davon ein ganz unmittelbares Bewußtsein, über dessen Wesen er sich freilich nicht ausspricht; vielleicht ist es etwas Prophetisches, „ein inneres Licht" wie bei den Wiedertäufern. „Gott empfinde ich in faßlicher Form in meinem Innern." „Daß ein Wesen, ein Geist, also Gott die Welt erschaffen, das sehe ich doch." „Ich habe eine ganz klare Vorstellung davon, daß mit dem Augenblick, da mein Körper aufgehört hat zu leben, mein Geist der irdischen Hülle entsteigt; wie könnte ich sonst mit dem Geist meiner verklärten Lieben verkehren?"**) Hier verfügt er über eigentümliche Erfahrungen, die unsres Wissens

*) Unnötig zu bemerken, daß Moltkes Trostgedanken über diese Vorstellungen sich gleichfalls nicht erheben.

**) Redensart oder Spiritismus?

andere Menschen noch nicht gemacht haben. Über das Fortleben nach dem Tode findet man bei ihm förmlich sachverständige Schilderungen im Expertentone, die er doch nur aus Folgerungen gewonnen hat — wie (nach seiner Angabe) die Kirche ihre Dogmen. Aber er ist human genug, andern diese Erkenntnisquellen nicht ganz zu verschließen: „es kann jeder bei einigermaßen ruhigem Denken klar werden, er kann es glauben, weil er es empfindet", äußert er mit entwaffnender Naivetät. Kein Wunder dann, daß er auch theologische Entdeckungen einführt, die selbst Goethes Offenbarung an den dienstbaren Eckermann über die gradweise Unsterblichkeit der Entelechien in Schatten stellen. „Jedenfalls wird die Dauer unsres Seelen-Fortlebens abhängen von der Schwungkraft, mit der sie der irdischen Hülle entsteigt." An andern Stellen hält sich unser Denker an weniger tiefsinnige Wissensgrundlagen, so über Jesu geschichtliches Leben „daß dieser Mensch gelebt hat, glaube ich natürlich — ich sehe doch täglich, daß es Menschen giebt." Schließlich ist ihm über alle Dinge im Himmel und auf Erden die eigene Verstandesthätigkeit doch allein zuständig. Man denkt; hat man ruhig gedacht, so empfindet man, und dann glaubt man das Empfundene: dies ist seine ganze Metaphysik.

Man begreift, daß Herr v. Egidy, bei dem sich alles so schön von selbst, aus ihm heraus macht, keinen Mittler Gott gegenüber braucht. „Man soll nicht einen Mittler suchen durch Hinzudichtung künstlicher Formen — zwischen sich und dem Vater." Aber er hält sich nichts destominder für einen Christen, sogar für den eigentlich richtigen Christen. Denn wer Christi Lehren in seinem Wandel bethätigt, der ist ein Christ. Alle jene wunderbaren, dem Christentum eigentümlichen Lehren brauche man nicht, um ein Jünger des Herrn zu sein, um Gott näher zu kommen und selig zu werden. Was das Naturheilverfahren neben der gelehrten Heilkunde ist, das ist Egidysches neben dem kirchlichen Christentum: ein allen — Gut und Bös — zugängliches, für alle angenehmes und leichtes — und wahrscheinlich auch ebenso wirksames, dessen Kraft vor allem in der inneren Überzeugung liegt. Nathans Ring ist übertrumpft — man braucht hier sogar keinerlei Ring mehr. Bemerkt doch Herr v. Egidy, mit den Glaubenslehren sei's ebenso wie mit dem Ammenmärchen vom Klapperstorch: einmal ausgeträumt, kehrten sie nie

wieder. Auch in der Zuversicht auf das unfehlbare Einleuchten seiner Wahrheiten ist Herr v. Egidy ein Art von Seelen-Natur-Heilkünstler; meint er doch in seiner Biederkeit: „ich stehe nicht an, zu behaupten, daß wer dies hier gelesen, begriffen*) und dann ernst und ruhig darüber nachgedacht hat, nie wieder zweifelsfrei an die Gottheit Christi glauben kann." Und doch hat von allen Leugnern der Gottheit Christi nie einer das Problem oberflächlicher mit wenigen Gemeinplätzen abzuthun geglaubt! Oder liegt das an unsrer Verstocktheit? Sehen wir zu!

Nach Herrn v. Egidy giebt es dem Christentum gegenüber dreierlei Menschenarten: 1) ehrliche Menschen, die bei hinlänglichem Urteilsvermögen, sobald sie seine Bücher lesen, seiner Ansicht sind; 2) solche, die böswillig in einer erheuchelten Urteilslosigkeit sich bewegen (Herr v. Gizycki nennt sie „infame Streber"): „möchten sie alle sich mit dieser Stunde den Bekennern der Wahrheit anreihen!" und 3) die Urteilsunfähigen. Ehrlich zugleich und urteilsfähig kann der kirchlichgläubige Mann nach dieser Bannbulle nicht mehr sein.

Nachdem er so furchtbar Gericht gehalten über die Irrlehre der Kirche und ihre Verführten, zeigt er im zweiten Teile seiner Schrift, wie die verschiedenen Dogmen entstanden sind, die das Christentum so gräßlich entstellen. Die ersten Sendboten zu den Heidenvölkern mußten durch Furcht wirken: „je düsterer (die Religion) war, desto mächtiger standen ihre Vertreter da." Aber es wäre für den Herrn Oberstlieutenant doch besser gewesen, die Bekehrungsgeschichte Irlands, Deutschlands u. s. w. zu studieren daraufhin, ob mehr Furcht oder Liebe die Heiden zu Jesus geführt hat. Aus dem bloßen Bewußtsein („es kommt mir so vor") kann man immer noch eher Glaubensgebäude erzeugen als geschichtliche Vorfallenheiten. Egidys Wort „ich stelle mir's so vor" erinnert, auf historische Ereignisse angewandt, allzusehr an die obigen Luftbacksteine. Nachdem, wie er meint, die Kirchenlehre hinreichend als ein Mittel zum Fürchtenmachen ausgebildet war, erschien Luther auf dem Plan, aber „daß die Schrift Menschenwerk sei, das durchleuchtete den herrlichen Gottesmann nicht." Es „wurden wieder Glaubenssätze

*) Für das Begreifen bieten übrigens die „Ernsten Gedanken" erst dann eine Schwierigkeit, wenn in Begreifen auch das Billigen liegen soll: sie sind wasserklar.

aufgestellt, die man glauben mußte." Wäre zu befürchten, daß irgendwo in Deutschland ein Pfarrer seinen Dorfknaben den Unterschied nicht erklären würde zwischen dem wirklichen Glauben Luthers, dem inneren Heilsglauben (fides qua creditur) und dem, was unser Denker für Luthers Glauben ausgiebt (die Glaubenssätze, fides quae creditur), dann möchten wir ihn auch an dieser Stelle gebeten haben, diese Unterscheidung ja recht gründlich einzuprägen, denn aus Knaben werden Männer, aus Männern, wie man sieht, manchmal Glaubensreformatoren! Nachdem aber Herr v. Egidy soweit in der Kritik der Kirchengeschichte gediehen, durfte er mit stolzem Selbstbewußtsein äußern: „ich bin auch ehrlich genug, es auszusprechen, daß ein Mensch mit gesundem Geist und redlichem Willen mir bis hieher Recht geben muß." Welche maßlose Selbstüberhebung liegt darin, wenn jemand, der über so geringe wissenschaftliche Bildung und einen durchaus dem Mittelmaß entsprechenden Verstand verfügt, sich der ganzen Menschheit mit diesen Ansprüchen gegenüberpflanzt.*) Aus der ganzen Geschichte der menschlichen Kultur dürfte sich dazu kaum ein Gegenstück auftreiben lassen. Um ein Übriges zu thun, macht er nun noch einige Ausfälle gegen die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift und besonders gegen das Selbstzeugnis Jesu. „Nein, diesen frommen Menschen wollen wir lieben, die wir auch fromme Menschen sein wollen."

Er begründet dann das Recht seiner „Reformation": sie sei ein allgemeines Bedürfnis. Dem könnten nun als längst fertige Bedürfnisanstalten die freireligiösen Gemeinden gewiß freudig entgegenkommen — allein er bemerkt, man könne nicht verlangen, daß er aus der Kirche austrete, denn ein Austritt sei immer ein Ärgernis. Ebenso zuwider müsse aber auch dem ehrlichen Menschen ein Scheinchristentum sein, mit dem Kirche und Staat sich seitens der Freidenkenden bis jetzt zufrieden gäben. Egidys Jünger müssen vielmehr durch treue Arbeit das Christentum auf seine Wahrheit zurückführen. Ja, sie sind insbesondere den Geistlichen einen Akt der Befreiung schuldig. Denn Herr v. Egidy „kann es sich nicht anders denken, als daß die meisten Angestellten aller Kirchen schon selbst eingesehen haben, daß es ihnen wenigstens zu irgend einer

*) Gegenwärtig paradiert Egidy auf Philosophenversammlungen — neben bedeutenden Denkern wie Prof. Lasson!

Zeit ihres Lebens klar war, daß die Lehren der Kirche veraltet sind, nicht mehr geeignet, zu einem lebendigen Christentum anzuregen." Eine starke Pille für die wenigen, die das wirklich angeht, eine mit dem sonst anständigen Tone der „Ernsten Gedanken" nicht verträgliche Ungezogenheit gegen die gläubigen Geistlichen. Endlich beantwortet der Denker der ernstzunehmenden Gedanken auch die Frage, ob es notwendig war, dies zu schreiben. Er that es, um den Kern des Christentums aus den Händen seiner „Entsteller" zu reißen, um es vor dem Untergange zu behüten; notwendig war diese Schrift aber auch um derer willen, die noch in den Banden der Kirche schmachten (im Furchtglauben); im „Schatten der Kirche" (eine berühmte Wendung der „Nationalzeitung" aus dem Kulturkampf) ist ihm zu kühl, er „geht lieber frei den Weg über die Höhe"; „oben auf der Höhe genieße ich lohnende Augenblicke des Ausruhens und Denkens und schaue dabei Gott gerade ins Angesicht." Er hat es damit viel weiter gebracht als der Knecht Gottes, Mose, der nach jener tiefsinnigen Erzählung umsonst nach Gottes Angesicht schmachtete und nur den Saum seines Gewandes erschauen durfte. „Millionen", meint Herr v. Egidy, „kennen diesen Weg nicht; sie wagen nicht, den schönen Weg zu gehen." „Wagen" ist wirklich ein hübscher Ausdruck, als ob heutzutage ein Glaube wie Egidys mehr Martyrium im allgemeinen einschlösse wie das Bekenntnis der Apostel: „wir haben erkannt und geglaubt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." Und noch eine schöne Frucht winkt bei seiner Reformation: wenn man erst nur einig ist, nicht mehr an Christi Gottheit zu glauben, werden alle Christen viel schönere Liebeswerke vollbringen. Aber war in Großenhain wirklich nicht bekannt, ob bisher diejenigen, welche Christi Gottheit bekannten, weniger darin gethan haben, als die sie leugnen? Ein Fliedner, Wichern, v. Bodelschwingh und viele andere weniger wie die Herren — — nomina sunt odiosa! Weiß Herr v. Egidy nichts von der Entstehung der äußeren und der inneren Mission, der Diakonissensache, den Jünglingsvereinen, den mächtig anschwellenden Evang. Arbeitervereinen — ist das alles von Freidenkern seiner Art gemacht worden, oder ist es von jenen Dunkelmännern im Schatten der Kirche, von den Pietisten, Muckern, Orthodoxen vollbracht worden? Weiß er nicht, wie gepreßt und

gequält der liberale Protestantismus sich schließlich auch Ehren- und Schanden halber einen äußeren Missionsverein aufgezüchtet hat? Wenn wir das sagen, so wird freilich unser ernster und ruhiger Denker über den verletzenden Hochmut klagen, mit dem die Rechtgläubigen auf Andersdenkende herabsehen; aber ich denke, er ist der Herausforderer und hat mit Hochmut begonnen bei all seinem Beginnen in dieser Sache, als ob sein Christentum erst ein bethätigendes Christentum sich nennen dürfe, während was Christgläubige thun, doch nicht als eigen Werk ausgeprahlt wird, sondern auf Gottes Geist geschoben, der Wollen und Vollbringen schafft. Herr v. Egidy aber führt seine eigene Rechnung für sich allein und sieht Gott „gerade ins Angesicht". Schließlich gelingt ihm eine Wendung, die frivol wäre, würde sie nicht dadurch läßlich, daß er einmal geistreich sein wollte und dabei entgleiste. „Predigt die Kirche seit Jahrhunderten den Opfertod des Heilandes als das größte Liebeswerk für die Menschheit, predigt sie, daß Christus freiwillig in den Tod ging, auf daß der Mensch lebe, wohlan die Zeit ist gekommen, wo sie diese (?!) Predigt bestätigen kann: sie opfere sich für die Religion! sie gebe freiwillig ihre jetzige Gestalt auf, auf daß das Christentum lebe!" Hat Herr v. Egidy vergessen, daß Christus seine Kirche auf einen Felsen gegründet hat und keineswegs gewollt, sie solle sich selbst vernichten, wenn es einem sächsischen Reiteroffizier beifiele, sondern ihr verheißen, die „Pforten der Hölle sollten sie nicht überwältigen", geschweige ein paar Schalen lauen Wassers sie wegschwemmen! Darauf geht die Logik des Herrn Reformators hinaus: „wir dürfen nicht länger zusehen, wie die Mehrzahl (NB.) unserer Mitmenschen kühl, ablehnend, fremd, äußerlich zwar im, wirklich aber nur neben dem Christentum steht; wir dürfen es nicht darauf ankommen lassen, daß das Schiff der Kirche von einem rasenden Sturme angefallen werde" u. s. w. Ihn beherrscht, wie suggeriert, die Einbildung, als ob die Schwierigkeit des Denkens der Masse das Christentum unschmackhaft mache, während so viel tausend tiefere Denker mit festen Füßen auf seinem Felsengrunde ruhen, nachdem das Herz, der Wille Christo zum Raube ward. Nie hat Jesus in Aussicht gestellt, daß die Mehrzahl ihm folgen werde, die Masse, deren Verhalten Herrn v. Egidys Gedanken bestimmt. Wenn der Herr im Bilde vom schmalen

Wege spricht, den wenige gehen, so hätte er den Rat unseres Kriegsmanns annehmen sollen: man mache den Weg breit, recht breit, dann treten alle auf ihm daher! Es ist das Ei des Kolumbus!

So glaubte er sich denn im schönsten Rechte, daß er so geschrieben, daß er jetzt geschrieben, daß gerade er es geschrieben, weil ihm die große Erkenntnis aufging, wie alles gut werden müsse, wenn man nur erst den Glauben, daß Christus „ein Gott ist", aufgiebt. Wohl empfindet der Herr Offizier in dem Schlußwort seiner „Ernsten Gedanken" etwas Wahres, wenn er bemerkt: „Andere werden mit überlegenem Lächeln sagen: das ist ja alles nichts Neues, das ist alles schon tausendmal gesagt worden." Nun, tausendmal vielleicht doch nicht, aber stark 999 mal; auch ob es gerade immer „herrliche Männer", wie er meint, gewesen, ist recht fraglich: schwerlich waren sie es in deren Augen, die in jeder Abweichung von der Kirchenlehre immer auch eine sittliche Schuld sahen, und wäre es die geistiger Unentwickeltheit, oder der Unbescheidenheit, der Verleitung und des Anstoßes. Egidys Versuch, das Christentum und die Massen von der Kirche zu erlösen, hätte vielleicht vor Jahrzehnten noch Massen in Bewegung gesetzt, der Schwarm und Lärmen der Lichtfreunde und Deutschkatholiken beweist es — heute nicht mehr. Heute ist er der gottlosen Masse ein Reaktionär: er hat noch viel zu viel Christentum; ja man darf es sagen, er hat auch nicht genug praktisches Judentum, um zu reüssieren. Wer Israel zum Masseneintritt ins Christentum anhalten will — und wäre es das homöopathisch verdünnte des Herrn v. Egidy — dessen Werk ist schon in der Geburtsstunde tot!

3. „Weiteres zum Ausbau der Ernsten Gedanken."

Die Schrift „Weiteres zum Ausbau der Ernsten Gedanken", Großenhain, Weihnachten 1890 bis März 1891, in 9 (1 + 8) Heften erschienen, wurde hervorgerufen durch die Herrn v. Egidy unerwartete Thatsache, daß die Kirche den Glauben an Christi Gottheit trotz seiner, des Herrn Oberstlieutenant, ernsten und ruhigen Aufforderung nicht hatte fallen lassen. Sie hätte doch sollen!! Diese seine Erwartung zeigt übrigens, wie ahnungslos — ich sage nicht, wie harmlos — seine Seelenverhältnisse liegen. Ihn beherrscht die Zwangsvorstellung, er müsse Messiasthaten verrichten. Da aber

die Kirche so unbegreiflich wenig Entgegenkommen zeigt, so ist es jetzt an der Christenheit, selber Abhilfe zu schaffen. Statt des Begriffs Christenheit gilt es jetzt Menschheit zu setzen, d. h. anstelle des Jüngers Christi, der sein Kreuz auf sich nimmt und ihm folgt, tritt der gebildete moderne Mensch. Aber unbegreiflich ist, daß Herr v. Egidy, der Staat und Kirche, Bürger und Christ sich fortan decken läßt, Jesum Christum als Eckstein dieses Gebäudes noch bezeichnen will, ja die Phrase macht — in seinem Munde ist's nur das —: „Jesus Christus gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit!" Wenn es denn keine polizeilichen Strafen giebt dafür, daß jemand das Wort, das reine, unschuldig-wahre zwingt zur Bezeichnung des Gegenteils, so sollte doch der gebildete moderne Mensch derartige Begriffsverquickung als unehrenhaft empfinden. Hier gilt nicht der beliebte Rückzug auf Egidys ungeschultes Laientum oder auf seine „vornehme Denkweise" (sein Verteidiger Längin u. a.): wer so große Dinge ausrichten will, muß ehrliche Studien gemacht haben, wie es — ob auch recht unvollkommen, was neutestamentliche Sprache und Sachkunde betrifft — Egidys russischer Kollega in reformatione Leo Tolstoi doch immerhin versucht hat. Mit einer Eigenart aber, die wesentlich nur darin besteht, manchmal die deutsche Wortstellung ein wenig zu verdrehen oder anfangende Sätze mit kleinen Anfangsbuchstaben drucken zu lassen, ist es da doch entschieden nicht gethan. Wie viel tiefer und unerbittlich wahrhaftig ist dagegen die neue Religion eben des Grafen Tolstoi, die allen gefiel, die den Gottessohn los sein und doch religiös sein wollten, bis er sein Skandalon in der Kreutzersonate als höchstes Mysterium verriet: Tolstois Wahnglaube enthält doch neben seiner dünnen, quäkerhaft engen, aber thaterfüllten Sittlichkeit, jenen ungeheueren Antrieb, der alle Marter dulden würde für seine neue heilige Gewißheit. So wohl Tolstoi uns nur eine bewußte Übersetzung der Schopenhauerschen Lehre ins Ebionitische, Altjudenchristliche, ja Essenische darbietet — so furchtbar Ernst ist es ihm mit seiner Heiligung, seiner Ehelosigkeit.*) Gewiß, er ist ein alter Mann und ein Landsmann der Skopzen, hat auch eine wilde Jugend hinter sich, aber verachten soll man ihn nicht. Da ist

*) Für Liebhaber der Kirchengeschichte sei bemerkt, daß bei Tolstoi, wenn er eine Sekte gründen würde, jene uralten Pareisakten wiederaufleben würden.

wohl viel zu belächeln — und das macht ihn Herrn v. Egidy ähnlich — aber da ist auch viel zu bewundern, und das macht die Partie für unsern sächsischen Landsmann sehr ungleich, zumal wo er mit so unbescheidenen Reformatormanieren auftritt und die ganze evangelische Kirche auf ein paar Blättern Papier so häßlich beschmeißet.

Allerdings, etwas bescheidener ist in der zweiten Schrift sein Ton immerhin geworden als in den „Ernsten Gedanken"; er will jetzt denen, die an Christi Gottessohnschaft glauben (im wahren, unverblümten Sinne) nur die Überzeugung beibringen: „Millionen recht gottesfürchtige, recht verständige, sehr rechtschaffene Christen sind überzeugt: Jesus war ein Mensch." Wem glaubt er aber damit etwas Neues zu sagen? Die Juden und Muhammedaner meint er damit doch nicht, deren Seelenverfassung er damit ja ebenso richtig umschrieben hat, als die seiner Egidyjünger. — Als Hauptglaubenssatz will er den Gedanken: Gott ist die Liebe allen voranstellen, und durch Folgerungen hieraus erweist er dann die Unmöglichkeit der christlichen Offenbarungsreligion. D. h. was er nur aus dieser wirklich weiß, nur durch Christus erfahren konnte: Gott sei Liebe und nicht bloß Macht, das dient ihm alsdann wieder als Waffe gegen die Offenbarung. Der Jammer mit denen, welche durch die Kirchenlehre aller Religion entfremdet wurden, habe ihn zur That getrieben; denn, fügt er mit dem Selbstbewußtsein eines viel verlegten Schriftstellers hinzu, „eine Broschüre sind die „Ernsten Gedanken" nicht." Aber auch noch andere hofft er in sein neues, wohnlich eingerichtetes Christentum einladen zu dürfen: „zu „allen Menschen" gehören nun auch die, die sich mit allerlei schwer verständlichen Namen als „vorausgeeilt" bekennen — möchten Sie (sic) doch Sich von uns „aufnehmen lassen!" Kann's Ihr Geist nicht mehr:

„schickt das Herze da hinein
„wo Ihr ewig wünscht zu sein —

in das Evangelium!" Am Schlusse dieses Heftes äußert er S. 11: „wohlan denn! nicht: sind wir wiederum eingetreten in das erdachte Kirchenjahr; nicht: stehen wir in dem undeutschen Advent; aber: wir leben in der lieben, heiligen Weihnachtszeit, da unsere Kinder das fromme Lied singen" u. s. w. — Worte, aus denen die ungeschichtliche Anschauung und Begriffsverworrenheit des Kriegers

traurig uns entgegengrinsen. Weihnachtsfest ist viel jünger als der alte Advent, der uns Evangelischen als Ersatz für Epiphanien gilt. Weihnacht ist, wenn sie nicht die Menschwerdung des Gottessohnes bezeichnet, nur ein nordisches Julfest, das moderne Juden gerade so sentimental mitfeiern wie Herrn v. Egidys künftige Verehrer.

Heft 2 (1 von 9) beginnt er mit der Versicherung einer Demut, die ihn nicht abhält, den Spruch auf sich anzuwenden:

„umsonst ist jedes Werk, das du hervorgebracht,
„wenn du dich selber nicht zum Kunstwerk hast gemacht."

Er wolle, nachdem bekannt geworden, was wahr sei, nunmehr der Wahrheit die Anerkennung aller Freunde der Wahrheit verschaffen, indem er ihnen eine christliche Denkweise ohne Bekenntnis anbietet. Beseitigen will er die „fast heidnische Vorstellung, die neben den Einen Gott noch zwei andre Götter stellt." (Ei, ei, Herr v. Egidy, nicht afterreden über den Nächsten, auch über die christliche Kirche nicht!) Beseitigen will er jetzt die in den „Ernsten Gedanken" bekämpften Kirchenlehren. „Nicht will ich anrühren das köstlichste Gut der Menschheit, das herrliche, heilige Evangelium", und Jesum dabei gerne als Seelenführer annehmen, d. h. nach dem Modell des Herrn v. Egidy reduziert: wenn ich es scharf, aber mit Kunstausdrücken sagen darf, wird dieser Jesus nichts anders sein, als eine Projektion des empirischen Herrn v. Egidy auf eine leere Fläche, die er willkürlich Jesus von Nazareth zu nennen liebt, ein Jesus so blaß und nebelhaft, daß der schmachtende Renan'sche Jesus gegen ihn ein vollwangiger, lebensechter Charakter ist. Übrigens will er, wie das Weihnachtsfest, auch die anderen christlichen Feste, das heil. Abendmahl, die Taufe bestehen lassen, kurz er will und will nicht, was man auch in andern Freidenkerkreisen will und nicht will. Das Christentum soll im Staatswesen aufgehen, „denn die Staaten, an sich vollkommen durchchristlicht, bedürfen nicht länger einer Kirche." Einen dementsprechenden Religionsunterricht will er ausgebildet sehen. Denen, die sich von den Täuschungen der Kirchenlehre nicht losringen können, will er aber ernst mahnend vorhalten: „sorget, daß Ihr nicht zu Heuchlern werdet!" An die Spitze einer Reihe einladender Antithesen: „nicht will ich entweihen; nicht will ich antasten, trennen, zerstören" u. s. w. stellt er die wunderliche Aussage: „nicht also will ich er-

gründen, was wahr ist — ich will nur, was nicht wahr ist, wieder beseitigen." Wo es denn freilich besser wäre, ehe man beseitigt, was nicht wahr ist, allerdings zu ergründen, was denn wahr ist. Denn wer das Eine so genau weiß, weiß ja auch das Andere. Aber die Logik hat an den Herrn Oberstlieutenant ebensowenig Rechtsansprüche wie die theologischen Fächer oder die Metaphysik.

Vielleicht hat das praktische Rechthandeln, hat die fromme Führung des Lebens mehrere an ihn? Das müßte sich denn in den folgenden Heften zeigen, über die hier eine summarische Inhaltsangabe folgen muß. Heft 2: auf die klare Frage: wer ist ein Christ? antwortet Egidy nicht etwa: wer glaubet und getauft ist, sondern er erkennt alle Menschen für Christen, ob einer nun jetzt schon Christ heiße oder einer andern Religionsgenossenschaft zur Zeit noch angehöre. „Aber das Wahrzeichen des Christen ist (dennoch) das Kreuz." Eine Begründung dafür ist bei der sentimental-gemütlichen Seelenverfassung des Herrn v. Egidy nicht erforderlich. Ebenso altfränkisch anerkennt er „unser Religionsgesetz in den 10 Geboten", die von den jüngsten Deutschen à la Nietzsche und von den liberalen Kritikern des Alten Testaments in die Wette zerzaust werden. Allerdings, was Kirche hieß, muß jetzt in den Begriff des Staates aufgehen. Staat und Christenheit ist nicht weniger dasselbe wie Christenheit und Menschheit. Millionen wollen jetzt schon erklären, sie wünschten keine Kirche mehr, sondern nur noch „Einiges Christentum", aber ungezählt sind auch die „gerne mögenden" (nämlich die Abschaffung). Er verspricht sich von der Beseitigung der Kirche das vollkommene irdische Glück. „Wir begreifen nicht, daß die Menschen da unten als Lastträger herumseufzen, während sie doch fröhlich sich tummeln könnten, sogar: möchten." Aus Liebe zur Poesie schreibt er dann dem guten Hirten (der nach ihm längst vermodert ist!) die angestrengtesten Bemühungen um die einzelne Seele zu und meint, wir sollten ihm dabei helfen! „Wir sollen unsren Hirten in seinem redlichen Mühen unterstützen." Das ist doch die reine Geschäftsreklame, so den edlen Rabbiner von Nazareth — weiter ist ihm der Gottessohn ja nichts — noch in seinem Grabe zu beunmüßigen.*)

*) Der wunderliche Gedanke verlangt ein wunderliches Wort!

Heft 3. Alle Christen (d. i. Menschen) sollen Weihnachten sehnsüchtig entgegengehen, damit es „nicht nur als Höhepunkt des Geschäftslebens" (schön gesagt!), sondern auch als religiöses Fest der Liebe erglänze. Mit ähnlichen Gefühlsschwärmeleien redet er auch von Ostern und Pfingsten. Viel angenehmer liest sich's, wie er Neujahr — das bürgerliche Fest — zu einem allgemeinen Landesfesttag gestalten will. In diesem lieblichen Säuseln über die Feste erkennen wir jenes mystisch-dekorative Element, welches neue Religionsgründer nie ganz entbehren können, weder die revolutionäre Vernunftverehrung noch Comtes hölzerner Positivismus, der doch eigentlich Atheismus ist. Aber wie er Einen zu ängstigen weiß, der neue Festgründer mit seinen Vorahnungen und Verschleierungen! „Bang durchwarten wir den stillen Sonntag: was werden uns die Glocken morgen verkünden." Was? Wenn er es nicht weiß, wollen wir's ihm aus seinem Herzen heraus beantworten: der Nazarener ist tot geblieben und ist nicht auferstanden. Wie schmählich, solche rührselige Redensarten zu machen, nachdem man das Osterwunder selbst verleugnet hat! — Wie er sich einen Osterzauber bewahrt, will er „auch das heilige Abendmahl für die Erwachsenen zur innigen Verbindung mit Christus". Und „daß einige nicht von der Erde abscheiden mögen, ohne Christum in Brot und Kelch noch einmal an ihr Herz gedrückt zu haben, ist gewiß verständlich, würdig und schön." Aber nicht verständlich oder mindestens nicht schön als Bild ist dies sein „ans Herz drücken". Er behält das Gebet, selbst das Bittgebet, enthält sich aber vorsichtig einer Theorie des Gebetes. Welchen möglichen Sinn könnte es auch bei ihm haben! Immerhin soll „das Danken mit der Zeit das ganze Gebet werden". In ähnlichem Sinne handelt Heft 4 von Taufe, Einsegnung, Trauung, Begräbnis. Aber keine „Buchung" der Taufen; keine Haustaufen! Beibehaltung christlicher Eheschließung bei Fortfall prächtiger Gewänder. Ob Beerdigung oder Verfeuerung ist einerlei: „beides ist christlich". Es empfiehlt sich, Jesum anzurufen und um Beistand im Tod und im Leben zu bitten. — Wie sich der liebe Mann das nur vorstellt, daß man einen Toten anruft um solche Gefälligkeiten. Fühlt er nicht, daß er damit den vom Throne der Gottheit im Namen der Vernunft Heruntergestoßenen wieder von Egidys Gnaden hinauf erhöht? Oder will

er selbst das alles nur für sinnlosen Salbader genommen wissen? Darf man ihn nicht beim Worte nehmen? Heft 5 handelt von Bibel, Katechismus, Gesangbuch, Eid. Die Bibel muß gesichtet werden, denn „daß das alte Testament die Empfindungen nicht überall heiligt, dessen wird sich der Leser mit besonderem Unwillen aus seiner Jugendzeit erinnern." Wirklich? Allein auch vieles Fromme ist im Alten Testament und gar erst im Neuen! Freilich auch hier sehr Unvollkommenes: so die Lehre, Gott habe die Welt erst durch seinen Sohn, durch einen Mittler, mit sich versöhnen müssen! — Katechismen als Glaubenssatzung oder Bekenntnisbuch soll es freilich nicht geben, aber die Jugend soll den lutherischen Katechismus dennoch auswendig lernen*) und selbst der Erwachsene die Erklärungen im Herzen tragen. Die Hauptsache ist freilich, daß man „Liebe lebe". Furcht ist nicht nötig zur Erziehung des Volkes. Glückliche Rekruten in Großenhain, wenn dies Moment dort ganz in der Erziehung fehlte: unberechtigte Urlaubserweiterung u. dgl.! Herr v. Egidy verkündet es mit dem Tone des Entdeckers, daß die Menschheit von jetzt an — von seinem Auftreten an — der „Liebe leben" wird und den „Glauben in sich verschließen" (ah!), wie man bisher die Liebe verschloß. Eine sehr schöne Hilfe dabei ist das Gesangbuch, besonders wenn es ein altes rationalistisches ist, etwa das Dresdener, die mit dem lauen Spülwasser ihrer Gesinnungslieder von der Poesie noch weiter entfernt sind als von der geoffenbarten Wahrheit. „Das Gesangbuch verdient seinen Platz überall: in Haus und Schule, auf Wanderungen und im Berufszimmer, beim Alleinsein und in der Gemeinde." Gerade wie jener alte Arius — gerade, wenn man die Frage nach Dichtung, Kraft und Wahrheit beiseite läßt — wie Luther: alles durchs Lied! Heft 6 handelt von unserer bisherigen und der künftigen Geistlichkeit, sowie von der Schule. Die Kirche, meint der neue Prophet, höre zwar jetzt auf, aber die Geistlichkeit möge nur in voller Selbstlosigkeit ihres Amtes weiterwalten. Er unterscheidet fünferlei achtbare Klassen von Geistlichen, je nachdem sie „Einiges Christentum" entweder schon jetzt, mehr oder weniger, haben oder würdigen können. Aber ach, es giebt sechstens auch Gegner! „Wie es in deren Innerem aussieht, vermag niemand zu sagen — bei Einigen gewiß rein, bei

*) Nach allem Vorangegangenen wäre das ein wahrer Frevel an der Jugend!

Einigen aber auch nicht." Wie wahr in seiner Verschwommenheit, wie verschwommen in seiner Wahrheit! Ferner will er auch einen „Religionsrat" gebildet sehen aus solchen, die sich selbst für würdig halten und sich selbst melden, für die einzelnen Gemeinden, für das ganze Land d. h. die große Kirche. Ein studierter geistlicher Stand ist überflüssig. Die Zahl der Religionsdiener muß größer sein als jetzt, aber sie führen ihren heiligen Beruf immer nur im Nebenamt (nur arme können Bezahlung bekommen für Zeitaufwand); denn nicht einmal, drei- bis sechsmal am Sonntag findet Gottesdienst statt. (Lüftung?) Der Gottesdienst findet genau so statt, wie er seit den Zeiten des großen Ronge in den freireligiösen Gemeinden verläuft. Sowohl die Mitglieder des Religionsrates wie die Religionsdiener leisten alles aus freier Liebe; einer kann predigen, ein anderer taufen und beerdigen. — „Die Schule ist ein unerschöpflicher Brunnen für ein Liebeleben der Zukunft." Auch in der Schule darf sich gutherzige, aber laienhafte Willigkeit unbeschränkt tummeln: „geistesfrische, vom besten Sinne beseelte Männer und Frauen, die ohne Beruf leben oder schon zurückgetreten sind und gerne noch wirken möchten." An Geld fehlt es nicht: „wir haben es uns wohl nur nicht reichlich genug von denen geben lassen, die zu viel haben, vielleicht auch in der sonstigen Verwendung nicht immer nur der Notwendigkeit gehorchen." Hier weht uns eine kräftige sozialistische Luft entgegen: nachdem Herr v. Egidy die Kirche enteignet hat, enteignet er die reichen Leute. „Wenn es denn für die Schule an Geld nicht fehlt, so können und müssen die Lehrer die höchst geachtete Stellung in unserem bürgerlichen Leben einnehmen." Übrigens sei die Erziehung dabei wichtiger als das Lehren — man erkennt hier einen uralten Satz des konservativen Parteiprogramms. Der Prophet begiebt sich unter die Saule! Derart wird das Christentum sehr bald siegen: das durchchristlichte Staats- und Gemeindeleben wird nicht mehr eine ewige Zukunftsforderung sein, „sondern in wenigen Jahren werden wir so weit sein." Wie viel doch solch Prophet im Handumdrehen fertig bringt! Herr v. Egidy würde auch in wenig Jahren die Trunksucht abschaffen, man müßte nur erklären, daß von jetzt an die stärkste Alkoholbeneblung gleichfalls Nüchternheit heißen solle, so wie seine Juden und Unchristen durch seine Verfügung nun alle Christen

geworden sind und „der Staat die Christenheit". — Heft 7 bespricht unser Leben. Das Ziel innerer Vervollkommnung muß unser Leben leiten. Aber wer gut ist, muß vor allem den Nächsten lieben, und hier begegnen wir zum erstenmale Gedanken, die, weil von rechtschaffener Menschenliebe eingehaucht (wie etwa in des heidnischen Kaisers Marc Aurel Betrachtungen), nur ungeteiltem Beifall begegnen können. Vor allem die eigentliche Armut muß vermittels einer durchgreifenden Änderung der Besteuerungsart aus der Welt geschafft werden. Die Ausdrücke „arm, niedrig, gering, ungebildet" werden ihren Sinn verlieren. Vor allem auch der Krieg, der dem Christentum der Apostel nicht gewichen ist, muß aufhören, wenn das „Einige Christentum" siegt. Aber auch gegen die Kinder erwachsen uns neue Pflichten: man sollte ihnen rechtzeitig selbständiges Vermögen abtreten, sie früh heiraten lassen, und „ist es denn notwendig, daß Mann und Frau in großen Lebensabständen von einander stehen? Ist das gegenseitige Verstehen dadurch erleichtert?" Jedes Kind muß dem Vater eine Steuererleichterung einbringen. Junggesellen sind besonders zu besteuern. Keine Frauenarbeit zu industriellen Zwecken! Auch keine Überanstrengung der Männer! Auch gegen die Parteien in den Parlamenten erklärt sich Herr v. Egidy. „Was heißt denn rechts und links?" fragt er mit rührender Kindlichkeit, soll die Zweiteilung der Menschen denn niemals aufhören? Die Erde ist rund, wo fängt da rechts, wo links an?" Das Laienelement muß auch im Rechtsleben verstärkt werden, und in das gesellschaftliche Leben soll ein neuer Geist einziehen, man wird harmloser*) und anspruchsloser werden. Über der Sonntagsfeier wird dann wahre Weihe liegen. Die Frage hat sich Herr v. Egidy auch hier natürlich nicht vorgelegt, wie weit er diskutierbare Forderungen stellt, wie weit er in frommen Wünschen und Utopien schwelgt. Und nachdem er deren eine große Zahl als Erfüllung ausgemalt hat, äußert er mit gewinnender Liebenswürdigkeit: „so kann, und in dem „Einigen Christentum" wird unser ganzes Leben ein anderes, ein schönes werden, und dieses Lebens werden wir auch Alle froh sein." Das letzte Heft (8) beginnt mit dem tapferen, wenn auch nicht gerade

*) Harmlosigkeit charakterisiert ja diese Vorschläge alle, das wird niemanden entgehen!

tiefsinnigen Selbstzitat als Kennwort: „jetzt also muß etwas werden“, jetzt, nachdem die „Ernsten Gedanken“ als die schlichten Boten des Weltfrühlings durch die Welt gegangen sind.“ Er glaubt die Welt „mit dem Stabe der Auferweckung*) berührt zu haben“. Diese Worte zeigen, daß Herr v. Egidy wirklich unter der Vorstellung litt, seinen „Ernsten Gedanken“ komme die Bedeutung einer geistigen Macht zu, wenn er auch ihre Verbesserungsfähigkeit zugesteht. „Ich behaupte, all' die Unglücklichen, die jetzt auf Irrwegen, auf Abwegen wandeln, sie wären nicht dahin geraten, wenn sie nicht von der Kirche und deren unfaßbaren Lehren dahin gedrängt worden wären.“ Welcher krasse Undank, welche Schmähung, wie sie nur einem ungebildeten Sozialdemokraten zu Munde stünde!

Herr v. Egidy erklärt am Schlusse seines „Ausbaus“: mit dem Zugeständnisse, in der Kirche weiter leben und à la Egidy bekennen und nicht bekennen zu dürfen, sei es ihm nicht gethan. Bekenntnis und Kirche müssen fallen — natürlich gütlich, sänftiglich, gesetzlich. Aber sie werden ihm weichen müssen. „Wer darf solcher Vervollkommnung des Menschengeschlechts“ — wie er sie träumt und dekretiert — „widerstreben? Und ein Widerstreben ist die Bekämpfung des „Einigen Christentums“, weil es das Reich Gottes auf Erden darstellt und weil es die Verheißung: „allen Menschen ist das Heil widerfahren“ ihrer Erfüllung nähert. Wer das „Einige Christentum“ bekämpft, weist die vom Heil zurück, die es suchen, es auch im Christentum — nicht aber in einer christlichen Kirche erblicken.“ So lädt er denn alle Richtungen ein zur That, die schon bisher die Mißbräuche im Christentum bekämpften, womit er manche Freimaurer, die Freidenker, Freireligiösen u. dgl. meint. Sie alle werden aufgefordert, am 3. Pfingsttag 1891 in Berlin zusammenzutreffen, wo dann der neue Geist des „Einigen Christentums“, freilich nicht vom Himmel, sondern von Egidys Rednerbühne auf sie überströmen soll. (Über die Versammlung s. ob.)

Und nun fragen wir zum Schlusse, was werden sie thun? Werden alle die dem Christenglauben Entronnenen sich unter seine

*) Woher diese mythologische Vorstellung stamme, weiß ich nicht anzugeben — vielleicht eine Verwechslung mit Mosis Stabe? Mit dem Stabe kommen ist im deutschen Mittelalter sonst Bezeichnung stumpfer Greisenhaftigkeit.

Fahne stellen? Es ließ sich voraus sagen: nein! er verlangt viel zu viel von ihnen, noch immer viel zu viel Religionsgebräuche, ihm ist Religion (was auch immer für eine) noch die erste Angelegenheit der Menschenseele und bietet viel zu wenig an stürmischem Agitatorentum. Solche Religion hat keine Zukunft auf Erden, keine gewisse Hoffnung im Himmel. Wie die Uhr ist sie, die einem Kind auf dem bäuerlichen Jahrmarkt verehrt wird: hat er den Zeiger einigemal umgedreht, den bunten Rand verbogen, dann merkt der intelligentere Knabe, daß es keine wirkliche Uhr ist, sondern ein 20 Pfennig-Stück und wirft sie geekelt weg; oder dem Militär mit militärischem Bilde zu dienen: seine entleerte Religion ist wie die Musketen der Östreicher von 1740, die auf den Übungsplätzen, um Pulver zu sparen, nicht losgeschossen werden durften — Flinten, die nicht losgehen. Wenn sich aber ein auf derartige theoretische Erörterungen gestütztes „Ernstes Wollen" auf Kaiser Wilhelm I. beruft: wie groß muß da die Begriffsverwirrung, wie verkümmert der Wahrheitssinn sein! Zwar Egidy gesteht selbst, daß sich „seine Gedanken oft in einem ganz wunderbaren Fluge bewegen", und lehnt also für die Luftbewegungen so seltsamen Geflügels die Verantwortung ab. Aber halbe Arbeit ist seine Sache nicht, darum kann er auch solches Flickwesen wie den „Gustav-Adolf-Verein", den „Evangelischen Bund", die er zwar nicht ausdrücklich nennt, selbstverständlich nicht gebrauchen. Einiges Christentum bedarf keiner Vereine mit irgend gesonderten Religions- und Kirchenbestrebungen; „Einiges Christentum kennt nur einen Religionsverein, der heißt — Vaterland." Die Oberpriester dieser Religion sind — die Fürsten; anderer Häupter braucht es nicht. Es fehlt nur, daß die Wahlvereine sich sofort in Egidysche Betkörper umwandeln. Auch „Politik ist Religion wie alles Andre." Was heißt das anders als: da alles Andre Religion ist, so ist Religion alles, d. h. gar nichts Besonderes mehr = sie ist überhaupt nichts.

Näheres über Mittel und Wege zur Verwirklichung zu sagen hält sich der Denker mit dem seltsamen Flugapparat (auch in den Wolken des Aristophanes kommt ein solcher vor) natürlich nicht für verpflichtet.*) Hat er auch nicht nötig, da er zur Voraussetzung seines Handelns „die Beistimmung aller" gemacht hat: „wenn alle wollen,

*) Auch in „Ernstes Wollen", Berl. Okt. 1891, erfahren wir nichts Genaueres.

so geschieht etwas." Nun, bis das geschieht, daß alle wollen, kann man ja noch lange nachdenken, noch lange „Ernste Gedanken", „Ernstes Wollen" vorausschicken in die blaue Luft. Für Herrn v. Egidy scheinen alle Schwierigkeiten sich zu lösen, die Sachen sich nicht mehr hart im Raume zu stoßen, wenn man nur bloß Christi Gottheit abgeschafft hat; dann lösen alle Fragen sich wie von selber. Allein ist Egidys Christus nicht immer noch verdächtig übermenschlich für alle Juden und Heiden, die er sofort sans façon in sein Liebesreich einlädt? Nennt er ihn nicht den „Führer ins Jenseits", betet zu ihm, ja will des Mittlers Hand fassen, während er in „Ernsten Gedanken" die Mittleridee protzenhaft von sich wies? Aber freilich, was sind ihm Widersprüche! Eines versteht er wunderbar — (wie Plato dergleichen „wunderbar" nannte!) — die Vermittlung der Gegensätze, die Knebelung aller logischen Schwierigkeiten, tiefe Verachtung gegen das gemeine Gesetz der Identität: A = A (ihm ist's auch B und C je nach Bedarf) — und dazu der luftgewaltige salto mortale über die wirkliche Welt weg. Wer könnte solchen Künsten widerstehen? Ich fürchte von seinen geistreichen Worten: „Deutsche, Christen, klar und weniger klar" u. s. w. wird nur die zweite Hälfte der Alternative auf den Verfasser von „Ernstem Wollen" anwendbar sein. Der natürlich-gutartige Charakter, der biedere, aber dem wahren Gottesgedanken wie einem klaren Weltbewußtsein gleich ferne Sinn ist dem Manne, dem in einer tollen Stunde beifiel, Reformator zu spielen, zum Fallstrick geworden.

Viermal hatte sich so Herr v. Egidy der Welt — doch nur von derselben Seite gezeigt; denn wirklich weiter gekommen ist er nicht, über die „Ernsten Gedanken" hinaus, weder im „Ausbau", noch bei der Pfingstversammlung*), noch im „Ernsten Wollen." Ich darf Wilhelm Scherers schöne Worte hier anwenden: „Da in Deutschland dazumal die erwachsenen Männer noch nicht ausgestorben waren", so hätte das Ganze nun mit jener unsterblichen Blamage geendet, die bei riesig aufgeblasenem Wollen und dem äußersten Grade von Hilflosigkeit in Denken und Thun stets den Dritten im Bunde bildet, wenn nicht die

*) siehe oben.

ihre schützenden Arme über diesen verkrachten*) Versuch, das kirchliche Christentum zu ersetzen, stiefmütterlich ausgebreitet hätte. Zwar den Judenbekehrer Egidy konnte sie natürlich nicht decken, wie er sich auch keineswegs dazu verstand, in der „Ethischen Bewegung“ aufzugehen und zu verschwinden. Aber eine gemeinsame Abneigung gegen die Kirche und eine grundsätzliche Gemeinschaft in der gleich weltlich-irdischen Lebensauffassung — wobei Herrn v. Egidys Sondergabe im liebenden Allgeist, die der Ethiker im allgemeinen Menschentum bestand — war zwischen ihnen über alle Trennungsmarken erhaben. Auch Herrn v. Egidys Gottheit war ein so unfaßbar in allen Farben schillerndes Etwas, daß ihm die Ethiker diese gewiß als liebenswürdige „Spezialität“ weder nehmen noch beneiden werden, wenn man sich vertragen will. Bald steht er ihm Angesicht gegen Angesicht gegenüber, bald ist er wieder so nebelig und dünnflüssig, daß er keinen selbständigen Raum in irgend jemandes Gedankenwelt beansprucht. Und so gerade ist ja auch der Gott der Größten unter den „Ethischen“ beschaffen.

Aber sehr verschieden ist bei beiden das Maß zielbewußter Klarheit. Die „Ethiker“ wissen sehr genau, daß sie vorerst die Religion durch die „moralischen Funktionen“ ersetzen und dann wie ein abgestorbenes Glied sie ganz abschneiden wollen vom Körper der Menschheit, wie das auch etwas plump Herr Dr. Knopf aus Amerika auf der „Ethischen Versammlung“ in Berlin merken ließ. Auch sie gehen von der ebenso richtigen wie traurigen Beobachtung aus, daß die Kirche mit ihrem Buß- und Trostruf nicht zu allen dringt. Anstatt nun zu ihr zurückzurufen, das schnöde Mißtrauen zu bekämpfen, rufen sie von ihr hinweg und sehen wie Egidy in den angeblichen Verstandesanstößen den Grund der Religionsöde in den Herzen. Welcher Mißgedanke! Wenn Verstandesanstöße die Religion unmöglich machten — dann gäbe es keine, gar keine Religion, und hätte noch nie eine gegeben! Denn schon ihr erster Gedanke „Gott“ ist für Menschen unvollziehbar, unausdenklich, wird auf Glauben hingenommen, herausgehoben aus der in unseren

*) Das Börsenwort ist angesichts der national-konfessionellen Verhältnisse in der Bewegung wohl nicht unpassend.

Geist gelegten Gottesahnung. Mit dem Kopfe vor in den Himmel gehen wollen, das ist die verkehrte Wendung, so eben, wie wenn man mit der Rückseite des Körpers zuerst in des Königs Audienz eintreten wollte: Herz vor!

In Nordamerika und in England war die „ethische Bewegung" schon fertig, als sie zu uns gebracht wurde. Aber Schwindel ist's, wenn man die Miene annimmt, als wäre das eine frei und jubelnd aus dem Herzen gedrungene Bewegung: ein Rest ist's vielmehr, ein schaler Abhub, den eine abgefallene Winkelsekte der puritanischen Kirche, der Unitarismus, als Bodensatz seiner letzten Entwicklungsphase niedergeschlagen hat. Der Unitarismus selbst nennt sich wohl mit Stolz den Rationalismus der englischen Kirche, in der That entstammt er der traurigsten Zeit derselben, wo extrem-deistische Denkweise Einfluß gewann auf das kirchliche Leben, das ohnehin in viele Sekten zersetzt war. Der Unitarismus ist der Deutschkatholizismus der englischen Kirche, damit ist alles gesagt. Ihre Hauptlehre war jene runde mathematische Einheit Gottes, die dem Islam und Judentum eigen ist im Gegensatz zu der lebensreicheren Offenbarungsidee von dem dreieinigen Gott, in der, wie die Kirchenlehre sie gestaltet hat, die unausdenkbare Fülle des göttlichen Wesens an Offenbarungsthatsachen angeknüpft ist. Und eben weil die unitarische Gottesidee so arm, so öde ist, giebt der linke Flügel des amerikanischen Unitarismus sie seit etwa 20 Jahren preis — und setzt dafür schlankweg das „Universum". In echt rationalistischer Folgerichtigkeit hat der gesamte Unitarismus die Lehre von der Gottheit Christi nicht nur und dem Weltopfer seines Todes, sondern auch die Wunder seines Lebens und was sonst dem Alltagsverstande Anstoß bietet, aus dem Christentum ausgestoßen und gerade hierdurch manchen tiefer angelegten Geist (man denke an den berühmten englischen Theologen Maurice!) durch seine kalte Leerheit in die englische Kirche zurückgescheucht. In Nordamerika hat dieser Unitarismus seine schönste Blüte — es giebt ja allerlei Blüten, das Wort ist noch kein Lob — getrieben: hier will die Mehrheit seiner Glieder überhaupt nichts mehr von Gott und Gottesdienst wissen, und seine beredtesten Vertreter schoben darum die „Moral" an die Stelle der Religion, weil ja sonst der Unitarismus aus den Fugen gegangen wäre. Man mußte sich mit dem Falle ab-

finden, daß die gefördertsten der frommen Mitglieder sich weit über den lieben Gott hinaussahen, womit ja die ganze sogenannte Religion dieser Sekte ad absurdum geführt war. Als nun bei uns das Volksschulgesetz des edlen Grafen v. Zedlitz die Professorenentrüstung entflammt hatte, da war der günstige Augenblick gekommen, wo die Führer (besonders in der „Nationalzeitung"), zumteil Juden und Brüder von der Loge, die Missionsreise des geborenen Israeliten, jetzigen Unitarierpredigers Felix Adler von Neuyork nach Berlin veranlaßten: „komm herüber und hilf uns!" Und er kam. Es wurden sodann vorbereitende Mitteilungen an das Publikum erlassen, und am 18. Oktober ward die begründende Versammlung abgehalten, worin die edle Blüte, die „Ethische Bewegung" in den Mittelpunkt der Menschheit gerückt wird. Hier fehlte auch Herr v. Egidy nicht.

Den Bericht erstattete der als Philosoph — auch in Revüen, Tagesblättern u. s. w. — angesehene Georg v. Gizycki, Professor der Philosophie in Berlin, den Professor Foerster als die „Seele der Bewegung" bezeichnet hat. Es ist derselbe, der seit 1. Januar 1893 eine recht unregelmäßig erscheinende Wochenschrift die „Ethische Kultur" herausgiebt, darin auch die Professoren Jodl (von Beruf Ethiker in Prag), Paulsen und Bertha v. Suttner, durch ihre für Mädchenpensionate vielfach ungeeigneten Romane bekannt,*) mitarbeiten. Diesen Professor Gizycki wolle man aber ja nicht mit seinem militärischen Namensbruder verwechseln, den wir als einen wilden Krieger kennen lernten,**) während der Professor die vollkommensten Formen und ein wirklich „ethisches" Auftreten besitzt. Seinen Schriften nach muß er eine wirklich liebenswürdige und feine Persönlichkeit sein.

Zunächst wurde in der Oktoberversammlung ein Sturmversuch der „Freireligiösen" abgeschlagen, die unter den 200 Anwesenden natürlich keine kleine Macht vorstellten und durchaus in den Vorstand, ja den Vorsitz eindringen wollten. Wenn man bedenkt, wie wenig wohlklingend in Deutschland — und gar in Berlin! — der Name der Freireligiösen ist, zumal bei ihrer sozialdemokratischen Volkstümlichkeit, so war der Wahlsieg von großer Bedeutung, der den

*) Ein Bild enthält das Reklameheft des bekannten realistischen Verlags von W. Friedrich, Leipzig. — **) Anfang März hat er sich losgesagt, weil die „Etische Bewegung" nur dem Materialismus diene!

Professor Foerster ans Ruder brachte. Derselbe stellte nun fest, „daß in ganz Deutschland die „Ethische Bewegung“ im Gange sei“, was wir nur als eine maßlose Übertreibung bezeichnen können. Denn wenn da und dort liberale Zeitungen Artikel über die Angelegenheit bringen, so ist das ebensowenig ein Beweis für allgemeine Teilnahme, als es etwas dagegen beweist, wenn Eugen Dührings Jünger in der „Westfälischen Reform“ (äußerster Antisemitismus heidnischer Observanz) in mehreren Artikeln die Führer der Bewegung als Lumpen und Schwindler behandelt, denen es nur um „business“ (Geschäft) zu thun sei. Auch ein weiterer Sturm der „Freireligiösen“, die sich mit großer Keckheit vordrängten, auf den religiös-neutralen Standpunkt des Vorstands ward siegreich abgeschlagen. Aufs entschiedenste erklärte der Vorstand, in Übereinstimmung mit der Mehrheit, „daß der Standpunkt der Gesellschaft nicht aggressiv gegen die Kirche sei“, zur großen Trauer der „Freireligiösen“, die ihre gähnend leeren Gemeinderahmen und Kirchenkassen gerne mit abgefallenen Protestanten gefüttert hätten. Die Verhandlungen bewegten sich um die große Entdeckung, daß es eine von Religion unabhängige „Moral“ gebe, und diese wolle man in die jeder Sittlichkeit baren Massen tragen, in edlem Wettstreit mit den christlichen Kirchen. Eigenartige Gedanken finden wir nicht zu verzeichnen, es kann das auch nicht in der Absicht einer Bestrebung liegen, deren Größe in der edlen That und Gesinnung liegen will und soll. Bemerkenswert war doch, wie entschieden der Vorsitzende die Religionsvorstellungen des bekannten Prof. Häckel — er hat wirklich auch welche! — als von den seinigen völlig abweichend bezeichnete. Die Vorschläge zur „Aktion“ fielen besonders in die Schlußsitzung. Die damals abgelehnte Zeitschrift trat dann doch ins Leben; auch sollen „ethische Traktätchen“, von einer „litterarischen Kommission“ bearbeitet, die Absichten der Gesellschaft ins Land hinaustragen. Sodann wurden die Mitglieder aufgefordert, „förderliche Artikel ethischen Inhalts“ in die Zeitungen zu bringen. Und bald darauf las ich in einer liberalen Zeitung eine Neujahrsbetrachtung vom „Ethischen“ Vorstandsmitglied B. v. Suttner, worin eine unglücklich verheiratete Frau einem frechen Anbeter unter dem Dröhnen eines Neujahrstoastes Gewährung nickt. Sehr „ethisch“ ist das gerade nicht nach unseren altfränkischen Begriffen. Sollte die Dichterin

ihr: „Waffen nieder", für das sie in allen Modejournalen u. s. w. wirkt, auch in der Hinsicht verstehen, daß man gegen Verführung nicht gar zu unerbittlich kämpfen soll? Freilich, gerade in Berlin kein Wort gegen die geschlechtliche Unsittlichkeit auf einem so wortreichen, viertägigen Kongresse zu hören, ist schon einigermaßen befremdlich. Dagegen trieb man Alfanzereien, wie daß man statt „Damen und Herren" künftig „Freunde" sagen solle, den Ausdruck „bessere Stände" meiden u. dgl. Am Schlusse wagte man sich an das „Rätsel der Sphinx", die soziale Frage, da ja die Kirche sie nicht lösen könne, weil sie deren Wurzel im Unglauben sehe. Lieben Leute, gab es in der jerusalemischen Gemeinde der Erstzeit, gab es bei den amerikanischen Puritanern, giebt es überall in wirklich christlichen Gemeinden eine soziale Frage? Und warum nicht? — Gerade die Professoren Foerster und Tönnies wollten den sozialistischen Forderungen einigermaßen zu Worte verhelfen; nicht Wohlthätigkeit: Gesetzgebung müsse eine andere Lage schaffen. Wie sie sich das denken, und ob die „Ethische Gesellschaft" wirklich etwas für die Armen thun wird, was sich mit dem von beiden christlichen Kirchen Geleisteten auch nur wie der Tropfen mit dem Meere vergleichen läßt, das wollen wir mit ironischer Geduld abwarten. Einstweilen ist eine Agitation für Verbesserung des Trinkwassers auf der Oktoberversammlung in Anregung gebracht worden, die ja sehr segensreich wirken kann, und bei der man allerdings auch ohne Religion Schönes erreichen kann; ich erinnere nur an die Berieselungssysteme der Mauren, die Aquädukte der Römer. Die Choleraepidemie in Nietleben hat uns den Wert des reinen Nasses aufs neue vor Augen geführt; in einer rheinischen Großstadt haben von 1170 Privatbrunnen nur 75 wirklich gutes Trinkwasser. Also immer voran, ihr Herren „Ethiker", auf diesem Feld begegnen wir euch gern!*)

Einstweilen traten bis November 451 Mitglieder bei, im Februar 1893 waren es gegen 1000; von der ersten Zahl waren 80 nicht in Berlin, nämlich ein Dutzend „freireligiöse" Prediger und ebensoviel Professoren, von denen einige Eiferer (Riehl in Freiburg, Jodl in Prag) auch kleine „Sproßgesellschaften" bilden, die den Zigarren-

*) Jedenfalls viel verdienstlicher als die Verschüttung unserer geistigen Brunnenstuben, die die Kirche grub!

abschnittsammlern für das Lahrer Waisenhaus starken Mitbewerb machen werden. Prof. Ziegler von Straßburg pflügte durch Vorträge das Feld in Frankfurt a. M., wo man, als der von Juden nach Berlin best bewohnten Stadt des Reichs — die nächste Jahresversammlung halten will. Eine interessante Eigentümlichkeit in der Gliederung der Abteilung Berlin (die sich mit der Abteilung „Deutschland" bis jetzt noch so ziemlich deckt) besteht in der Zerlegung in vier Gruppen, die bereits tüchtig an der Arbeit sind. („Ethische Bildung" — besonders der Kunst gewidmet; — „Ethische Erziehung"; „litterarische Gruppe" und „soziale Gruppe". Letztere soll wohl Prof. Foersters „musische Gruppe" ersetzen. In ihr werden auch Rechtskurse für jüngere Personen abgehalten. Übrigens scheint in den 3 Kommissionen der letzten Gruppe zumteil ganz Vernünftiges getrieben zu werden: Arbeitsnachweis, Bodenbesitzreform, Dienstbotenfrage — das klingt äußerst verheißend. Die „Ethischen" können ja auch nicht wohl von den christlichen Veranstaltungen in dieser Art gar nichts gelernt haben. Bringen sie nur etwas Geld auf, so ist das immer günstig, nur verstößt es mit dem Grundsatz der Oktoberversammlung: Gesetzgebung, nicht Wohlthätigkeit.

Herr v. Egidy mußte in der Versammlung den Eindruck gewinnen, daß für seine Reform bei den „Ethikern" nichts zu machen sei; jener freireligiöse Waldeck-Manasse (an einem Namen wäre es genug zur Genealogie!) äußerte frech: unser Wahlspruch ist nicht bete und arbeite, sondern denke und arbeite. Die Ethiker schweigen von Religion, ihre unitarischen Paten reden davon: aber aus armer Quelle floß der Strom! Ihr bester Redner John Chadwick hat 6 Reden veröffentlicht, die den Nullpunkt am Pegel der Religion vorstellen. Erster Glaubenssatz ist die Würde der Menschennatur: des Menschen, nicht Gottes Größe. Die Entwicklung aus dem Tier zeigt gerade, wie herrlich weit wir es gebracht haben. Es bleibt dem einzelnen überlassen, ob er noch an einen Gott, ein Jenseits glauben will oder nicht. „Es scheint für einen gebildeten Mann fast sündhaft, von der Bibel als einem übernatürlichen Buche zu sprechen." An Gegenständen, worüber man Sonntags reden oder selbst eine gewisse Rührung erwecken kann, fehlt es deshalb natürlich doch so wenig, wie in einem freireligiösen Denkhaus oder in einer Loge. Selbst für ein Jenseits hat der rechte Flügel des

Unitarismus, eben Chadwick, noch Gründe, wenn auch Felix Adler, der Gründer der „Ethischen Bewegung“, sich alle Mühe giebt, diesen Glauben in seiner Gemeinde zu zerstören. Hier, aus Chadwicks eigenen Äußerungen, lernt man den Herrn Adler in seiner wahren Gestalt kennen, in welcher er vor allem den letzten Rest von Religion in seine „Moral“ auflösen will. Warum nicht? Seine alttestamentarischen Vorfahren haben sich jahrhundertelang ohne diesen Trost, noch weiter hinauf, vor Abraham, auch ohne Gott beholfen und waren doch glückliche Herdenbesitzer!

Hier hat doch wohl unsere fortgeschrittene deutsche Theologie das rein abgelöste Paradigma von dem, was ihr, bei den gleichen Voraussetzungen, wie der Unitarismus sie hat, schließlich übrig bleiben wird. Soll das unser Ziel sein? Vielfach trennt beide diesseits und jenseits des Ozeans nichts mehr als ein auf die Dauer unhaltbares Festhalten an Jesus als einem idealen Vorbilde, eine „Caprice“,*) über die ein Chadwick sich nur lustig machen kann, und die in ihren lächerlichsten Widersprüchen bei Egidy erscheint: der tote Mann, der Gebete erhört u. s. w. Es liegt alles in dem ersten kleinen Satze der heiligen Voraussetzung Chadwicks beschlossen: „Wunder giebt es nicht.“ Immerhin ist es den Unitariern gelungen, eine Religion ohne Gott zu erfinden, mit Geistlichen, gewärmten Bethäusern und Gesangbüchern. Es ist eine Entdeckung, wogegen falsche Zähne oder Gummigelenke natürlich an Verdienstlichkeit weit nicht aufkommen. Selbst Chadwick hält durchaus Religiosität ohne Gottesglauben für möglich. Solche Religion mag uns wie Musik ohne Ton und Melodie anmuten. Aber haben alle Leute den gleichen Begriff von Musik? Was versteht doch der gebildetste Hindu unter Musik?! Was unter Skulptur? Warum sollten jene halbjüdischen Yankees nicht mit Religion ohne Gott — ein Stockwerk tiefer wie Egidy, denn dem fehlt nur der l e b e n d i g e Gott, der Wunder thun kann — nicht damit zufrieden sein, mit Religion als einem dumpfen

*) Ich nenne es eine „Caprice“. Denn wer der Bibel nicht mehr Glauben als jedem anderen Menschenbuche beimißt, k a n n keine Vorbildlichkeit Jesu beweisen. Wie wenig wissen wir von ihm — wie arm an banaler Not, der stärksten Versuchung, war dies Leben; wie unsicher, wenn doch die Bibel ein Menschenmachwerk ist, ob seine Jünger sein Bild nicht verschönten! Manche Züge, die dem Gottessohne anstehen, verunzieren endlich den r e i n e n Menschen zu einem b l o ß e n Menschen!

Allgemeingefühl, einem universalen Druck, zusammenfallend mit dem Weltbewußtsein. Aber auch wir Deutsche? Das Volk Luthers? Auch die Söhne der reformierten Kirche, denen ihre Reformatoren die Hoheit Gottes so eindringlich predigten, und noch ein Schleiermacher die Weltabhängigkeit von dem Gefühl absoluter Abhängigkeit, von Gott, geschieden hat? Ein Atheist kann nichts destoweniger, meint Chadwick — — (wir erwarten: achtbar, polizeilich makellos, wissenschaftlich gebildet sein!) tief religiös sein! Es ist eine Religion der reinen Diesseitigkeit; auf eine solche Sorte von Religion läßt sich nur noch das Wort der Schlange anwenden: du sollst auf deinem Bauche gehen und Erde essen dein Leben lang. Nur noch als irdisch-sinnliches Dasein, nicht vom Himmel stammend, nicht zum Himmel strebend, weder dem Himmel vertrauend, noch von ihm erhört, schleppt sich der Mensch („auf seinem Bauche") durchs Leben, und seine Seelenspeise ist Erde, höchsten Falles etwas „Kosmos" dazu. Einen guten Anfang in der Kunst hatte Herr v. Egidy gemacht, die „Ethische Bewegung" nimmt, ohne allen Salbader von Religion, das Werk folgerechter auf, nicht indem sie die Kirche bekämpft, sondern sie ignoriert. Ist da noch ein Schritt zu thun bis zu der inneren Stellung jenes hochgebildeten Sozialdemokraten („Mitteilungen" ꝛc. S. 38), der den Sozialismus für die Religion der Gegenwart erklärte? Eine „ethische Gesellschaft" haben die Sozialdemokraten Berlins übrigens schon lange und mit diesem Namen gehabt: beide „ethische Gesellschaften" sind darin völlig eins, daß die Religion zur Erneuerung unseres geistigen Lebens keinen Beitrag liefern kann, daß es mit der Religion aus sei. Sie haben den lieben Gott klein gekriegt, so klein, wie in jenem „Evangelium der armen Seele", das vor 20 Jahren in Göttinger und anderen Professorenkreisen so gewaltig imponierte durch seine scheinbar schlichttiefsinnige, den mittelalterlichen Gottesfreunden nachgemachte Sprache, einem Erzeugnis hochmütigster Selbstbespiegelung, ja Selbstvergottung, dabei man schließlich doch aufs gewisseste erkennt, daß es hinter allen diesen Vorhängen, wenn man einen festen Hamletstich dahinter thut, doch gar keinen Gott giebt, sondern nur ein bischen Gedankenpotenzierung des eigenen Ichs.

Ein sozialdemokratischer Redner hat auf der Oktoberversammlung die „Ethische Gesellschaft" ein „Angstprodukt" genannt; er meinte

näher, sie sei ein „Angstprodukt“ der Bourgeoisie vor den Sozialdemokraten. Nein, das ist sie nicht. Aber die Angst vor dem Erwachen des kirchlichen Christentums, vor der so nahe liegenden Verbindung der positiven evangelischen Richtung mit unseren katholischen Brüdern: die hat als Eileithyia, als Geburtsgöttin, der Kreisenden helfend zur Seite gestanden. Wäre denn irgend ein mit menschlicher Vernunft begabtes Wesen so stumpfer Gedanken, daß es verkennte, wie unendlich viel näher sich ein frommer Katholik und ein gläubiger evangelischer Christ stehen, als letzterer und jener „ethische“ Atheist nach den Rezepten der Herren Adler oder Chadwick? Der Protestant gehe doch einmal zu einem jener Tausende von frommen Priestern und lausche, ob sie etwa nicht mehr das Evangelium des Irenäus, des Tertullian, des hl. Augustin verkünden — wenn auch mit manchen Zusätzen, wie einst jene auch in individueller Ausspitzung: aber wenn uns die Fassung nicht gefällt, das Kleinod ist doch nicht verschwunden. Sie glauben an die thatsächliche, eigentliche, wunderbare Offenbarung Gottes in seinem eingeborenen Sohne, glauben an den für uns Gekreuzigten und Auferstandenen, glauben an die künftige Gemeinschaft der Heiligen vor dem Throne des Lammes. Neben jener Leugnung alles dessen, was uns heilig ist, sind die katholischen Eigentümlichkeiten, wie die besondere Form des Kirchenregiments, die Zeremonien, die Heiligenverehrung u. dgl. wahre Adiaphora, Dinge ohne trennende Bedeutung, wie das unsere evangelischen Altvordern im 16. Jahrhundert dreißig Jahre lang angesehen haben trotz einiger wenigen Übereiferer. Die Katholiken haben allerdings den Glauben, die Liebe, die Entsagung, die himmlischen Hoffnungen wie wir Evangelische. Mag in der Wirklichkeit des Lebens dies und jenes sich anders darstellen: den theoretischen Unterschied als sehr gering anzuschlagen, das lehren uns jene, die es fertig gebracht haben, eine Religion ohne Gott, in unserer Evangelischen Kirche einen Christusglauben an einen pur armen Nazarener fertig zu destillieren. Eine deutsche Übersetzung der Trienter Bestimmungen über die Rechtfertigungslehre kann kein Protestant — wenn man ihm nicht vorher sagt, was es sei — ohne Erbauung lesen, an einer Adler'schen oder Egidyschen Predigt kann sich nur ein Freigeist ersten oder zweiten Grades erbauen.

Ja, der Gedanke der

5. Religionsvereinigung

geht thatsächlich durch die Welt, nicht nur durch Armenien und Bulgarien; und je kecker das Heidentum unter allerlei mehr oder weniger ehrbaren Namen das Haupt erhebt, um so sicherer werden Evangelische und Katholische engere Fühlung suchen. Was der „Kulturkampf", der Euphorion des Liberalismus und der Juden, verdorben, und was wir im „Evangelischen Bunde" oder gegen ihn gesündigt haben, das wird wie Schnee hinwegschmelzen vor dem starken Atem christlicher Einheit, wenn die Gegner sich erst mit der Kraft ihres Pandämoniums erheben. Sollte es denn unpatriotischer sein, irgend einer Verständigung mit der katholischen Kirche nachzudenken, der mehr als ein Drittel unseres Volkes angehört — und wirklich angehört — als mit Juden und Heiden sich in Egidytempeln oder „Ethischen" Versammlungen zusammenzuthun? Wer verehrt nicht Philipp den Großmütigen von Hessen als einen eifrigen Protestanten? Er stand keineswegs zu jenen katholisierenden Evangelischen der Reformationszeit wie Agricola und Osiander, er war vielmehr gut reformiert in seiner Überzeugung, ein Freund Zwinglis und Bullingers, und gab seiner Landeskirche die Richtung, welche sein Enkel Moritz in ihr vollendete. Aber Philipp war ein Mann von weiterem Blicke und vor allem erfüllt von dem Gedanken eines „Einigen Christentums". Freilich nicht in des Herrn v. Egidy Auffassung, sondern in dem Sinne, daß die Evangelischen wenn möglich die Einheit mit der katholischen Kirche nicht abbrechen sollten und die doch abgebrochene wieder suchen. Wie bestimmt schreibt er seinem Sohne über das Interim: „Das Interim enthält alle Hauptglaubenssachen. Wer dir hat eingebildet: wer das Interim annehme, der hab' Gottes Wort verleugnet, der hat dir nicht recht gesagt. Denn ob ich wohl das Interim angenommen, so will ich ebensowenig Gottes Wort verleugnen. Dann es sagt von der Erlösung Christi und Gnaden Gottes so klar, als es immer kann gepredigt werden. Was du mir schreibst, daß du dabei sein sollst, wenn man kleine Kinder beim Kindertauf mit Chrysem schmiert, so wirst du damit deine Seel nit verdammen; denn die Taufformel ist recht, so ist am Chrysem nichts gelegen, als einer

Zeremonie. Anbetung der Heiligen ist nicht im Interim; daß sie aber die Kirche anspricht als Mitbitter, das ist ein alter Brauch in der Christenheit von Zeiten der Apostel her und haben's die Heiligen und Martirer auch gehalten, die ihr Blut vergossen und wider die arianischen Ketzer (Leugner der ewigen Gottheit Christi) zum heftigsten gewesen sind. Die Messe richtig geübt und besucht ist besser, denn daß du uf die Karten spielst, mit den Jungfern schwatzest, mehr Weins trinkst denn dir nutz ist und ander Leichtfertigkeit übest. Von der Beicht, wenn man das Interim recht braucht, so reden wir also davon (im Interim), wie noch bei den Lutherischen (sic!) im Brauch ist. Daß du mir schreibst, daß du nicht hoffest, als glaubten wir's ebenso wie wir's ausgeben, sollst du uns wohl kennen, daß wir nie ein solcher Mensch sein, der eins sage und ein andres im Herzen habe. Denn wir haben solch Interim angenommen und — das ist unsre Meinung. Nur in Worten ist der Abstand, weil das Interim die Worte der alten Märtyrer braucht." (Schwäbisch Hall, 5. Aug. 1548.)

Schon bloße Verhandlungen über das Gemeinsame und Einende im Christentum, selbstverständlich von den Kirchenbehörden, nicht von Privatreformatoren gleich Egidy geführt, würden bald auf politischem und sozialem Gebiete eine ungeheuere Erstarkung des Christentums herbeiführen, und wenn sie ohne Überstürzung, unter Beteiligung der Synoden, gepflogen würden, müßte in die Hitze der jetzigen Gegensätze schon jetzt ein mildernder Schatten vorausfallen selbst von der noch unerreichten Verständigung her.

Wagen wir nun eine geschichtliche Betrachtung, welche die Entstehung jener modernen Kunst-Christentümer — religiöse Margarine — begreiflich macht und alle Regungen gegen das kirchliche Christentum im weiten Rahmen zu umspannen sucht, so ist ihnen damit ihr Name genannt, ihr Urteil gesprochen wie dem boshaften „Rumpelstilzchen" im Märchen. Es wird damit aber auch erklärt sein, weshalb die christliche Kirche — evangelische wie katholische — ihr Ziel, freilich ein ideales, allen Menschen das Heil in Christo zu bringen, nicht erreicht hat, was dem ersten Blicke als eine Folge der zu engen Zucht in dieser, der zu losen in jener erscheinen mag; und es wird eine Kritik des Zeitbewußtseins damit gegeben sein, das durchaus ein irreligiöses ist — man nehme denn eine unbewußte

Frömmigkeit an — und die Fähigkeit zu glauben (Matth. 9, 28) schlechthin erstickt. Denn die Behauptung wollen wir doch gleich beiseite schieben gleichsam mit jener streichenden Handbewegung von Goethes Lilli, als ob, wie Egidy meint, alle Menschen Christen seien und es nur noch dessen bedürfte, daß sie sich auch so nennen wollten. Nein, es fehlt der Welt — stolz auf ihre Bildung, ihre Kunst, ihre technischen Errungenschaften, gebläht von dem Bewußtsein, einerseits mit den sogenannten Geistesheroen, andererseits mit jener noch unbekannten Affenart verbrüdert zu sein — es fehlt der Welt im großen und ganzen entschieden die Neigung, christlich zu sein: die Demut fehlt, das Gefühl für Autorität, für göttliche Herrschaft. Immer wieder werden Gott von unten nach oben seine Rechte und Kräfte zugeschnitten, so knapp wie möglich, und immer wieder wird ihm von gelehrten Professoren gesagt, wie klein, wie nichts, wie ununterscheidbar vom Universum er sein müsse, um in unserer Gedankenwelt geduldet zu werden. Wenn schon Christo auf seine Frage: „glaubst du, daß ich das thun kann?" mit undeutbarer Entschiedenheit von den „wissenschaftlichen" Theologen erwidert wird: o nein, das glauben wir nicht! so muß Gott es sich gefallen lassen, selbst deren Gott genannt zu werden, die sich frech als Atheisten bekennen, und schon zu Danke verpflichtet soll er denen sein, die wenigstens ein wirkliches Attribut des Universums, etwa die sinnlich unermeßliche Ausdehnung der Welt als Gott ehren. Nein, „was du bist, das wage du zu scheinen!" Die moderne Bildung erkläre es gerade heraus, daß der liebe Gott ihr nur ein Versatzstück bei Beerdigungen, eine Kulisse für Vereins-Weihnachtszauberfeste ist; sie trete in den letzten Akt ihrer faschingstollen Jagd nach dem absoluten Wissen ein, lege die Maske ab und spreche: erkenne mich, ich will nichts von Religion; ich will auf meinem Bauche gehen und Erde essen mein Leben lang.

6. Vorgeschichte der Egidyschen und der Ethischen Bewegung.

Unsere geschichtliche Betrachtung, die solcher Bestrebungen Entstehen erklären soll, könnte entweder nach einem erlauchten Vorbilde von der Jetztzeit in die früheste Vergangenheit hinauf schreiten, oder von den Anfängen zum heutigen Tage heruntersteigen. Gingen

wir den Weg von unten nach oben, von Jetzt zu Einst, so wären wir zwar sicher, dem Faden unbeirrt nachzugehen bis zum Ursprungsort, aber im andern Falle gewinnt die Darstellung an durchsichtiger Begreiflichkeit, im Fortschritt von der Ursache zur Folge.

Die heidnische Religion unserer Vorfahren hatte schon eine lange Geschichte hinter sich, als das Christentum sie in der Wüste unserer Wälder fand. Eins doch stand fest: alle Sittlichkeit war Gottesdienst, das Gute war ein Thun für Gott und mit Gott, menschliche Tugend und Bewährung schob die Endkatastrophe der „Götterdämmerung" hinaus, Laster beschleunigte sie. Es ist nicht deutsch, wenn auch „ethisch", zwischen Gut und Gott eine Kluft aufzureißen. Wuotan, ursprünglich ein fränkischer Stammesgott, hatte sich wohl erst in der christlichen Aera auch bei den Nachbarstämmen durchaus den Hochsitz in Wallhall gewonnen. Erst damit war gewissermaßen eine hierarchische Ordnung im deutschen Götterglauben gegründet. Und so kam der Gedanke einer Einheit Gottes dem nahenden Christentum schon verständnisvoll entgegen. Geistige Bewegungen dieser Art, bei denen offenbar eine sinnlich-natürliche Betrachtung — die Einheit der Sonne, des Himmels, der gesetzlichen Ordnung der stets wiederkehrenden Lebenskräfte — über eine menschlicher Einzelbeobachtung entstammende Annahme siegt — daß Wuotan wahrer und gewisser ist als z. B. Berchta oder Phol: — solche Bewegungen pflegen tief im Volksgemüt einzuwurzeln, wenn sie einmal empfangen sind; ja fortzuschreiten, während die Oberfläche des Volkslebens schon wieder, wie von einer entgegenlaufenden Wellenkräuselung, von anderen Zeitgedanken bewegt wird. War die frühere ernstgemeinte Gleichheit der Vielgötter ein Spiegelbild der politischen Zustände bei den Germanen gewesen, so mußte, auch als das Christentum schon seine Bekehrungen begann, der neue heidnische Gedanke von der wesentlichen Einheit Gottes — begründet in jener sinnenfälligen Betrachtung des Kosmos — verstärkt durch das irdische Abbild des nun in die Germanenwelt machtvoll hineintretenden Königtumes sich tief, unverlierbar tief in die Volksseele hineingraben. Nicht neu, sondern uralt*) war der

*) Auch wenn Grimm nicht Recht hätte, Geten und Goten gleichzusetzen, wofür heute wieder mehr Stimmen sprechen. „Die von Unsterblichkeit faselnden" nennt Herodot zweimal die Geten.

Glaube an ein Fortleben, war der hiermit gesetzte Gedanke des Tugendkampfes um das Jenseits und die Gemeinschaft der Gottheit. Sieh, Deutschland, das sind deine Götter! Gott, Tugend und Unsterblichkeit. Richard Wagner und Felix Dahn*) haben historisch Recht, wenn sie dem alten Deutschen gleiche Religion beimessen wie dem modernsten Deutschen. Zu jener Dreiheit ist bis heute im Lauf der zwei Jahrtausende nichts Wesentliches hinzugekommen und in der Volksmenge auch nichts abgegangen. Deutschland, das ganze Deutschland, ist nie zum Christentum bekehrt worden: es ist nur eine fable convenue der Statistik, daß dem so sei. Es ist mehr als fraglich, ob Völker als solche es überhaupt werden können. Die uralte Grundlage tritt zu allen Zeiten und auch bei einzelnen Personen je und je wieder hervor als das vermeintlich Selbstverständliche. Ob in philosophischer Begründung bei Kant, ob in salbadernder Naivetät wie bei Egidy („daß ein Gott ist, das sehe ich doch"): es ist der deutsche Hausschatz, unser unverlierbar heidnisches Erbe — unentstammt von der Offenbarungsreligion und unberührt von ihr: Wuotan, Walhall, Werke. Die berühmte Trias des Rationalismus ist nicht ein Rest oder Bodensatz des Christentums (auf Wunder destilliertes Christentum), sondern die Grundlage, auf welche nur zeitweise etwas Christentum-Ähnliches aufgefirnißt ward. Gewiß, durch die süße Predigt von Jesus, dem Freund der Armen und Heiler der Sündhaften, und von dem Erbarmen Gottes über ihn, den sie gequält und gekreuzigt hatten, daß er ihn verdientermaßen zu seiner Rechten erhöhete, wurden die tapfern deutschen Herzen ergriffen. Seine rührende Gestalt hat die Verschmelzung beider Religionen nicht wenig gefördert. Der Götter- und Volksvater Wuotan ließ sich nun im religiösen Sinne die Anrede Vater gefallen, die ihm genealogisch gebührte, Wuotan erschien fortan als der „Vater unser". Der Weg aber, den Christus zeigt, wie Gott unser Vater erst wird, der wurde im Volksbewußtsein bald vergessen. Man hatte ihn, den Vater ja schon lange, es war der ewig alte Altvater. Wuotan mit etwas aufgefrischtem Namen: eine Selbsterrungenschaft, ein nationaler Besitz ebensogut wie das Land zwischen Rhein und Elbe und den vier Wäldern — nicht

*) Dieser freilich mehr im Sinne von Max Müllers pantheisierendem Henotheismus.

eine Offenbarung. Darum kann aber auch Philosophie und moderne materialistische Naturbetrachtung diesen Glauben nicht leicht entwurzeln.

Die kirchlichen Zeremonien und Feste mitzumachen, das verschlug nichts; aber ein tieferes Verständnis der Heilandslehre und gar der Apostellehre war bei dem ersten Geschlecht der Bekehrten nicht erreicht worden, und ist auch von da an nicht erreicht worden. Einzelne Menschen, die darüber „betagten und benachteten", wie Walther von der Vogelweide so schön sagt, mochten sich einleben in das Geheimnis des Glaubens; in stillen, frommen Kreisen lebte weiter um sich greifend der Glaube und ward zu Liebe und Heiligung; in religiös erregten Kreisen (Kreuzfahrt, Mystik, Bettelorden, Reformation, Pietismus, Freiheitskriege) drang die Wahrheit flammend selbst in die Massen: aber das zweite, höchstens dritte Geschlecht hatte dann aufgelebt, was es nicht selbst erworben. Begreiflich, daß der natürliche Heidenglaube sich je und dann genugsam schien. Das dumpfe Gottesgefühl, als hätte man Gott von Natur, der heidnischen Naturreligion entstammend, hat sich oft in einzelnen hellen und entschlossenen Köpfen geradezu gegen die Kirchenlehre aufgebäumt und ward volkstümlich dies Deutsche im Ringen mit dem Fremden, Italienisch-Orientalischen; das Gewachsene gegen das Gegebene. Nie hat die Gärung ganz aufgehört und in mancherlei Sekten wunderliche Blasen emporgetrieben. Leicht sind solche Sektirer dann in pantheistische und gnostische Geleise herübergeschloffen. Aber eine unermeßliche Volksbeliebtheit pflegte solche Männer zu umgeben, weil sie aussprachen, was in allen schlummerte: keine Kirche, deren Priester das Verhältnis zum Himmel regelten, keine Wunder im Kultus, keine Lehre, die nicht glatt zugänglich, handgreiflich ist. Wie viele Vorläufer haben die Wiedertäufer!*) Auch sie haben sich wesentlich auf das im Christentum zurückgezogen, was sich mit dem alten Heidenglauben deckte, sofern nicht schwärmerische Zuthaten den Zwecken ihrer Propaganda dienten und die Behauptung vom inneren Lichte ihrer Bevollmächtigung galt. Immer war ihnen dieser atavistische Gottesbegriff, das Pochen auf einen von verkündeter Offenbarung unabhängigen

*) Eine gerechte Würdigung, ohne L. Kellers Verklären, bei v. Bezold, Reformationsgeschichte.

Vatergott eigentümlich. Unter dünner Decke wohnt diese germanische Urreligion allenthalben im Boden: sowie gewaltige Stürme die Oberfläche aufwühlten, kam der dunkle Grund zutage. Die mit dem Täufertum scheinbar besiegten Gedanken lebten dennoch weiter. Der wilde Strom war durch Menno Simonis in einen engen, züchtigen Kanal gegossen; nach einer andern Seite berieselte er Polen und Siebenbürgen. Stark eingeengt war er ohnehin, seit das Concordienbuch und die reformierten Bekenntnisschriften sich starr emporrichteten an seinen Seiten: ausgetrocknet war der Quell nicht; wie weit verbreitetes Grundwasser steht überall dasselbe Element im Boden. Gewiß sehen wir durch die Wirkung frommer Prediger hier und da ganze Gemeinden in christlicher Frömmigkeit blühen. Sie leben im Wort Gottes, aus dem Worte Gottes; aber von der Masse gilt das nicht. Es ist ein gerechtes Gesetz, daß, wie der Geist manchmal aus den Söhnen der Gottlosesten seine Zeugen erweckt, so auch das zweite Geschlecht oft vom Glauben der Väter läßt und eine äußere Ausdehnung des bewußten christlichen Glaubens über die Kreise, die sich tiefer einzuleben vermögen, unmöglich macht. Wie hätte auch eine so ernste Erneuerung des Gottesrufs an die Menschheit — wie in der Reformation — allgemein fassend und volkstümlich werden können? Entspricht es etwa Adam dem Ersten Buße zu leisten, um Glauben zu ringen, was mehr ist, von Gott durch seinen Geist ihn sich schenken zu lassen (statt: „das sehe ich doch!")?

Alle Schichten des Volkes, orthodoxe wie pietistische, waren bis etwa ao. 1740 darin einig, sich vollkommen dem Bekenntnisstand zu fügen, und alles war auf seinen Christennamen stolz. Seitdem zeigte der Rationalismus, wie hohl dieser Wahn gewesen, und daß die evangelische Kirche einem Schneckengehäuse glich, darin, nach Absterben des rechtmäßigen Besitzers, ein fremder Wurm Besitz ergriffen. Endlich kam dann der alte Wuotansglaube wieder „voll und ganz" zur Geltung, und ein Preußenkönig gab allen voran so viel Ärgernis, als seitdem viele fromme Könige kaum gut machen konnten. Nur aber kein Gedanke, daß die Übernatürlichkeit des Christentums den Rationalismus erzeugt hätte; erst im 19. Jahrhundert ist dies der Gang gewesen; im 18. Jahrhundert haben praktische Interessen, das Aufpochen gegen die Unnatur pietistischer

Weltflucht den Rationalismus erzeugt. Wir befinden uns auf bekanntem, wohl gelichtetem Boden: man weiß, durch welche Veredelung des Volksgeistes aus der Drangsal der Revolutions- und Befreiungskriege eine neue Theologie, und was mehr ist, ein neues Glaubensleben, eine unerhörte Nachfrage nach Religion im deutschen Volke entstand. Und doch war dieser Sieg ein scheinbarer; keine wirkliche Neugeburt zum christlichen Glauben, wie etwa in Holland am Ende des 16. und wieder des 17. Jahrhunderts oder in England vor der Stuartreaktion, kein Umdenken und Umstimmen weder der breiten Masse noch der Gebildeten fand statt. Die Umkehr der Theologie empfand die Menge nicht. Hier blieb man im ganzen auf dem Glaubensniveau der Nikolai und Teller. Auch wo L. Schefers „Laienbrevier" oder Zschokkes „Stunden der Andacht" nicht nachgebetet wurden, ward der fromme Gellert mit ungewaschenen rationalistischen Augen gelesen. Unsere „Geistesheroen" in Weimar haben wesentlich den gebildeten „Braß", mit Lessing zu reden, verführt. Ich will sagen: das Christentum ist nicht einmal in dem Sinn wieder Volksreligion geworden, wie es zur Zeit des entstehenden Pietismus gewesen. Die siegreiche sogenannte gläubige Theologie begnügte sich ein Vierteljahrhundert lang, Theologie zu sein. So kam es, daß wohl die rationalistische Gottesgelahrtheit von einer neuen, nicht aber der Wahn der Masse durch einen neuen Glauben überwunden wurde: ein zweiter Scheinsieg, wie der Sieg über die Wiedertäufer. Diese unausgerungenen Kämpfe heben sich für die Zukunft auf, wenn sie nicht reinlich, auf geistigem Gebiete, ausgetragen wurden, und kehren grimmiger wieder wie eine unvollkommen bestandene Entwicklungskrankheit. Wir haben heute den bewußten Kampf mit der rationalistischen Weltanschauung auszufechten.

Jahrzehnte lang ließ sich die Theologie lächerlicher Weise auf den von Chr. F. Bauer geschaffenen Gegensatz von Paulinismus und Judenaposteln festspießen, aber die grundlegende, religionsphilosophische Arbeit wurde unterdessen so wenig geleistet, daß man, eingeschüchtert von Kants Antimonieen und von Ritschls Verzweiflung an dem eigentlich wissenschaftlichen Charakter der Theologie, nur zagend den Grundcharakter der Offenbarung zu verteidigen wagte, und daß sich fast die ganze gläubige Theologie —

außer wenigen lutherisch-orthodoxen Lehrern — auf ein neugeformtes testimonium spiritus sancti zurückzog, auf die Beweiskraft der heiligen Persönlichkeit Jesu vor dem heilsbegierigen Herzen. Und das war eine sehr wankend-schlüpfrige Stellung, die schon Lessing mit dem Anschluß an die Überlieferung überholt hatte, zumal seitdem von Strauß die Evangelienkritik gelernt hatte, mit der rechten Hand wegzuziehen, was die linke verlangte. Anstatt daß die Frage nach Zweck und Dasein der Menschheit und des einzelnen in aller Fragen Mittelpunkt gerückt worden wäre, und die Neuheit und — menschlich geurteilt — völlige Unerfindbarkeit der Offenbarung, die alle Versuche, sie irgendwoher zusammenzuflicken, nur immer strahlender beweisen; anstatt daß mit aller Wucht die eigentümliche Beschaffenheit dieser heiligen Geschichte, die als Gottesschrift leserlich genug in der Menschheitsgeschichte dasteht, vor allem, bis zum völligen Siege wäre verteidigt worden, ließ die verängstete, um den Namen der „Wissenschaft" zitternd bange Theologie sich in den aberwitzigen Bannkreis hinein passauern, als befände man sich in dem Palästina des Kaiser Tiberius auf alltäglichem Boden.

Eine neue, vorwiegend unheilvolle Macht war entstanden: die Tagespresse. Mit einer verderblichen Geschäftigkeit, die sich aus dem jüdischen Ursprung ihrer Treiber wohl erklärt, suchte sie — in die Wette mit den „Revüen" Fleischers, Lindaus, Rodenbergs, der Westermannschen u. s. w. — alles gegen das kirchliche Christentum in eine Schlachtreihe zu rangieren, was Wissenschaft oder Leben Unüberwundenes darbot. Daß Preußens Könige und Adel meist treu am Glauben hielten, raubte ihnen von vornherein verbreitetes Vertrauen. Schwer schien sich politischer „Freisinn" mit christlichem Glauben zu vertragen. Alles Romantische — auf jedem Gebiete — flüchtete, nach kurzem Siege in den oberen Klassen, aus Kunst, Wissenschaft, Politik hinweg. Nicht genug an der Wirkung einer inländischen Presse solchen Geistes, wurden allerlei auswärtige Erzeugnisse werbend hereingetragen: als Comte und Mill nicht mehr zogen, war Tolstoi da, dessen Haß man teilte, wo man seine Liebe überspannt fand. Während ein Wallace, Drummond nur vorübergehend Aufmerksamkeit erzielten, dachte niemand daran, die herrliche Litteratur der französischen Schweiz oder die tief gedachten englischen Romane zu lesen, die wirkliche Glaubensprobleme in vollendeter

Form behandeln. Ich nenne nur Miss Bayleys: We two (in der französ. Übersetzung Erica). Hätten das Herr v. Egidy oder die „Ethik"männer gelesen — wer weiß, ob sie nicht durch Schweigen Philosophen geblieben wären. Aber das darf bei uns nicht aufkommen: darin stehen wir tief, tief unter dem im ganzen frommen Russenvolk,*) während wir uns an der Phrase der Verknöcherung der russischen Kirche laben. Besonders unsere Professoren und Juristen führen den Reigen; die Naturforscher haben, seit Darwins Auftreten, längst vergessen, wie ein Newton, Haller, Euler — und noch ein Gauß zur Offenbarung standen. Furchtbar gärte der Haß dieser Kreise auf bei der Einbringung des Volksschulgesetzes.

Ist aber die Presse fast durchweg christentumfeindlich und „alles wird Gewehr in ihrer Hand" — was soll dann aus den Gebildeten, noch mehr den Halbgebildeten werden? Wenn ein schnödes Apokryphon wie das Petrusevangelium gefunden wird, das der Kenner fröhlich zu den acta — Nicodemi legt, so ließen die Zeitungen wochenlang merken, ehe der Text da war, hier sei ein Zwillingsbruder der kanonischen Evangelien gefunden, aus demselben Tiegel, derselben Präge; „enthält gleichfalls Wunder und ganz aparten Auferstehungsbericht." Ist denn kein Thomas Murner oder Fischart da?

Die Entwicklung des religiösen Gedankens ist an langsamem Pegel heruntergestiegen zum Nullpunkt: Wuotan hat abgewirtschaftet, die Stunde von Felix Adler ist gekommen. Diejenigen, welche nur dann der Religion Achtung zollen können, wenn auch sie die beliebte stete Entwicklung darstellt — eine grobe Verkennung ihrer Wahrheit als einer in sich festberuhenden, gottgegebenen, unveränderlichen — sie haben die Freude zu sehen, daß aus Wiedertäufertum Socinianismus, Rationalismus und endlich eine Religion wurde, in welcher der Atheist seine wohlberechtigte, ja eine Ehrenstelle hat. Aber wie hat Sokrates Recht zu sagen, aus den Gegensätzen würden die Gegensätze: aus Glaube Unglaube, Tod aus Leben; aber, Gott sei Dank, auch aus Unglaube wiederum Glaube. Jetzt hat die Verneinung öffentlich ihr letztes Wort gesprochen: die Versittlichung der Menschheit macht sich leichter ohne Religion! Nunmehr steht kein Prinzip (ich sage Prinzip) mehr zwischen irgendwelcher

*) Dies scheint uns doch auf Täuschung zu beruhen. D. L.

Schattierung liberaler Theologie und den Religionsleugnern. Leider wächst auch bei dem bisher rechten Flügel der Ritschlschule, die man bisher zur Vermittelungstheologie rechnete — eine sicher vordringende Tendenz, die verdächtige Verbindung mit dem Wunderglauben abzubrechen; nur noch das Wunder Christi etwa — mit mancher Entschuldigung höchstens noch die Auferstehung — gelten zu lassen, aber jenes zu erklären wie etwa Shakespeares Genie; als wollten sie einen Ausspruch Lessings von der Bühne doppelt umkehren: „Wunder dulden wir nur in der physischen Welt, in der moralischen Welt muß alles seinen ordentlichen Lauf behalten."

Andeuten wenigstens müssen wir den Weg nach Oben, wie immer wieder die Wahrheit der Offenbarung gewonnen wird. Nicht so, sicherlich, daß man „vorurteilsfrei" an die Geschichte Jesu und an den sonstigen Inhalt des Neuen Testaments herantritt, oder vielmehr mit dem sicheren Vorurteil, daß sich nicht begeben haben könne, was heute nicht mehr nachexperimentiert werden kann, wie einst Renan in klassischer Form es verlangt hat. Es giebt starke Gründe genug, die uns mit dem Vorurteil erfüllen, hier Wahrheit zu finden. Die segensvolle Wirkung der aus ihm hervorgequollenen Ideen, die unerschöpfliche Lebensfülle der christlichen Kirche, die darauf ruht, die Erfahrung, daß die wahrhaften Jünger Jesu doch weit besser sind als jede andere Menschensorte, inclusive alle Geisteshelden. Aber jene Prädisposition sei nicht einmal verlangt: aus dem Inhalt des Neuen Testaments ergiebt sich dem wirklich vorurteilslosen Kritiker gar bald, daß wir hier auf besonderem, auf anderem Boden stehen als gegenüber den Veden, dem Koran. Es ist erstens die Person Jesu, so außer allen Gedanken gelegen, nun gar jener Zeit, daß Platos gerechtester Mann (im „Staate"), Buddhas Ideal des Weisen, und was Philostratos als beste Menschengröße giebt, entfernt daran nicht reicht. Seine Erfindung durch verhältnismäßig unbegabte Männer wäre das größte aller Wunder in der psychologischen Welt, wo alles „seinen ordentlichen Lauf behalten muß" (Lessing). Ganz das gleiche gilt von seinen Aussprüchen. Weit über die Entdeckung des Sokrates von der Relativität der Vorstellung und dem Begriff der Relativität geht das Paradoxon, das Jesus aus der Tiefe des Lebens greift, und in der seine ganze Religion zusammengeht wie in einen Ring: wer

lebt, der stirbt; wer stirbt, der wird leben. Wie viel tiefer beide Begriffe, als sie in einer ähnlichen platonischen Stelle enthalten sind! Das konnte nur der sagen, der selbst schöpferisch („durch ihn sind alle Dinge") an die Wurzeln des Daseins gerührt hat. Die aber, die alle Wunder leugnen, mögen sich doch die Frage in abstracto einmal vorlegen: kann es einen Mann geben, der aus seiner Umgebung schlechthin unbegreiflich ist, jeder Stütze bar zur Höhe empor wächst, zu einer Höhe, die Jahrtausende überragt; kann er Ansichten gehabt haben, die aus seiner Zeitbildung und menschlich erdenkbarer Eigenart nicht ableitbar sind? Sie müßten mit Nein antworten — und doch, Jesus Christus steht vor ihnen!

Sodann die unbegreifliche Eigenart der neutestamentlichen Schriftsteller. Wer unbefangen die apostolischen Väter und die apokryphische Litteratur des 2. und 3. Jahrhunderts neben das Neue Testament hält, kann den von Holtzmann in seiner Neutestamentl. Einleitung geleugneten Artunterschied nicht verkennen: der Unterschied ist so groß in allem, was fromm und sittlich heißt, daß er wie der Gegensatz von Göttlich und Menschlich sich spannt: die Evangelien und die Kindheitsevangelien, die „Lehre der 12 Apostel" und anderseits ein neutestamentlicher Brief, ich sage nicht des Paulus oder der erste Petri, nein, auch der des Jakobus, oder der an die Hebräer. Es klingt hier immer wie Gottesrede zwischenhinein in das Menschenwort, das persönlich-individuelle.

Die schämige Miene und Rede gilt auch nicht, als könne man die Wunder der Bibel darum nicht glauben, weil die Bibel eine andere physikalische Weltbetrachtung voraussetze — es ist nichts Neues, sondern ein alter Kniff englischer Deisten*) — und daß man mit Homers (Ilias 8, 16) und Dantes Drei-Etagen-Vorstellung (Himmel, Erde, Hölle) nicht mehr wirtschaften könne. Ist's nicht, wie wenn ein klügerer Knabe dem andern die Osterbotschaft ausreden wollte, weil Hasen keine Eier legen? Die Meereshöhe spielt ja bei Wundern wie die Himmelfahrt gar keine Rolle; ça va sans dire. Aber gewiß, Eure Weltanschauung, Ihr Modernen, spielt sich ebenerdig ab: eure Welt hat nur ein Stockwerk, es fehlt ihr über der Erde — wiederum das „über" nicht von der Meereshöhe aus! — ein wahrer Himmel, eine umfassende, größere, wunderbare Welt, und

*) Bei uns tanzten besonders W. Bender und Dreyer um diese Vogelstange.

in ihr ein lebendiger Gott, dem Menschenwitz die Enden seiner Macht nicht in vier Zipfel fassen kann. Ist aber in Jesus das Wunder festgestellt, dann scheidet der ohnehin gleitende Unterschied von Wunder und Nichtwunder für die Evangelische Geschichte aus, und es giebt nur den noch: „bezeugt und nicht bezeugt". Nun ist das freilich ein ungeheuerer Anspruch, daß nach so viel Jahrhunderten die ganze Weltgeschichte noch ihren Mittelpunkt in Palästina finden solle, und daß es dabei beruhe für alle Zeit: es muß sich also dem gläubigen Christengemüt in der Predigt eine Weihe, Größe, Hoheit des Glaubens eröffnen lassen — entfernt von der gleichsam entschuldigenden Zaghaftigkeit moderner Theologen — wonach es ihm einleuchtet, daß die Menschheit für all ihr Dürsten nur aus diesem Brunnen schöpfen kann, dessen Spiegel auf Erden lächelt, dessen Quellen aber im Himmel quillen.

Mögen die Theologen denn immerhin jene Theorien bereinigen, die auf den ausdeutenden Lehren der Apostel beruhen, vom Opfertode des Herrn, welche denn im einzelnen seine Bedeutung sei; vom hl. Abendmahl; der Stufenfolge der inneren Erneuung — aber lassen sollen sie uns Laien die Thatsachen der evangelischen Geschichte; sie sind nicht Sache der Theologie, sondern des Glaubens aller Laien, sind Eigentum der Kirche und gehören mehr zu ihrem Inventar wie Glockenstuhl und Taufschüssel — und daran sollten die Herren Theologen uns weiter nicht rühren. Reinlich zu sondern bitten wir zwischen unzweifelhaften Thatsachen im Neuen Testament, die nur böser Wille in das zweideutige Licht schielender Unsicherheit rücken kann, und zwischen Theologumenen, die den Laien kalt lassen. Man denke doch, wie jüngst das „empfangen vom heiligen Geiste" uns darum unter den Händen wegdefiniert werden sollte — weil es nur in den Kindheitsberichten stehe. Als ob es nicht Grundvoraussetzung unseres Glaubens sei, daß der Sohn Gottes nicht Sohn eines Menschenpaares im natürlichen Wege sein könne; als ob es dafür auch nur besonderen Textes bedürfe! Was unser Heil begründet, muß jedem Zweifel entrückt sein; wer es anficht: qu'il s'en aille guerroyer ailleurs! Wir wollen nicht deutschkatholisch werden, sondern mit unserem Kaiser Wilhelm II. gut evangelisch bleiben! Ein katholischer Theologe, Möhler, ist es beschämender Weise gewesen, der den evangelischen bewies: was man glauben

wolle, das müsse feststehen, dürfe nicht zweifellich sein, nicht unter dem Banne irgend welcher Kritik stehen, nachdem einmal das Herz es umfaßt hat. Wenn die Theologie die ihr obliegende Arbeit wirklich erledigt hätte, anstatt Nebendinge zu treiben, dann würde bei uns Laien ein größeres Maß von religiöser Überzeugung vorhanden sein. Aber das ewige Infragestellen des längst nicht mehr zu Fragenden verwirrt die Laien, die mit Staunen sehen, wie z. B. ein giftiger Feind der christlichen Kirche, wie Lagarde, Professor der Theologie sein konnte. Immer neue Generationen junger Theologen werden um ihren Jugendglauben gebracht, weil die „Wissenschaft" verbietet, Wunder für möglich zu halten. Welche Wissenschaft? Von welchem Datum ab — und vielleicht bis zu welchem? Leibnitzens etwa? Newtons? War vor 100 Jahren Materialismus nicht schon einmal Wissenschaft?

Und was sind denn diese Thatsachen, welche die Theologen als sichere Voraussetzungen sollen gelten lassen, als Glauben der Kirche außerhalb der Debatte? Diejenigen Bestandteile der Offenbarungsgeschichte, welche den historischen großen Kirchen, die sich auf dem Boden der Offenbarung entwickelt haben, als gemeinsame Voraussetzung ihres Daseins dienen. Zur Überwindung der Surrogatwirtschaft auf religiösem Gebiete gehört eine christliche Theologie, die sich vom engen Schulgeist frei macht, mit ökumenischem Sinne durchdringt; die nicht in der Wissenschaft, die eben umläuft, ihre Omphale sieht, sondern Christo auf die Frage: „glaubst du, daß ich das thun kann?", aus tiefster Überzeugung antwortet: „ja, Herr, ich glaube." —

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 3.

Die Kernfrage

im Kampf für das Apostolikum

gegen die Schule Ritschls.

Von

D. **Martin von Nathusius,**

Prof. der Theologie in Greifswald.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Daß zu den vielen Flugschriften, welche den neu entbrannten Streit über das Apostolische Glaubensbekenntnis beleuchten, mit den vorliegenden Blättern noch eine weitere hinzutritt, hat zwei Gründe. Erstlich der Wunsch der Leitung der „Zeitfragen", welche die vorliegende Frage, die zu den wichtigsten und zeitgemäßesten gehört, die je in dieser Sammlung behandelt worden sind, auch ihrerseits nicht unerörtert lassen wollte und mich wiederholt und dringend um die Erfüllung dieses Wunsches ersucht hat. Aber ich würde demselben trotzdem nicht Folge geleistet haben, wenn ich nicht zweitens glaubte, daß in den Verhandlungen über den Fall von hüben und drüben ein Gesichtspunkt bisher unerörtert geblieben ist, der unumgänglich ist, sowohl um die große Erregung zu begreifen, welche Harnacks erste Erklärung hervorgerufen hat, als auch um die Stellung der Parteien auf ihre Berechtigung hin zu prüfen.

Die Frage ist nämlich bisher fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Geschichte oder der Glaubenslehre betrachtet worden. Aber der Einzelne fragt nicht nur: was soll ich glauben? sondern die Kirche fragt: was soll ich predigen? Und das Kirchenregiment fragt: mit welcher Predigt soll ich aussenden? — So warme Worte wir nun aber auch von der Gegenseite gehört haben über die persönliche Erfahrung des Heils, über das Ergriffensein von Christo, über die Beziehung zu seiner lebendigen Person u. dgl., so bin ich, trotz ernstem Suchen, in der gesamten Litteratur, die von den Freunden Harnacks in Flugschriften und Zeitschriften ausgegangen ist, der von mir soeben gestellten Frage, geschweige denn einer Antwort darauf nicht begegnet, — nämlich der Frage: was soll ich der Gemeinde verkündigen, damit auch sie zu jenen erhebenden Erfahrungen, von denen ihr redet, gelange?

Dies ist der Grund, weshalb ich mich der Bitte der Leitung nicht entzogen habe und die Frage nach dem Apostolikum zu noch-

maliger Behandlung bringe. Der evangelischen Kirche sind mit dem Streit um die Art und Weise, welche Geltung dieses Bekenntnis in ihr haben solle, die ernstesten Aufgaben gestellt. Denn es handelt sich dabei um eine Vertiefung ihrer Erkenntnis dessen sowohl, was sie zu einer christlichen, als auch dessen, was sie zu einer evangelischen Kirche macht. Es ist darum wohl der Mühe wert, sich wiederholt mit diesen Dingen zu beschäftigen, die keineswegs nur Theologen angehen. Es ist notwendig, daß unsere evangelische Laienwelt sich nicht auf das schnelle Aburteilen nach der Parteischablone beschränke, sondern sich in die christlichen Probleme, auf welche es heute ankommt, ernstlich vertiefe. Auf geistigem Gebiet ist jeder Gegner nur dadurch zu überwinden, daß man ihn zu verstehen und der subjektiven Berechtigung seines Irrtums nachzugehen versucht.

I.

1. Der „Fall Harnack“ ist keine vereinzelte Erscheinung. Der damit entflammte Streit ist nicht „vom Zaun gebrochen“. Vielmehr ist er ein Anzeichen und zwar aus einer schon ziemlich lange andauernden Entwicklung. Nur als solches ist er zu begreifen. Der Kernpunkt der Sache ist nicht die geschichtliche Frage: wann ist das Apostolikum entstanden? Auch nicht die andere: welches ist der ursprüngliche Sinn seiner einzelnen Sätze? Sondern die Frage ist jetzt gestellt: was ist denn eigentlich Glaube? und wie verhält sich der persönliche, subjektive Glaube zum Glaubensbekenntnis? Und diese Frage wird gestellt durch die ganze Entwicklung der neueren Theologie.

Schon die Reformation hatte in dieser Beziehung eine doppelte Aufgabe. Einmal galt es festzustellen, daß es kein Christentum giebt ohne lebendige Gewißheit des Gläubigen über sein Heil, eine Gewißheit, die sich auf persönliche innere Erfahrung gründet. Dies ist das subjektive Element des christlichen Glaubens. Aber andererseits war ein objektives Element festzuhalten, nämlich daß diese Erfahrung nur gemacht werden kann an dem geoffenbarten Worte Gottes, das die Kirche zu verkündigen hat. Am Beginn unseres Jahrhunderts war der Kirche beides verloren gegangen, die subjektive Heilsgewißheit und das objektive Gotteswort;

das Christentum wurde hauptsächlich gesetzt in das Mitteilen und Annehmen von Lehren, welche mehr oder weniger vernünftig bewiesen wurden. Es war deshalb in gewissem Sinne eine Anknüpfung an die Reformation, als Schleiermacher zuerst wieder die Subjektivität betonte, d. h. die Notwendigkeit, daß der Christ im Umgang mit Gott etwas empfinden und erfahren müßte; und die christliche Stellung war dabei insofern von ihm gewahrt, als alles dieses innere Empfinden und Erfahren in Bezug auf Gott an die Person Jesu geknüpft sein sollte. Doch das war nur der Anfang der Entwicklung. Von anderer Seite wurde die göttliche Offenbarung im Worte, die über alle Vernunft und alles vernünftige Beweisen geht, wieder in den Mittelpunkt der Kirche und der Theologie gestellt, also das objektive Element des reformatorischen Gedankens. Und endlich wurde auch die Aufgabe noch erfaßt, daß Ordnungen zu schaffen seien, durch welche die Verkündigung des Wortes Gottes gesichert werde. Das sind die Gedanken, um welche sich die theologischen und kirchlichen Kämpfe des 19. Jahrhunderts seit Schleiermacher und dem Wiedererwachen des christlichen Lebens und des kirchlichen Bewußtseins bewegt haben: kein Christentum ohne subjektive Gewißheit — aber auch keine subjektive Gewißheit ohne das objektive Wort Gottes — und endlich: keine Verkündigung des Gotteswortes ohne Kirche. „Wie sollen sie anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger? Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden?"

Alle kirchlichen und theologischen Richtungen des letzten Jahrhunderts mußten zu dieser Frage Stellung nehmen. Der Kern derselben ist ohne Zweifel die Frage nach der persönlichen Gewißheit auf Grundlage des göttlichen Wortes d. h. die Frage: wie können mir geschichtliche Berichte über das, was vor 2000 Jahren geschehen ist, die felsenfeste Gewißheit meines eigenen ewigen Heils geben? Diese Gewißheit ist es, die die Theologie zu beschreiben hat. Sie muß besonders darstellen, wie dieselbe zu stande kommt. Und dabei zeigt sich immer die zweifache Gefahr einer Abweichung vom rechten Wege: Entweder wird das objektive Element einseitig betont, d. h. es wird das ehrwürdige Ansehen der Kirche und ihrer Überlieferung

mit Nachdruck für die göttliche Offenbarung geltend gemacht, und es wird verlangt, daß der Einzelne sich diesem Ansehen beuge, ohne daß die inneren Bedingungen berücksichtigt werden, unter denen sich allein eine feste Überzeugung in der Seele festsetzen kann. Dies ist der Abweg der römischen Kirche, aber auch der einer falschen Rechtgläubigkeit, die wir zu Zeiten in der evangelischen Kirche gehabt haben. Oder aber es wird umgekehrt der Ton einseitig auf das subjektive Element gelegt, d. h. es wird die Selbständigkeit und Selbstthätigkeit des Menschen bei dem Zustandekommen des Glaubens in einer so übertriebenen Weise aufgefaßt, daß die überwältigende Macht der göttlichen Offenbarung nicht zu ihrem Rechte kommt.

Nun will ich nicht sagen, daß die erstere dieser beiden Gefahren gegenwärtig überhaupt nicht vorhanden sei. Sie tritt überall da hervor, wo der Glaube nicht genügend als freie sittliche That des Gehorsams erfaßt wird, wo die Stellung zum Bekenntnis mehr die zu einer äußeren Autorität ist, wo die persönliche Glaubensstellung und die theologische Lehrmeinung verwechselt werden. Aber grundsätzlich wird doch wenigstens auf evangelischer Seite das Recht des Menschen, bei dem Zustandekommen seiner religiösen Gewißheit selbstthätig zu sein, jetzt nirgends geleugnet. Anders steht es mit der entgegengesetzten Gefahr. Wie weit der Mensch in seinem Glauben abhängig ist, gebunden an die göttliche Offenbarung, darüber gehen die Geister sehr auseinander. Subjektivismus nennen wir es, wenn das Recht des objektiven Gotteswortes nicht voll und ganz zur Anerkennung kommt. Und dieser Subjektivismus tritt allemal da hervor, wo man die Bedeutung der geschichtlichen Thatsachen, durch deren Predigt der Glaube geweckt werden soll, unterschätzt oder abschwächt.

Dieser Subjektivismus hängt bei dem Theologen ab von seinen wissenschaftlichen und philosophischen Voraussetzungen. Es ist ja eigentümlich für den christlichen Glauben, daß er sich ebensowohl mit der Philosophie als mit der Wissenschaft auseinandersetzen muß. Er fordert die Philosophie heraus, indem er die von dieser gesuchte absolute Wahrheit anbietet, die Lösung aller Welträtsel, den Schlüssel zu allen Problemen des Denkens — und er giebt der Wissenschaft zu thun, indem er jene ewige Wahr-

heit bringt in Form eines geschichtlichen Ereignisses, nämlich des Erlöserlebens und Sterbens Jesu von Nazareth. Wenn nun dargestellt werden soll, was für eine Gewißheit der Christ in Bezug auf Jesum Christum und sein eigenes persönliches Heil hat, so muß von Einfluß darauf sein, was der Darsteller im Allgemeinen für wissenschaftliche und philosophische Voraussetzungen hat, besonders wie er sich zu geschichtlichen Thatsachen stellt. Wie kann man sie beweisen? und wie kann man nachweisen, daß dieselben eine religiöse Bedeutung haben, d. h. eine Bedeutung für unsere Seelen, für unser Verhältnis zu Gott? — So mußte also die allgemeine geistige Entwicklung im 19. Jahrhundert auf die der Theologie mannigfach einwirken.

Diese allgemeine geistige Entwicklung des 19. Jahrhunderts zeigt zwei Richtungen. Es war die Zeit des Kampfes der Wissenschaft um die ihr gebührende Stellung im Leben. Was ist Wissenschaft? — das war dafür die Vorfrage. Auf der einen Seite erhob die Philosophie den Anspruch, alleinige Quelle aller Gewißheit und darum die Wissenschaft als solche zu sein; die Wahrheit, hieß es, kann nur eine allgemeine sein, und sie wird durch allgemeines und notwendiges Denken, durch logische Begriffsentwicklung erkannt. Auf der andern Seite rückte langsam und sicher der sogenannte Empirismus vor, d. h. die Richtung, welche als gewiß nur gelten lassen will, wovon der sinnenfällige Beweis der Wahrheit geführt werden kann durch das Experiment und den Schluß. Durch beide Geistesrichtungen kann dem christlichen Glauben aber kein Genüge geschehen, dessen Eigentümlichkeit — wie ich vorhin betonte — darin besteht, daß er die Gewißheit über bestimmte geschichtliche Ereignisse und die Gewißheit über sein ewiges Heil in unlöslicher Verbindung erfaßt. Denn beide Richtungen, die ich gekennzeichnet habe, müßen diesen Zusammenhang auflösen. Die spekulative Philosophie kann den geschichtlichen Thatsachen nicht gerecht werden, auch wenn sie sie in ihrer Thatsächlichkeit anerkennt, denn sie will die Wahrheit vernunftgemäß beweisen und wird daher immer versuchen, die geschichtlichen Ereignisse der Erlösung durch ihre Begriffsentwicklung zu stützen oder wird sie gar als denknotwendig behandeln und dadurch ihren Wert abschwächen. Und andererseits

wird es der Empirismus immer schwer haben, jene geschichtlichen Ereignisse, die für ihn lediglich Gegenstand der wissenschaftlichen Forschung sind, in ihrer religiösen Bedeutung richtig zu erfassen und darzustellen. Wir haben es ja erlebt, daß von diesem Standpunkt aus das Leben Jesu als ein rein natürliches Ereignis ohne wunderbaren Hintergrund betrachtet und der Predigt von Jesus keine andere Wirkung gestattet ist, als sie andere geschichtliche Berichte auch haben, nämlich Begeisterung, Nachahmung u. dgl. zu wecken; ja manche leugnen, daß das Leben Jesu überhaupt irgend eine religiöse Bedeutung habe (Schwalb).

So sind aus den Einflüssen der allgemeinen geistigen Entwicklung, aus den philosophischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen die verschiedenen subjektivistischen Richtungen in der Theologie des 19. Jahrhunderts zu erklären, die darin ihren Subjektivismus offenbaren, daß sie zwar mit dem ersten unserer obigen Sätze: kein Christentum ohne subjektive Gewißheit! — einverstanden sind, aber der Bedeutung des objektiven Wortes Gottes für diese Gewißheit nicht gerecht werden. Ihre Stellung zu den geschichtlichen Berichten im Evangelium ist das Entscheidende.

2. Natürlich muß sich dieser Subjektivismus ganz besonders offenbaren gegenüber dem altkirchlichen Bekenntnis, das den Namen des Apostolischen Symbols trägt, weil wir in ihm eine Aufzählung von lauter geschichtlichen Thatsachen haben, eben der Thatsachen, durch deren Verkündigung die Kirche durch zwei Jahrtausende hin den Heilsglauben gewirkt hat.

Wir sehen denn auch die Opposition gegen das Apostolikum in unserem Jahrhundert mehrfach sehr deutlich zum Ausdruck kommen. Ich gehe auf frühere Ereignisse nicht ein und erinnere zuerst an die Vorgänge auf der sog. preußischen Generalsynode von 1846. Zwei Richtungen waren auf ihr vertreten: eine Minderheit von freisinnigen Theologen, die man heute Protestantenvereinler nennen würde, und eine Mehrheit von mehr oder minder orthodoxen Vermittlungstheologen (Nitzsch, Julius Müller u. a.). Die Linke, unter Führung des Predigers Sydow, hatte schon im Jahr vorher eine Erklärung ausgegeben, von 95 notablen Männern der liberalen Richtung unterschrieben, worin sie gegen „das starre Festhalten an der Fassung des Christentums aus den Anfängen

der Reformationszeit" Verwahrung einlegte. Auf der Synode wollte Sydow seine Anschauungen bei den Vorschlägen für ein neues Ordinationsformular geltend machen durch die Beseitigung der Verpflichtung auf die Bekenntnisse. Er drang damit nicht durch. Die Synode nahm vielmehr ein von Nitzsch im Sinne der Vermittlungstheologie abgefaßtes Formular an, in dem freilich gleichfalls auf das Apostolikum nicht verpflichtet wurde, sondern nur auf die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils. Es werden dieselben in lauter biblischen Ausdrücken aufgezählt und zwar in folgendem Wortlaut: „ich frage euch, ob ihr mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekennt Gott den Vater, den Sohn und den hl. Geist. Sodann ob ihr mit der gesamten evangelischen Kirche zum ersten Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, bekennt als den einigen Mittler, sintemal er als Prophet von Gott mächtig von Thaten und Worten den Frieden verkündigt hat, und als den einigen Hohenpriester, der uns durch seinen Tod mit Gott versöhnt hat, da er ist dahingegeben um unserer Sünde willen und um unserer Gerechtigkeit willen auferwecket, darnach sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrschet ewiglich als das Haupt der Gemeine, die er sammelt und erhält mittels des Wortes und der hl. Sakramente rc." — Es fehlen in dieser Aufzählung der Grundthatsachen: die übernatürliche Geburt Christi, die Höllenfahrt und die Auferstehung des Fleisches. Nitzsch hat seinen rheinischen Freunden, die ihn darüber angriffen, geantwortet: die Auferstehung des Fleisches sei nicht schriftgemäß, die Höllenfahrt von zweifelhafter Deutung, die jungfräuliche Geburt nach apostolischer Analogie nicht fundamental. — Julius Müller und Dorner haben, der erstere in einem eigenen Buche, der andere in seiner Geschichte der protestantischen Theologie, mit Entschiedenheit den Standpunkt von Nitzsch zum Apostolikum eingenommen, es also als das Wünschenswertere bezeichnet, daß die Geistlichen nicht auf dasselbe verpflichtet würden, weil es den geschichtlichen Thatsachen einen Wert für den subjektiven Glauben beilegt, den sie ihnen nicht geben konnten. Es ist von Bedeutung für die Beurteilung unserer Zeit, daß die Väter der sog. positiven Union in den damaligen Kämpfen in dieser Beziehung die heutige Stellung Harnacks

einnahmen. Eine Verpflichtung auf das Symbol, das die geschichtlichen Ereignisse der Offenbarung aufzählte, schien unpassend. Man wollte nur auf „die Grundwahrheiten" verpflichten. Beide theologischen Richtungen, welche auf der Generalsynode von 1846 auftraten, sind subjektivistisch: die Linken gehen so ausschließlich von der philosophischen Wahrheit aus, daß die geschichtlichen Ereignisse fast allen religiösen Wert verlieren, — aber auch bei den Vermittlungstheologen kommen dieselben nicht zu ihrer vollen Geltung.

Damals, im Jahre 1846 war es nur die entschiedene Weigerung des Summus episcopus, Friedrich Wilhelms IV., den Wünschen der Synode nachzukommen, welche der preußischen Landeskirche das Apostolikum erhalten und damit die gegenwärtigen Kämpfe möglich gemacht hat.

Im Jahre 1871 wurde ein neuer Ansturm gegen dasselbe gemacht durch den Protestantenverein, in welchem sich die subjektivistische, philosophische, ungeschichtliche Auffassung des Christentums zusammengeschlossen hatte. Infolge mehrerer Fälle, in welchen das Kirchenregiment freisinnige Geistliche vom Eintritt in das Amt zurückgehalten hatte, wurden in Berlin Vorträge gehalten — von Sydow über die wunderbare Geburt Jesu, von Lisco über das apostolische Glaubensbekenntnis. Sydow wurde vom Consistorium abgesetzt, aber vom Oberkirchenrate wurde die Entscheidung wieder aufgehoben. Eine Behörde, in der ein Theologe wie Dorner eine entscheidende Stimme hatte, konnte ja auch unmöglich deshalb einen Prediger absetzen, weil er „die vaterlose Entstehung Jesu" nicht zu den Fundamentalartikeln unseres Glaubens rechnete. Sydow hat sich in seinem Prozeß ausdrücklich auf den Entwurf zum Ordinationsformular von 1846 berufen, das von den gesamten Häuptern der 1872 am Ruder befindlichen Vermittlungstheologie befürwortet war. Doch der Ansturm des Protestantenvereins der siebziger Jahre scheiterte wie der der Vermittlungstheologie von 1846, an dem Willen des Summus episcopus. Die Papiere Bluntschlis, die nach seinem Tode herausgegeben worden sind, haben uns den Zorn enthüllt, den die außerpreußischen Leiter der freisinnigen kirchlichen Bewegung über das unbesonnene Vorgehen ihrer Berliner Freunde hatten, weil dieselben den ehrlichen Kaiser Wilhelm, den

man allmählich durch **Falk**, **Hermann** ꝛc. in badisches kirchliches Fahrwasser leiten wollte, stutzig gemacht hatten. —

3. Das waren also frühere Versuche, die kirchliche Ordnung der modernen subjektivistischen Theologie gemäß zu gestalten. Die geschichtlichen Thatsachen hatten für den Glauben derselben entweder gar keine oder eine geringere Bedeutung, die geschichtlichen Urkunden waren ihrer Wissenschaft zum Teil verdächtig — darum konnte die Zusammenfassung der geschichtlichen Thatsachen im Apostolikum als kirchliches Zentralbekenntnis nicht mehr gelten und man versuchte es in seiner Geltung abzuschwächen oder zu ersetzen. Das geschah aber jedes Mal zu einem Zeitpunkt, wo wichtige äußere Organisationsfragen der Kirche entschieden werden sollten.

Wir stehen in der Gegenwart vor einer nicht minder wichtigen Entscheidung. Es ist die Revision der landeskirchlichen Gottesdienstordnung (Agende) in Preußen. Eine neue theologische Richtung ist inzwischen aufgekommen und hat eine ansehnliche Schule gebildet, die sich bereits kräftig genug fühlt, um nicht nur eine Erneuerung der Theologie, insonderheit der Glaubenslehre, sondern auch eine Neuordnung des kirchlichen und gottesdienstlichen Lebens anzustreben. Es ist **Ritschl** und seine Schule, deren Angehörige zwar nicht alle jenes direkte Schüler sind, aber doch alle in gemeinsamen Grundanschauungen stehen, die in eigenartiger Weise zuerst von ihm ausgesprochen und von jenen mannigfach und verschiedentlich ausgebildet worden sind. Andere haben sich von ursprünglich anderen Anschauungen aus den Ritschlianern stark angenähert.

Das Bezeichnende an dieser neuen Form des Subjektivismus bei Ritschl ist eine **Unterschätzung der Macht der Sünde**; dieselbe kleidet sich in eine Bekämpfung der kirchlichen Lehre vom göttlichen Zorn, und diese wiederum wird gegründet auf eine philosophische Erkenntnistheorie. Sehen wir uns dieselbe näher an, so erkennen wir in ihr die vorhin als **Empirismus** bezeichnete Richtung. Nach ihrer Theorie ist jede Aussage über jenseitige Vorgänge und Zustände dem Menschen versagt. Und dieser selbe philosophische Grund hindert sie auch, über die Gottheit Christi etwas auszusagen, was sich auf sein Dasein vor oder nach seinem Erdenleben bezieht. Nun ist aber bei allen diesen gegenwärtigen Vertretern jener Richtung der Eindruck der geschichtlichen Person Jesu Christi ein

so starker, daß sie ihr Verhältnis zu ihm als das des Glaubens bezeichnen, und zwar eines Glaubens, der sie der Gemeinschaft mit Gott durch Christus gewiß mache und ihre sittliche Persönlichkeit gestaltet habe und fort und fort gestalte. Allein das objektive Wort von Christus tritt dabei merkwürdig zurück. Sie bekennen in gewissem Maße eine Gewißheit geschichtswissenschaftlicher Art in Bezug auf die Erlösungsthatsachen und auch eine Gewißheit religiöser Art über deren Heilswert für ihre Person, — aber die Beziehung dieser beiden Gewißheiten auf einander, ihre innere Verbindung, bleibt unklar. Ihr Empirismus tritt hier hindernd ein. Der Glaube ist ihnen nicht so sehr, wie das Wort eigentlich besagen will, das Vertrauen auf gewisse Zusagen, — sondern er besteht ihnen wesentlich in gewissen inneren Bewegungen erhebender Art, die sie auf die Nachwirkungen des geschichtlichen Jesus zurückführen.

Es leuchtet ein, daß auch sie, wie die früher genannten theologischen Schulen, an dem Apostolikum mit seiner geschichtlichen Eigenart Anstoß nehmen mußten. Und so haben wir denn je länger je mehr und stärkere Angriffe auf dasselbe oder Kritiken desselben erlebt. Schon bei Ritschl und in Harnacks Dogmengeschichte finden sich hieher gehörige Äußerungen. In dieselbe Reihe gehört die großes Aufsehen machende Schrift von Kaftan, in der er ein „neues Dogma" verlangte. Und seitdem hat besonders die „Christliche Welt" diese Gedanken gepflegt. Anfangs 1892 erschienen in ihr eine Reihe von Aufsätzen, welche Material für die „neue Formulierung des alten evangelisch-reformatorischen Heilsglaubens an Jesus" liefern sollten. Der letzte derselben schließt mit einer praktischen Spitze (am 24. März 1892 verfaßt von A. K.), in welcher „eine kurze Formulierung des evangelischen Heilsglaubens, die zum Gebrauch im evangelischen Gottesdienste geeignet wäre", wozu „die drei Artikel des sogenannten apostolischen Glaubensbekenntnisses" nicht genügen, verlangt wird. Ja es wird dieselbe bereits als vorhanden mitgeteilt; nämlich nach Fr. Spitta, der in seiner Schrift „Zur Reform des evangelischen Kultus" folgendes aus den drei Versen von Luthers Glaubenslied zu einem Verse zusammengearbeitetes Bekenntnislied für den Gottesdienst befürwortet hat:

Wir glauben all an einen Gott,
Schöpfer Himmels und der Erden,
Der sich durch Jesum, seinen Sohn
Uns zum Vater hat gegeben.
Er will uns allzeit ernähren,
Uns zur Seligkeit bewahren,
Durch den heil'gen Geist im Glauben,
Kein Leid soll uns widerfahren.
Und ob auch Tod und Hölle dräut,
Wir sind des Herrn in Ewigkeit.

Es sei hier ganz dahingestellt gelassen, ob alle Gegner des Apostolikums sich mit dieser Formulierung zufrieden geben würden. Sie wird hier nur angeführt als Beweis für das in der Natur der Sache liegende Bestreben der Ritschl'schen Schule, das Apostolikum durch ein anderes Bekenntnis für den Kultus und die Ordination zu ersetzen.*)

Was nun insbesondere Harnack betrifft, so hatte er sich in einem Artikel der „Preuß. Jahrbücher", in welchem er die Richtung, die er für den „Evangelisch-sozialen Kongreß" wünschte, gezeichnet hat (Mai 1890), über das Bekenntnis dahin ausgesprochen, daß die evangelische Kirche dasselbe — „nicht nach den Wünschen des Tages — daran denkt niemand — wohl aber nach den sicheren Erkenntnissen, die wir gewonnen haben, zu korrigieren habe." Man erinnere sich ferner, daß im Sommer 1892 der Fall aus Württemberg die Presse und die Gemüter viel beschäftigte, wo ein Pfarrer Schrempf vor seiner Gemeinde im Gottesdienst erklärt hatte, daß er das Apostolische Glaubensbekenntnis nicht mehr „bekennen" könne. Dessen Ausführungen über jenes Symbol, die er an das Konsistorium eingesandt hat, entsprechen ganz den Darlegungen in der „Christl. Welt". Man kann sich denken, daß in den Vorlesungen der betr. Herren Dozenten jener Fall wird gestreift worden sein. Jedenfalls ist es nach dieser ganzen Vorgeschichte nicht mehr zu verwundern, daß sich am Schluß des Sommersemesters 1892 einige Studenten an Harnack wandten mit der Frage, ob nicht sie etwas thun könnten, um bei den kirchlichen Behörden die Abschaffung des Apostolikums in Anregung zu bringen. Darauf erteilte er die

*) Es sei bemerkt, daß bei Spitta („Zur Reform des evang. Kultus" S. 63) die Frage wesentlich vom ästhetisch-liturgischen Standpunkte behandelt ist; er will, daß die Gemeinde bekennt und verlangt dazu ein Lied.

bekannte Antwort, welche die gleichfalls bekannten massenhaften Gegenerklärungen hervorrief. Und so entstand der „Fall Harnack", der seitdem in zahllosen Schriften und Zeitungsartikeln besprochen ist.

II.

1. Ehe wir nun auf die gegenwärtige Lage und die einzelnen Streitpunkte näher eingehen, erörtern wir eine Vorfrage. Man redet von Bekenntnissen, die durch passendere zu ersetzen seien. Man versteht dabei unter einem Bekenntnis eine den Geistlichen und die Gemeinde verpflichtende Formel. Machen wir uns zunächst klar, welche Bedeutung eine solche Formel in der evangelischen Kirche überhaupt haben kann.

Die Kirche kann nicht bestehen ohne eine gewisse Lehre. Sie besteht dadurch, daß sich Menschen zusammenfinden, welche ergriffen sind von der Wahrheit einer in die Welt ausgegangenen Botschaft, der Botschaft von einem freudigen Ereignis. Wird dieselbe als wahr angenommen, so sind damit unmittelbar eine ganze Reihe von Fragen beantwortet, mit denen sich die Weltweisheit und die Religionslehre aller Völker und Zeiten beschäftigt hat. Der Kern der Botschaft des Evangeliums ist der, daß wir zeitlich und ewig vor Gott bestehen können nicht auf Grund gewisser Leistungen (der Menschenliebe oder der Selbstpeinigung oder der religiösen Andacht), sondern auf Grund der freien, vergebenden Gnade Gottes, die Er durch die Sendung Jesu Christi, sein Leben, Sterben und Auferstehen gewährleistet hat. In diesem Kern des Evangeliums liegt aber eine Summe von weiteren Lehren beschlossen, die nicht bestritten werden können, ohne die eigentliche Hauptbotschaft zu verkümmern oder abzuschwächen. Es liegt darin zunächst die Gewißheit, daß es überhaupt einen Gott giebt, von dem wir in unserem ganzen Dasein abhängig sind, ferner, daß er ein Wesen ist, der Menschen etwas von sich wissen lassen kann, daß er der Sünde zürnt, daß trotzdem sein Wesen gegen uns Liebe ist u. s. w.

Doch ich will hier keine christliche Glaubenslehre nach ihrem Inhalt entwickeln, ich wollte nur darauf hinweisen, daß zum Christentum eine gewisse Lehre gehört. In den ersten apostolischen Äußerungen tritt das Bewußtsein davon hervor, wie wichtig es ist, diese Lehre rein zu erhalten. Ich erinnere an den

„Typus der Lehre", von dem Paulus Röm. 6, 17 spricht (Luther: Vorbild), an den heiligen Ernst, mit dem er im Galaterbrief um die Reinhaltung seines Evangeliums ficht, und an die gemessenen Vorschriften, die er in dieser Beziehung seinen Gehilfen und Vertretern in den Pastoralbriefen giebt. Wohl ist das Christentum nicht wesentlich eine neue Lehre, sondern neues Leben, aber dasselbe wird nur geweckt durch den Glauben an die Botschaft von Gott in Christo, und diese Botschaft kann nicht gebracht und darum der Glaube nicht erhalten werden ohne ein Verständnis dessen, was in jener Botschaft enthalten ist. Und wenn derselben auch nicht wesentlich ist, daß sie als Lehre auftritt, so kann und muß doch anderen Lehren gegenüber ihr Lehrgehalt entwickelt werden, mit andern Worten: es muß Rechenschaft darüber abgelegt werden können, wie die in dem Evangelium behaupteten Thatsachen und Verhältnisse zu den der übrigen Menschheit bereits bekannten Thatsachen und Verhältnissen sich verhalten, wie sie sich in den Zusammenhang der Weltereignisse und der Welterkenntnisse einfügen lassen. So entsteht eine Glaubenslehre, eine Theologie.

Die Gefahr einer Mißbildung der christlichen Lehre war schon in der ersten Zeit eine große und ist es durch alle Jahrhunderte geblieben. Das Christentum trat ein in eine geistige Welt, die mit religiöser Philosophie ganz angefüllt war. Zunächst begegnete es dem Judentum. Dasselbe sah damals ganz besonders seinen Stolz und seinen Halt in dem Glauben an einen einzigen Gott. Der Jude wußte es als Vorzug, den Einen wahren Gott zu kennen und durch das Befolgen seiner geoffenbarten Ordnungen eine Ausnahmestellung unter allen Völkern einzunehmen. Die natürliche Selbstsucht in Form der Selbstgerechtigkeit hatte einen hohen Grad der Ausbildung erlangt. Dieselbe wurde verletzt durch die Zumutung, eine Versöhnung anzunehmen, bei der alles eigene Thun, auch das durch das Gottesgesetz gebotene, als ungenügend verurteilt wurde. Gott allein versöhnt sich selbst die sündige Menschheit: das ist der Sinn der Lehre von der Gnade. Aber das ist auch nur ein anderer Ausdruck für die Lehre von der Gottheit des Messias. „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber." Die Lehre von der Gottheit Christi, von der Fleischwerdung des Wortes, war darum den Juden so anstößig, weil damit jedes eigene

Thun und Verdienst bei der Versöhnung mit Gott ausgeschlossen wird. Das überwältigende Thun Gottes tritt darin hervor, daß der Sohn auf Erden erscheint, Gott in Menschengestalt. Wenn die Juden darin eine Zerstörung ihres monotheistischen Gottesbegriffes sahen, so ist das richtig. Aber es hängt eben beides zusammen: der abstrakte Gottesbegriff, nach dem Gotte immer etwas von der Beschränkung des nach Menschenart gedachten Individuums anhaftet, und der Apparat menschlicher Versöhnungsmittel, in welche die Juden ihren Stolz setzten. Und es kann nicht Wunder nehmen, wenn in jenen religiös so bewegten Zeiten schon früh Versuche auftraten, die Lehren des jüdischen Stolzes mit dem Christentum zu vereinigen und auf diese Weise beides abzuschwächen: die christliche Lehre von der freien Gnade, die nur durch den Glauben ergriffen zu werden braucht, und die christliche Lehre von der Gottheit des in Jesu erschienenen Messias.

Gegen diese der reinen Lehre drohende Gefahr mußte von Anfang an das Evangelium geschützt werden. Und es kam noch eine weitere Gefährdung der reinen Lehre hinzu. Das Versöhnungswerk Gottes will nicht nur über allem menschlichem Verdienst stehen, sondern auch über aller menschlichen Vernunft. Wie Menschen es nicht vollziehen konnten, so konnten sie auch den Plan dazu nicht erfinden. Gott ist der einzige und vollkommene Urheber des Heils. Dagegen empörte sich nicht nur der Sinn der Juden, welcher die menschliche Selbstgerechtigkeit vertritt, sondern auch der Sinn der Heiden, der auf die eigene Weisheit ausging. Es ist eine Erscheinungsform des „Seinwollens wie Gott", daß die stolze Vernunft sich einbildet, den Weg zu Gott selbst finden zu können. Die heidnisch-jüdische „Weisheit" (Gnosis) baute solche Wege in zahllosen Formen — aber immer auf Kosten der freien Liebesthat Gottes in der Sendung seines Sohnes.

Um das Christentum den Völkern zu bringen und zu erhalten, bedurfte es also der reinen Lehre, der Abwehr alles menschlichen Verdienstes und aller menschlichen Weisheit, welche Gottes allmächtigem Heilswirken Eintrag thut. Menschliches Verdienst und menschliche Weisheit wird aber dem Evangelium hauptsächlich beigemischt durch die Lehre: Jesus sei nicht wahrhaftiger Gott, sondern nur Gott gewordener Mensch; denn das heißt im Grunde so viel

als: nicht Gott, sondern die Menschheit hat das Erlösungswerk vollbracht. Mit solcher Beeinträchtigung des allmächtigen Heilswirkens Gottes aber wird der Friede gefährdet, den der Glaube an die vollkommene freie Gnade gewähren will und soll. Der Glaube an die Gottheit des Messias war der Ausdruck für diesen Kern der apostolischen Verkündigung von der freien Gnade Gottes, und er war thatsächlich überall der Gegenstand des Kampfes mit den gegnerischen Mächten. Zu diesem Glauben mußte sich der bekennen, der der Kirche eingegliedert sein wollte; er wurde getauft auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Diese Taufformel und das Bekenntnis zu ihr war das Symbol, das Erkennungszeichen, die Fahne der Christenschar.

Im Laufe der Zeit mußte diese christliche Lehre gegen immer neue Angriffe und Versuche, sie zu beeinflussen oder abzuschwächen, gewahrt werden. Die Taufformel bekam sehr bald Zusätze, welche über den Sinn, in dem man sich zu dem Sohne bekannte, keinen Zweifel aufkommen lassen sollten. Die Lehrbildung hielt Schritt mit den Angriffen des Unglaubens, der bald von der Seite der eigenen Gerechtigkeit her, bald von der eigenen Weisheit, Lehren aufbrachte, die den Kern des Evangeliums abschwächen mußten. Und natürlich geschah das in der Sprache der Zeit, in der Sprache der Gegner, um die von jenen aufgestellten Irrlehren abzuweisen und zu widerlegen.

Aus dieser Betrachtung ergiebt sich zweierlei, erstlich, daß die Kirche nicht ohne gewisse Lehrformulierung sein kann, und zweitens, daß die Lehre der Kirche ihrer Form nach veränderlich ist. Immer handelt es sich um den Kern des Evangeliums: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Aber die Kirche macht im Kampf der Jahrhunderte stets neue Erfahrungen. Der ganze Reichtum dieser einen Botschaft muß sich offenbaren nach den verschiedensten Seiten. Erst die Gegner haben häufig dazu geholfen, daß wieder eine neue tröstliche Folgerung in das Licht gestellt wurde, die darin liegt, oder daß wieder eine neue Tücke des Fleisches erkannt wurde, das um das Gewicht jenes Satzes sich herumdrücken möchte.

Der Niederschlag dieser Erfahrungen der Kirche sind die Lehrformulierungen oder die Dogmen. Sie alle reden die Sprache ihrer Zeit und bedürfen einer fortgehenden Bearbeitung und Umsetzung in die Sprache unserer Zeit, um das, was sie dem Unglauben früherer Zeiten sagten, dem Unglauben der Gegenwart in seiner Sprache und zu seinem Verständnis entgegenhalten zu können.

2. Nun haben wir aus der Reformationszeit eine Reihe von solchen Lehrformulierungen, die Bekenntnisschriften, die in der evangelischen Kirche als allgemeine Norm für die Verkündigung des Evangeliums auch noch in unserer Zeit angesehen und festgehalten werden. Jedem Kenner derselben leuchtet ein, daß ein großer Teil ihres Inhaltes sich mit Fragen beschäftigt, die für uns heute weniger Bedeutung haben. Gewiß hat alles, was die „Augsburgische Konfession" über die Mönchsgelübde sagt oder über den Unterschied der Speisen, seine bleibende Bedeutung, es hat einen bestimmten Sinn auch noch für uns. Aber wenn heute ein Augsburger Bekenntnis zu überreichen wäre, würde nicht nur die Stoffverteilung eine vielfach andere werden, es würden auch ganz neue Gegensätze mit zur Behandlung kommen müssen, und wir würden uns ohne Zweifel vielfach einer anderen theologischen Ausdrucksweise bedienen. Wenn aber dem so ist, so erhebt sich die Frage: sind die Bekenntnisschriften früherer Zeit geeignet, um die Lehrer der Kirche in der Gegenwart darauf zu verpflichten?

Ich betone dieser Frage gegenüber zuerst, daß nur die Lehrer der Kirche darauf verpflichtet werden, nicht die Glieder. Die Bekenntnisse sind nicht Glaubensnorm. Ihre Ausdrücke sind nicht die, an welche sich der angefochtene Glaube hält. Wir glauben nicht an die Bekenntnisse, sondern wir glauben an Gott, der in der hl. Schrift zu uns redet, aber wir glauben mit den Bekenntnissen. Es handelt sich bei ihnen nicht unmittelbar um das Seelenheil des Einzelnen, um die Rechenschaft über den Glaubensstand desselben, sondern um eine Gemeinschaft, nämlich um die Frage, ob sie eine Gemeinde sei, in der die seligmachende Botschaft von Christus wirksam verkündigt wird. Damit das zur Erbauung geschehen könne, muß man sich verständigen über die Art und Weise,

wie den Irrtümern der Zeit gegenüber das eine alte Evangelium zu predigen ist. Als solche Lehrnormen sehen sich auch unsere Bekenntnisschriften an, nämlich als „Darlegungen, was und in welcher Gestalt unsere Pfarrherren und Prediger aus Grunde heiliger Schrift in unseren Landen predigen und Unterricht thun." Daß sie später als Glaubensnorm angesehen sind, und jeder einfache Christ, der sich mit der Lehre der Bekenntnisse nicht in Übereinstimmung wußte, verfolgt und bestraft wurde, ist nicht ihre Schuld.

Ich betone jener obigen Frage gegenüber zweitens, daß solche Lehrnormen unentbehrlich sind. Die Kirche kann nicht ohne Bekenntnis sein. „Wenn jeder Geistliche die unerschütterlich festzuhaltenden Glaubenswahrheiten nach dem Maßstabe seiner Auslegungsfähigkeit deuten und diese seine individuelle Deutung durch Lehre und Predigt auf die Gemeinde übertragen wollte, so kann der Inbegriff der evangelischen Glaubenswahrheiten in den Gemütern der Laien nicht bestehen. Es ist daher für notwendig erachtet, durch die Verpflichtung der Geistlichen auf das Evangelium und zugleich auf die symbolischen Bücher, als auf die in der evangelischen Kirche geltenden Autoritäten, alle individuelle Auslegung der hl. Schrift, sofern von deren Verbreitung in den Gemeinden durch Lehren und Predigen die Rede ist, zu beschränken." In diesen Worten aus dem Briefe Friedrich Wilhelms III. an einen Geistlichen vom Jahr 1822 ist die Notwendigkeit der Bekenntnisse richtig begründet. Die Gewissensfreiheit soll doch zum Schutz des Glaubens der Gemeinde dienen. Aber man denke sich, wohin wir gelangen, wenn ein Pastor im Interesse seines Gewissens die Forderung stellt, daß ihm gestattet werden solle, sämtliche Gewissen seiner Gemeinde in Verwirrung zu setzen durch den Vortrag seiner vielleicht noch ganz ungegohrenen theologischen Ansichten. Das heißt doch gewiß den Pastor zum Herrn machen über den Glauben der Gemeinde.

Also auch die evangelische Kirche — und gerade sie — verlangt eine Verpflichtung auf Bekenntnisse, sie verlangt das nur für ihre Diener, die zu lehren haben, nicht für alle ihre Glieder überhaupt. Aber sie verpflichtet ihre Diener in dem Sinne, der sich aus unseren obigen Betrachtungen über die Lehre, ihre Bedeutung und ihre Fortentwicklung ergiebt.

Man hat in dem gegenwärtigen Apostolikumstreit die Frage aufgeworfen: wie darf überhaupt jemand im Pfarramt bleiben, der von dem Wortlaut der Bekenntnisse, auf die er verpflichtet ist, abweicht? Darauf ist zu antworten, daß der Geistliche an seine Bekenntnisschriften nicht in dem Sinne gebunden ist wie etwa der Richter an seine Gesetzesbestimmungen (man nennt dies eine juridische Verpflichtung). Die Bekenntnisse sagen selbst: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer geurteilt und gerichtet werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments." Und: „Solcher Gestalt wird der Unterschied der hl. Schrift und aller anderen Schriften erhalten, und bleibt allein die hl. Schrift der einige Richter, Regel und Richtschnur (judex, norma et regula), nach welchem als dem alleinigen Probierstein sollen und müssen alle Lehren erkannt und geurteilt werden, ob sie gut oder bös, recht oder unrecht seien. Die anderen Symbola aber und angezogenen Schriften sind nicht Richter wie die hl. Schrift, sondern allein Zeugnis und Erklärung des Glaubens, wie jeder Zeit die hl. Schrift in streitigen Artikeln in der Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselben widerwärtige Lehren verworfen und verdammt werden (singulis temporibus — a doctoribus, qui tum vixerunt)."

Die Theologen, welche in der Gegenwart die Notwendigkeit einer Verpflichtung der Geistlichen auf die Bekenntnisse betont haben, wollten den letzteren damit keine andere Stellung geben, als dieselben selbst eingenommen haben. Es sind Kirchenordnungen, d. h. von Menschen eingeführte Ordnungen, die nicht für den Einzelnen zur Seligkeit nötig sind, sondern für das Zusammenleben und die Fortpflanzung des reinen Evangeliums durch die Kirche, — menschliche Ordnungen, die den Charakter des Menschlichen auch darin an sich haben, daß sie die Sprache ihrer Zeit reden. Jene konfessionellen Theologen haben darum auch die Verpflichtung nur in dem Sinne gewollt, daß nicht jede Abweichung von der Lehrart der Bekenntnisse als Bruch des Gelübdes anzusehen sei. Hengstenberg sagt: „Bekenntnisschriften können nur insofern Verbindlichkeit haben, als ihr Inhalt eben Bekenntnis ist." Und Löhe erkennt

sie dem göttlichen Worte gemäß, nicht weil jedes Wort in ihnen der Schrift entspricht, „sondern weil die Lösung der im 16. Jahrhundert zwischen den Kirchen obwaltenden Streitfragen, also die eigentlich symbolischen Sätze, dem göttlichen Wort entsprechen". Weitere Zeugnisse von Stahl, Wuttke, Kahnis, Sartorius u. A. stimmen damit vollkommen überein.*) Und kein evangelisches Kirchenregiment wird sich anders zur Verpflichtungsfrage stellen können, als es der Evang. Oberkirchenrat in Berlin in seinem Erlaß an die Generalsuperintendenten vom vorigen Jahre gethan hat, welcher versichert, daß die Verpflichtung nicht im juridischen Sinne geschähe, sondern in seelsorgerlicher Erwägung der etwa vorhandenen Abweichungen zwischen dem Kandidaten und dem Bekenntnis. Das Kirchenregiment wird also unterscheiden zwischen grundlegenden und nicht grundlegenden Sätzen und wird bei der oft schwierigen Grenzlinie die ganze übrige Stellung des jungen Geistlichen mit in Betracht ziehen.

Als Beispiel füge ich ein persönliches Erlebnis hier ein. Bei meiner Ordination im Jahre 1869 wurde ich auf das ganze Konkordienbuch verpflichtet und ging darauf — in dem oben dargelegten Sinne — von Herzen gern ein. Ob ich mich auch in vielen Lehrstücken anders ausdrückte als jene Bekenntnisschriften, so war ich mir gewiß, daß in damaliger Zeit die Verfasser jener Schriften, und nicht ihre Gegner, im Recht waren, daß also meine Lehrweise der ihrigen und nicht der ihrer Gegner entspricht. Allein von einer Lehre war mir das entgegengesetzte Verhältnis bewußt. Und ich erklärte deshalb vor der Ordination, daß ich die Lehre des sog. Athanasianum über die Dreieinigkeit nicht teile, da ich nicht die nach Augustin gebräuchliche Anschauung, sondern etwa die des Tertullian für die richtige schriftgemäße Lehre hielte; ich könnte daher die Worte des Athanasianum nur in einem Sinne nehmen, den sie nicht hätten. Diese Erklärung wurde willig entgegengenommen und darauf die Ordination vollzogen. Und zwar geschah das durch den heimgegangenen Superintendenten Arndt in Wernigerode (den Verfasser von „Wohin, o müder Wandrer du"), einem damaligen Führer

*) Ich verweise wegen derselben, wie überhaupt für diese ganze Frage der „Verpflichtung der ev. Geistlichen auf das Bekenntnis", auf meine Behandlung der Frage im Dezemberheft der Allg. kons. Monatsschrift, 1892.

der „konfessionellen Rechten", der wenn irgend einer in dieser Beziehung den Namen eines Heißsporns verdiente. Ich würde, wenn ich heute noch vor dem Schritte stünde, gerade wieder so verfahren. (Nur würde ich als weitere Abweichung meine Stellung zur Sonntagsfeier angeben, in Bezug auf welche die reformatorischen Bekenntnisse einseitige und darum irrtümliche Auffassungen ausdrücken und befördern, und wo uns die soziale Entwicklung ein besseres Verständnis der hl. Schrift vermittelt hat als es die Reformatoren haben konnten.) Würde ich wegen solcher Abweichungen von der Ordination zurückgewiesen, so müßte ich es ertragen, aber ich glaube nicht, daß das im Sinne der evangelischen Bekenntnisse selbst sein würde.

3. Wir haben also gesehen, daß Lehrformulierungen, wie sie in den Bekenntnisschriften vorliegen, der evangelischen Kirche unentbehrlich sind, und daß sie auch als Normen für die amtliche Thätigkeit in ihr anzunehmen sind. Man hat den Sinn, in dem das gilt, mit der Formel bezeichnen wollen: wir verpflichten uns nur auf den Inhalt der Bekenntnisse. Mir sagt diese Formel viel zu wenig, besonders in einer Zeit, welche mit Wortumdeutungen so kühne Versuche erlebt hat wie die unsrige. Die Formel aber: quatenus consentiunt cum scriptura d. h. soweit sie mit der Schrift übereinstimmen — anstatt quia (weil) — ist ein so plumpes Auskunftsmittel, daß darüber gar nicht zu verhandeln ist; mit einem: quatenus könnten wir uns auch auf das Tridentinum oder den Talmud verpflichten. Vielmehr sagen wir: die evangelische Kirche muß ihre Diener auf die Bekenntnisse verpflichten und thut das in der Auffassung derselben als geschichtlicher Zeugnisse für den rechten evangelischen Glauben im 16. Jahrhundert.

Ich gehe nun aber einen Schritt weiter und beziehe alles das über „Kirchenordnungen", von Menschen zusammengesetzt, Gesagte nicht nur auf die reformatorischen Bekenntnisse, sondern auch auf das Apostolische Glaubensbekenntnis. Zwar findet zwischen ihm und jenen ein bemerkenswerter Unterschied statt nach zwei Seiten: erstlich stammt es nicht aus kirchlichen Streitigkeiten einer späten Zeit, sondern aus den ältesten Anfängen der christlichen Kirche. Und zweitens enthält es nicht eigentliche Lehrauffassungen, sondern Heilsthatsachen, d. h. es werden darin nicht Versuche gemacht, gött-

liche Thaten in ihrer für uns geltenden Bedeutung zu bestimmen oder sie mit anderen irdischen Verhältnissen und Zuständen in Beziehung zu setzen, sondern sie werden einfach als wirklich behauptet. Es handelt sich also dem Apostolikum gegenüber um eine Annahme oder Verwerfung dieser Thatsachen. Allein auch auf die Thatsachen müssen wir die vorhin erwähnten Begriffe grundlegend und nicht-grundlegend anwenden, d. h. wir müssen anerkennen, daß von den uns überlieferten Thatsachen der Heilsgeschichte einige eine viel wichtigere Bedeutung haben als andere. Auch ein Theologe wie Grau hat neuerdings „eine juridische Knechtung unter die einzelnen Sätze unserer Bekenntnisschriften und auch des ältesten und ehrwürdigsten Symbols“ abgelehnt und für den Satz „niedergefahren zur Hölle“ eine Kritik durch die hl. Schrift gefordert. Obwohl ich nun persönlich jeden Satz des Apostolikums als vor solcher Kritik bestehend erachte, kann ich der Forderung doch nur zustimmen, daß das Apostolikum grundsätzlich nicht anders behandelt werde als andere Bekenntnisse und Kirchenordnungen; selbstverständlich ist die Möglichkeit einer Anwendung jenes Grundsatzes bei der Eigentümlichkeit dieses unseres apostolischen Symbols eine sehr beschränkte, da es ja eben zur geschichtlichen Erläuterung des Bekenntnisses zum Gott-Messias nur eine ganz beschränkte Aufzählung geschichtlicher Thatsachen vornimmt; es könnte sich also eigentlich nur um eine verschiedene Auffassung des von Grau hervorgehobenen Punktes handeln.

Was sich aus dieser Stellung für Folgerungen ergeben für den Begriff der Kirche, oder vielmehr aus welchem Kirchenbegriff sie selbst Folgerungen sind, das kann hier nicht erörtert werden. Ich füge nur hinzu, daß ich denselben für den einzig wahren evangelischen Kirchenbegriff halte, nach welchem das Dasein und der Bestand der Kirche nicht in gewissen Ordnungen, Rechtssätzen oder Schriftstücken gewährleistet sind, sondern in der wirklichen Herrschaft des lebendigen Christus in seiner Gemeinde, der er sich so lange nicht entziehen wird, als sie auf seinem Worte steht und in seinen Sakramenten mit ihm die Verbindung festhält.*)

*) Siehe Heft 92 dieser Sammlung: „Die Verfassung der ev. Kirche 2c.“

III.

1. Wenn nun die Sache aber so steht, daß von einer Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften in einem unevangelischen Sinne nicht geredet werden kann, so bedeutet die heutige Opposition gegen das Apostolische Glaubensbekenntnis, die in dem „Fall Harnack" zu Tage tritt, etwas anderes als nur eine Verwahrung gegen eine unevangelische Art der Verpflichtung auf dasselbe; sie bedeutet den Versuch einer Beseitigung desselben, der viel tiefer liegende Gründe hat, — Gründe, die ich vorhin (I, 3) schon angedeutet habe: es ist die subjektivistische Richtung, welche von der Grundlage eines philosophischen Empirismus aus (s. S. 7 und 11) den Zusammenhang zwischen der Gewißheit über die geschichtlichen Ereignisse und über ihre „religiöse Bedeutung" zerreißt und dadurch die ersteren entwertet.

Wir müssen aber zunächst feststellen, daß jene Opposition auf eine wirkliche Beseitigung des Apostolikums ausgeht. Zwar hat die Erklärung, welche am 5. Oktober 1892 sechzehn Ritschl'sche Professoren und acht Geistliche von Eisenach aus erlassen haben, an ihre Spitze den Satz gestellt: „Wir denken nicht daran, der evangelischen Kirche das sogenannte apostolische Glaubensbekenntnis nehmen zu wollen." Allein diese Worte sind gesprochen unter dem Eindruck der ungeheueren Aufregung, welche sich nach dem Bekanntwerden der Harnack'schen Äußerungen an die Studenten der kirchlichen Kreise bemächtigt hatte. Sie sollten dazu dienen, die besorgten Geistlichen und Gemeindeglieder zu beruhigen. Sie können aber diesen Zweck nicht erfüllen und zwar deshalb nicht, weil wir wissen, daß jene Männer doch daran denken, der evangelischen Kirche das Apostolikum zu nehmen; sie verknüpfen mit dem Worte „nehmen" nur einen andern Sinn als man gewöhnlich damit zu verbinden pflegt, was ja von sehr vielen ihrer theologischen Ausdrücke gilt. Damit hier keine Mißverständnisse obwalten, müssen wir uns klar machen, was das Apostolikum für die Kirche bis jetzt ist und welche Stellung jene ihm geben wollen. Für uns ist das Apostolikum jetzt die Zusammenfassung des zu predigenden Evangeliums, auf welche der Geistliche ordiniert wird, die Darlegung des Glaubens, auf den getauft und konfirmiert wird, der Ausdruck des Glaubens, der im Gottesdienst die Gemeinde zusammenschließt.

Wenn nun z. B. der Württemberger Pfarrer Schrempf seiner Gemeinde erklärt: ich kann das Apostolikum bei der Taufe nicht mehr gebrauchen, weil ich, so wie es dasteht, nicht glaube, und wenn er etwa hinzufügte: ich will aber damit der evangelischen Kirche jenes Symbol nicht nehmen, — so würde dieser beruhigende Zusatz nur dann seinen Zweck erreichen, wenn der Pfarrer den Zwiespalt in der Weise löste, daß er sein Amt niederlegte: ich glaube nicht das Apostolikum, ich will aber der evangelischen Kirche dasselbe nicht nehmen, darum gehe ich ab. Diesen Sinn aber hat jene Beruhigungsformel jedenfalls nicht im Munde der Eisenacher Unterzeichner vom 5. Oktober. Wenn diese sagen: wir wollen es der Kirche nicht nehmen, so könnten diese Worte nur dann wirklich beruhigen, wenn man damit den Sinn verbinden dürfte: wir wollen bei Ordination, Konfirmation und Gottesdienst das Apostolikum unberührt in seiner jetzigen Geltung lassen. Aber auch diesen Sinn haben jene Worte nicht.

Erstlich wissen wir, daß die in Eisenach vertretene Richtung ihrer ganzen Theologie nach das Apostolikum gar nicht in seiner jetzigen Stellung belassen kann. Und zweitens haben das mehrere von ihnen bereits deutlich und wiederholt ausgesprochen. Halten wir uns besonders an Harnack. In den „Preuß. Jahrbüchern" hat er schon 1890 ausgesprochen, daß das Bekenntnis nach den „sicheren Ergebnissen, die wir gewonnen haben", zu korrigieren sei. In der für die Öffentlichkeit bestimmten Erklärung an die Studenten hat er ausgesprochen: „Ich teile mit den Fragestellern die Ansicht, daß es der evangelischen Kirche ziemen würde, an die Stelle des Apostolikums oder neben dasselbe ein kurzes Bekenntnis zu setzen, das 2c." — Er spricht ferner von Anstößen, welche jenes Symbol in seinem Wortlaut vielen ernsten und aufrichtigen Christen bietet, — ferner davon, daß „die Frage nach der Geltung und dem Gebrauch des Apostolikums in der evangelischen Kirche" wieder angeregt werden müsse, wenn es auch für jetzt keinen Erfolg habe. Er will zwar den Ausdruck „Abschaffung des Apostolikums" nicht gebrauchen, weil es hohen religiösen Wert und ein hohes Alter habe, — „zur Zeit" soll die Bewegung nur darauf ausgehen, „das Apostolikum aus dem liturgischen Gebrauch zu entfernen." Und in dem Nachwort zu seiner Schrift „Das Apostolische Glaubens-

bekenntnis" heißt es: „Der Notstand ist damit nicht gehoben, daß man die alten Bekenntnisse als denkwürdige Dokumente einer vergangenen Epoche betrachtet, sondern daß man zugleich das alte Evangelium in den neuen Formen unserer Erkenntnis so fest und sicher zu fassen vermag, wie die alte Kirche und die Reformationszeit es in ihren Formen (zu fassen) verstanden haben."

Wir fragen angesichts solcher Ausdrücke: was versteht nun Harnack unter „nehmen"? Es versteht sich, daß er es nicht vertilgen, vernichten, der Vergessenheit anheimgeben kann und will. Allein was es jetzt ist, soll es nach Harnack nicht bleiben. Es ist jetzt der in den Gottesdienst eingefügte Zusammenschluß der ganzen Gemeinde zum Bekenntnis ihres Festhaltens an den von den Aposteln her gepredigten göttlichen Offenbarungsthatsachen, durch welches Festhalten die Gemeinde ihren Zusammenschluß mit dem großen Ganzen der christlichen Kirche bezeugt. Und es soll nach Harnack werden ein ehrwürdiges altes Stück, ein Kirchenschmuck, den man der Geschmacksrichtung der Zeit wegen da nicht mehr belassen kann, wo er stand, den sich aber Kunstfreunde in der Sakristei oder der Turmkammer als eine historische „Rarität" für ein Trinkgeld besehen können. In manchen evangelischen Kirchen giebt es noch Altarbilder aus der römischen Zeit; im Mittelpunkt einer Wand die hölzerne Maria über den Wolken mit der Krone, das Jesuskind im Arm, oder auch Christus neben der Maria sitzend und sie krönend. Diese Bilder haben einen gewissen kunstgeschichtlichen Wert, aber auf evangelische Altäre gehören sie eigentlich nicht; und wenn man sich auch dies und das umdeuten kann z. B. das Jesuskind sei doch die Hauptsache, Kronen sollen wir ja einmal doch alle tragen u. drgl., so wissen wir recht wohl, daß die Darsteller es ganz anders gemeint haben. Immerhin läßt man sie vorläufig noch stehen, weil die Gemeinde sich ihren altgewohnten Altarschmuck nicht nehmen lassen will, und wir nicht die Mittel haben, einen schöneren an die Stelle zu setzen. Aber wir bemühen uns, das Verständnis für das Anstößige davon in der Gemeinde zu wecken, und sammeln immer schon an den Mitteln, um zu gelegener Zeit ein neues zeitgemäßes evangelisches Bild anzuschaffen. Die hiermit gezeichnete Stellung zu jenen Bildern ist genau diejenige, welche Harnack und seine Freunde zum Apostolikum einnehmen.

Sie sagen: wir denken nicht daran, der evangelischen Kirche das Bekenntnis zu nehmen, aber sie suchen Stimmung in der Gemeinde dafür zu machen, daß man das sonntägliche Bekenntnis zu ihm als anstößig empfinde, und beschäftigen sich schon mit der Herstellung von Ersatzmitteln. Auch jene Altarbilder werden ja der betreffenden Kirche nicht genommen, aber sie werden vom Altar entfernt und auf den Kirchenboden geschafft zur Erbauung der Ratten und Mäuse.

Also wir stellen fest, daß die Opposition gegen das Apostolikum auf eine wirkliche Beseitigung desselben ausgeht. Jene Männer können sich mit einem: quatenus dem Bekenntnis gegenüber nicht zufrieden geben, sie können auch sich und andere nicht mit seiner „Substanz" trösten, denn die „Substanz" dieses erweiterten Taufbekenntnisses ist der Glaube an den Gott-Messias, mit dessen Anerkennung jene das Maß des Erlaubten zu überschreiten fürchten. Sie können nur noch „Grundwahrheiten" gelten lassen, dieselben aber allerdings nach einem ganz subjektiven Maßstab feststellen.

2. Sehen wir uns nun die Gründe näher an, aus denen man auf jene Beseitigung ausgeht. In der Eisenacher Erklärung heißt es: „Wir bestreiten, daß die Geltung dieses Symbols in der Kirche und sein kirchlicher Gebrauch Geistliche oder Laien zur Anerkennung aller seiner einzelnen Sätze verpflichte." Nach dem, was ich im II. Abschnitt ausgeführt, werden wir grundsätzlich diesem Teil der Erklärung nicht widersprechen, müssen uns aber um so mehr auf eine Auseinandersetzung über „alle seine einzelnen Sätze" einlassen. Und um für die Verständigung darüber, wo dabei unsere Wege auseinandergehen, den rechten Boden zu gewinnen, weisen wir zunächst eine Beschuldigung zurück, die von der gegnerischen Seite zwar nicht geradezu, aber doch auf Umwegen erhoben ist. Es ist nämlich der Schein erweckt worden, als ob es sich bei den Bestrebungen gegen das Apostolikum um Ergebnisse der Wissenschaft handelte und als ob von den Verteidigern jenes Symbols die freie Forschung gebunden werden sollte. In der Eisenacher Erklärung heißt es: „Der rechte evangelische Glaube schließt das Recht und die Pflicht ein, die Arbeit gewissenhafter und wahrhaftiger Wissenschaft auch in der Kirche und gegenüber der kirchlichen Vergangenheit geltend zu machen." Dieser

Satz wird in der Gegenwart von der gesamten evangelischen Kirche und Theologie ausnahmslos anerkannt.

Ich habe sofort nach dem Erscheinen jener Erklärung mein tiefes Bedauern darüber ausgesprochen, daß Männer, die von vielen von uns geschätzt und verehrt werden, sich an einer so flachen Verdächtigung ihrer Gegner beteiligen konnten. Das Zeitungspublikum konnte nach jener Erklärung nicht anders glauben, als daß Harnack und Genossen „Ergebnisse ihrer Wissenschaft" zu verteidigen hätten gegenüber den Verteidigern des Apostolikums, die mit blindem Autoritätsglauben an der kirchlichen Überlieferung festhielten. Jeder Sachkenner weiß, daß das nicht der Fall ist, daß die wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den streitenden Parteien ziemlich geringfügiger Art sind und niemals einen ähnlichen Sturm erregt haben würden als die Harnackschen Erklärungen in Wirklichkeit gethan haben. Es ist ein Ergebnis der Wissenschaft, daß der jetzige Wortlaut des apostolischen Bekenntnisses sich zuerst im 6. Jahrhundert in Südfrankreich nachweisen läßt, daß aber der wesentliche Inhalt desselben sich in zahlreichen anderen Formen bis in das 2. Jahrhundert zurückverfolgen läßt, und daß besonders die auf die Herkunft Jesu Christi bezüglichen Worte zu den allerältesten Bestandteilen gehören. Das alles weiß die gesamte Theologie in allen ihren Richtungen und erkennt es willig an. Ja es ist ein Vertreter des „exklusiven Luthertums" gewesen, Professor Caspari in Christiania, dem die Wissenschaft diese Feststellungen verdankt.

Auf die Einzelheiten dieser geschichtlichen Untersuchungen gehe ich hier nicht ein; ich verweise für das Geschichtliche auf die treffliche Schrift von Th. Zahn (Das Apostolische Symbolum. Eine Skizze seiner Geschichte und eine Prüfung seines Inhalts), sowie auf die Auseinandersetzungen zwischen Harnack und Cremer (von ersterem: Das Apostolische Glaubensbekenntnis; von letzterem: Zum Kampf um das Apostolikum, eine Streitschrift wider D. Harnack; und dann wieder Harnacks Antwort auf diese Streitschrift). Ich spreche nur noch einmal aus, daß es nach all diesen Verhandlungen ganz klar ist, daß es sich in dem gegenwärtigen Streit und bei den Versuchen, das Apostolikum zu beseitigen, ganz und gar nicht handelt um neue Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung, welche uns jenes Bekenntnis in einem anderen Licht an-

zusehen zwängen, als es die Kirche und die Theologie seit Casparis Forschungen angesehen hat. Die Scheidung: Hie Wissenschaft — hie Unwissenschaftlichkeit auf die Parteien, die durch Harnack einerseits, Zahn und Cremer andererseits bezeichnet werden, anzuwenden, würde lächerlich sein.

Im Gegenteil haben wir gerade im Namen der Wissenschaft dagegen Einsprache zu erheben, daß gewisse Dinge von Harnack als ausgemachte Thatsachen angesehen werden, die das keineswegs sind. Die Neigung zum willkürlichen Konstruieren ist in der Gegenwart auf allen wissenschaftlichen Gebieten ziemlich gefährlich. Man verwechselt eine einleuchtende Hypothese, eine Annahme, die sehr wahrscheinlich sein mag und ihrem Erfinder auch das leistet, was sie leisten soll, nämlich irgend eine geschichtliche Erscheinung zu erklären — man verwechselt sie mit dem wirklich feststehenden Ergebnis, von dem bewiesen werden kann, daß die gegenteilige Annahme ausgeschlossen ist.*) In solchen Verwechslungen hat gerade die neue Theologie, als „historische Kritik", leider besonders viel geleistet. Und ich meine, die Wissenschaft hat alle Ursache, dankbar dafür zu sein, wenn dagegen Widerspruch erhoben wird, daß so leichtfertige Äußerungen unter ihrer Flagge ausgesandt werden, wie das Wort von Harnack in der ersten seiner obengenannten Schriften: „Man darf es als ein gesichertes Ergebnis der Forschung bezeichnen: das alte römische Symbol ist um die Mitte oder kurz vor der Mitte des 2. Jahrhunderts entstanden." Er verwechselt dabei ganz handgreiflich das gesicherte Ergebnis, daß jenes Symbol zwar mindestens so alt ist, als er hier sagt, mit der bloßen Vermutung (Hypothese), daß es auch wirklich so alt wäre, während andere Forscher seine Entstehung schon in den Anfang des zweiten oder in das Ende des ersten Jahrhunderts verlegen; so u. a. Caspari selbst und Harnacks Gesinnungsgenosse Kattenbusch; nur daß diese Männer — etwas wissenschaftlicher als Harnack — ihre Ansichten als das bezeichnen, was sie sind, als Wahrscheinlichkeitsannahmen.

Also wir wollen als evangelische Christen die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung nicht binden. Wir haben dieselbe nicht

*) Vergl. mein „Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion." Leipzig, 1885. S. 123.

zu fürchten. Die Wissenschaft hat festgestellt, daß die frühere römische Annahme von der gemeinschaftlichen Herstellung des Symbols durch die zwölf Apostel, bei der jeder einen Satz gesprochen habe, eine Legende ist, — sie hat festgestellt, daß u. a. die Worte „katholische" Kirche — „niedergefahren zur Hölle" — „Gemeinschaft der Heiligen" — „ewiges Leben" und „Schöpfer Himmels und der Erde" in der älteren Fassung des Symbols nicht enthalten waren. Sie hat nicht festgestellt, daß die darin ausgesprochenen Lehren nicht schon in der frühesten Zeit Teile der christlichen Verkündigung und Unterweisung gewesen sind. Sie hat festgestellt, daß mindestens um die Mitte des 2. Jahrhunderts das Bekenntnis in folgender Form in Gebrauch war: „Ich glaube an Gott den Vater, den Allmächtigen. Und an Jesum Christum seinen eingeborenen Sohn unsern Herrn, der von dem hl. Geist aus der Jungfrau Maria geboren ist, gekreuzigt unter Pontius Pilatus, begraben, am dritten Tage wieder auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten. Ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige christliche Kirche, die Vergebung der Sünden und die Auferstehung des Fleisches." Sind diese Feststellungen geeignet, zur Stütze zu dienen den Bestrebungen für Beseitigung des Apostolikums? Ist bei ihrer Anerkennung auch nur die geringste Änderung nötig an der Stellung, welche das Apostolikum gegenwärtig in der Kirche einnimmt?

3. Ist es denn also nicht die Geschichtswissenschaft, welche von den einen anerkannt, von den andern bestritten wird, so müssen es dogmatische Gründe sein, welche die Verwahrung gegen eine Verbindlichkeit in Bezug auf „alle seine einzelnen Sätze" begründen. Ehe wir darauf eingehen, ist noch die weitere Vorbemerkung nötig, daß wie wir als evangelische Christen die wissenschaftliche Forschung nicht beschränken, so auch gegen eine etwa nötige Weiterbildung der Glaubenslehre grundsätzlich kein Einspruch von uns erhoben werden würde. Wir erkennen an, daß auf Grund der heiligen Schrift eine Reinigung von Irrtümern in der Lehre möglich ist, eine genauere, bessere, evangelischere Fassung der Dogmen. Wir müßten keine Söhne der Reformation sein, wenn wir das nicht anerkennen wollten. Wir

wissen aus der Geschichte der Kirche, daß in ihr oft sehr alte und sehr andauernde Irrtümer geherrscht haben. Versetzen wir uns z. B. in die Gemüter der wahrhaft Frommen unter den Christen am Anfang des 16. Jahrhunderts, der Altgläubigen, Kirchlichen, die mit Besorgnis und Abscheu die von Süden her in die deutsche Wissenschaft einziehende Freigeisterei (der italienischen Humanisten) betrachteten, und sich desto fester an die überlieferte Lehre und ihre Hüterin, die Kirche, anschlossen. Nun wurde ihnen durch die Reformatoren, die vielfach im Bunde mit dem Humanismus auftraten, zugemutet, die Verehrung der Heiligen und besonders der gebenedeiten Gottesmutter aufzugeben. Welch ein Verlangen! Welch ein tiefer Schnitt in ihr Fleisch! Es war eine Umwälzung der frommen Gefühle und Gewohnheiten, eine Veränderung der Richtung des gläubigen Gemütes, wie sie tiefer kaum gedacht werden kann: die Mutter aller Gnaden, die milde Fürsprecherin bei dem strengen Richter Christus — sollte auf einmal eine arme hilfsbedürftige Sünderin sein, ein gewöhnlicher Mensch wie sie alle, die nur durch die Gnade Gottes selig werden. Und doch mußte der Kampf durchgekämpft, die Glaubenslehre gereinigt und das kirchliche Leben in eine andere Richtung gebracht werden. Wir haben aber keine Gewähr dafür, daß nicht einmal wieder ähnliche reformatorische Thaten in der evangelischen Kirche nötig werden könnten. Wir müssen alle Zeit bereit sein, von dem biblischen Grund unseres Glaubens Rechenschaft abzulegen und dabei auch bereit sein, unbegründete gegen besser begründete Lehrweisen zu vertauschen.

Sehen wir uns nunmehr die einzelnen Sätze des Apostolikums an, um zu erkennen, welche dogmatischen Fortbildungen verlangt werden, und wie wir uns dazu stellen sollen.

Wir leugnen nicht, daß man manche seiner Ausdrücke zu verschiedenen Zeiten in der Kirche verschieden verstanden hat, denen auch jetzt noch ein verschiedener Sinn untergelegt werden kann. So hat z. B. der Mann, bei dem wir die „Gemeinschaft der Heiligen" zuerst als Bestandteil des Symbols antreffen, dies Wort so aufgefaßt, als ob damit die Gemeinschaft mit den vorangegangenen Entschlafenen gemeint sei, und hat damit die Anrufung der Heiligen beweisen wollen (Faustus von Reji, 491). Wir wissen aber, daß andere vor ihm das Wort anders verstanden haben und

lassen uns in unserem Verständnis der Gemeinschaft der Heiligen nicht durch Faustus von Reji, sondern durch die Übereinstimmung mit der heiligen Schrift leiten. Ebendieselbe ist maßgebend bei dem Verständnis des Wortes „Auferstehung des Fleisches". Schon Luther hat gesagt: besser würde es lauten Auferstehung des Leibes. Das Nicänische Glaubensbekenntnis hat „Auferstehung der Toten". Und wir wissen, wie der Apostel Paulus 1. Kor. 15 gegen eine falsche Vorstellung der Fleischesauferstehung aufgetreten ist. Wenn also mit den Worten des Bekenntnisses hie und da kirchliche Lehrer einen falschen Sinn verbunden haben, so sind wir dadurch in keiner Weise gebunden, nun auch jetzt darin irrtümliche Ansichten zu sehen, sondern wir bekennen die Auferstehung des Fleisches in dem Sinne von Auferstehung alles Fleisches d. h. der Menschheit, und lehren über dieselbe in einer dem Apostel Paulus und anderen biblischen Stellen (Joh. 6, 63. 1 Kor. 15, 50. 53 u. a.) entsprechenden Weise. Ähnliches könnten wir bezüglich der Höllenfahrt ausführen und des Eigenschaftswortes katholisch als Bezeichnung der Kirche im dritten Artikel.

Wir sehen, daß die Ausdrücke des Apostolikums von einer gewissen Weite sind, die verschiedenen Auffassungen Raum läßt, — Auffassungen, die ihre geschichtliche und biblische Berechtigung von anderswo entnehmen müssen als aus dem Bekenntnis selbst. Bei diesen Ausdrücken handelt es sich also nicht um dogmatische Weiterbildungen, denen sich die evangelische Kirche zu widersetzen hätte; sie können es also nicht sein, welche jene Bestrebungen, von denen wir reden, hervorgerufen haben. Dieselben gehen vielmehr zurück auf solche Ausdrücke, welche einer verschiedenen Auffassung oder einer Umdeutung nicht fähig sind, durch deren Festhalten aber die Persönlichkeit Jesu Christi zu einer ganz eigenartigen notwendig gestempelt wird. Es sind die Worte: „empfangen vom hl. Geist, geboren von der Jungfrau Maria", — oder wie sie in der älteren Form lauten: „geboren vom hl. Geist aus der Jungfrau Maria". Hier ist ein zwiefaches Verständnis ausgeschlossen. Hier ist vielmehr unzweideutig gelehrt, daß Jesus, unser Heiland, auf wunderbare Weise ohne menschlichen Vater entstanden sei, und damit ist weiter nur ein anderer, ein geschichtlich berichtender Ausdruck gegeben für die Anschauung seiner Person, nach welcher er war, ehe

er Mensch ward. Es handelt sich also um die Lehre über die Person Christi. Hier verlangen die Ritschlianer eine dogmatische Weiterbildung und in ihrem Interesse eine Entfernung des Apostolikums von seiner jetzigen Stelle. Aber wohlgemerkt: die Stellung, welche jene Partei einnimmt, ist nicht die, daß sie sagen: ihr habt eine falsche Christuslehre und wir haben die richtige, darum muß das Apostolikum als Ausdruck eurer falschen Lehre fort. Nein, sie bestreiten uns nicht die Berechtigung solcher „Vorstellungen", wie die des altkirchlichen Christus, als Mensch gewordenen Gottessohnes, ist. Sie nennen sie „Glaubensgedanken", d. h. über den Glauben hinausgehende Erzeugnisse des sinnenden Nachdenkens, wobei jedem unbeschränkte Freiheit der Bewegung gestattet sei. Der Glaube selbst aber bestehe in etwas anderem als in dem Fürwahrhalten geschichtlicher Ereignisse oder der Zustimmung zu gewissen Vorstellungen über die Person Jesu, über welche doch nur die Geschichtswissenschaft etwas feststellen könne. Die falsche Lehre, die sie uns vorwerfen, ist also nicht unsere Auffassung von Christi Person, sondern nur, daß wir überhaupt eine solche Auffassung von Christi Person als zum Glauben nötig bezeichnen. Es sei unchristlich und unevangelisch, als notwendigen Bestandteil des christlichen Heilsglaubens Ansichten über das vorweltliche Leben Jesu aufzuführen. Durch den Gebrauch des Apostolikums als Bekenntnis werde aber jene falsche Auffassung — nicht eigentlich der Person Christi, obwohl auch diese — wesentlich aber jene falsche Auffassung des evangelischen Heilsglaubens besiegelt. Deshalb halten sie es für ihre kirchliche und christliche Pflicht, dagegen Einspruch zu erheben, daß man durch eine Verpflichtung auf das Apostolikum die Vorstellung nähre, als ob zum Glauben eine bestimmte Ansicht über die Person Jesu Christi, sein vorzeitliches Sein, seine wunderbare Geburt u. s. w. gehöre.

Der Streit bewegt sich also nicht um die Ansicht über das Apostolikum, sein Alter, seine Entstehung und das Verständnis seiner einzelnen Worte, sondern er bewegt sich um den Begriff des Glaubens. Ich sage auch nicht: es handelt sich um die Person Christi. Zwar handelt es sich um dieselbe in Wirklichkeit sehr; hinter dem ganzen Streit steht ein anderer Christus, der auf der einen oder auf der andern Seite gelehrt und verehrt wird. Aber

der Streit bewegt sich in der Form einer Auseinandersetzung über den Begriff des Glaubens. Jene wollen einen Begriff des Glaubens aufstellen, bei dem man Jesum Christum seinen Heiland nennen kann, ihm sein inneres Leben, seine sittliche Kraft und seine lebendige Hoffnung verdankt, ohne daß man weiß, wer oder was Jesus eigentlich ist und war. Wir stehen für den Begriff des Glaubens ein, der eine Hingabe an einen bestimmten Christus verlangt, an den, der da war, ehe er ward, ein Glaube, in dem sich der Christ des Umgangs mit dem erhöhten Heiland bewußt wird als eines Verkehrs mit Gott selbst.

Ehe wir auf diesen eigentlichen Kernpunkt nun eingehen, erinnere ich noch einmal daran, daß es sich handelt um eine verschiedene Lehre über den Glauben. Wir sprechen denen, welche eine falsche Lehre über den Glauben und über unseren Herrn Jesum Christum haben, nicht ab, daß sie in innerer Berührung mit ihm stehen und von ihm das Leben haben, und daß sie auch, gerade vermöge ihres Glaubenslebens, anderen das Leben in Christo vermitteln können, so weit sie sich an das Wort des Lebens halten. Aber wir sprechen ihrer Lehre die Fähigkeit ab, auf die Dauer Vermittler und Träger des rechten Glaubens zu sein. Darum ist die Frage nach der Überwindung jener Lehre der Ritschlianer vom Glauben und von Christus die Frage nach dem Fortbestande der evangelischen Kirche. Auch jene sehen nur in der Überwindung unserer Auffassung vom Glauben die Möglichkeit einer Fortentwicklung und darum eines Fortbestandes der evangelischen Kirche. Herrmann in Marburg sagt geradezu: in unserer Auffassung des Apostolikums liege eine Verführung der Gemeinde zur Sünde. Hier sind wir also bei dem Kern der Frage angelangt, um die es sich in dem Angriff auf das Apostolikum von der einen — und der Verteidigung desselben von der andern Seite — handelt.

IV.

1. Die Gegner heben immer ganz besonders die Worte des Bekenntnisses „empfangen vom hl. Geist“ hervor, gegen die sich ihre Befehdung richte. Und es gewinnt zuweilen den Schein, als handle es sich gar nicht um einen Gegensatz über die Person Christi, sondern nur um eine verschiedene biblische Überlieferung betreffend

seine Geburt. Während Matthäus und Lukas zwar erzählen, daß Jesus von Maria geboren sei ohne menschlichen Vater, so finde man diese Anschauung bei Johannes, Markus und Paulus nicht, und doch sei auch ihnen Jesus „der Sohn Gottes". Die neuere Theologie aber folge der Überlieferung des Markus, als der jedenfalls früheren, und Markus wird ohne weiteres als Verkündiger der Geburt Jesu von Maria und Joseph angesehen, weil er — die Geburtsgeschichte nicht berichtet. Für diese Stellungnahme der neueren Theologie wird auch Nitzsch, von dem oben schon die Rede war, und andere Vertreter einer „gläubigen Theologie" mit angeführt. Als nun der Vorstand der Augustkonferenz (zu dem auch die Professoren Zöckler und Grau gehören) in einer gegen Harnack veröffentlichten Erklärung u. a. aussprach: „Daß der Sohn Gottes empfangen ist von dem hl. Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, das ist das Fundament des Christentums; es ist der Eckstein, an welchem alle Weisheit dieser Welt zerschellen wird" — da wurde diese Erklärung geradezu mit Hohn aufgenommen. Ich habe Worte gelesen wie die: „Armer Markus! armer Paulus! daß ihr von dem Fundament des Christentums abgetreten seid!" und dergleichen. Nur weil wir bei den Genannten keine ausführlichen Berichte oder deutliche Erwähnungen der wunderbaren Geburt Jesu haben, so werden sie ohne weiteres für Verkündiger der Geburt Jesu von Joseph und Maria ausgegeben. Doch liegt es auf der Hand, daß die wunderbare Geburt durchaus in der Linie der Anschauungen des ganzen Neuen Testamentes liegt, und daß auch einzelne Ausdrücke z. B. bei Johannes (1, 13) geradezu darauf hinweisen.

Es ist uns von Wichtigkeit, festzustellen, in welchem Sinne wir jene Worte betonen. Die Gegner haben ein Interesse daran, unseren Glauben als ein bloßes Fürwahrhalten geschichtlicher Ereignisse darzustellen, — ein Fürwahrhalten, das sich auf menschliche Autorität gründe und darum gar kein Glaube sei. Denn geschichtliche Ereignisse können doch nur durch geschichtliche Forschung und menschliche Aussagen festgestellt werden, der Glaube aber müsse es unmittelbar mit Gott zu thun haben. Allein ich entgegne: es sind nicht vereinzelte geschichtliche Umstände, auf die es uns ankommt, sondern auf die Gesamtanschauung

von der Person Christi. Diese Gesamtanschauung aber wird freilich durch einzelne geschichtliche Umstände gestaltet. Wir trauen dem lebendigen Christus und müssen wissen, wem wir trauen. Wir betonen die wunderbare Geburt, das „empfangen vom hl. Geist" darum so, weil wir darin ein Stück der Verkündigung vom Gott-Messias haben. Jene Erzählung ist nur die in einen geschichtlichen Bericht gekleidete Predigt von Jesus Christus, daß er, wie es Luther auch im Hauptstück erklärt, wahrhaftiger Gott ist vom Vater in Ewigkeit geboren, — oder wie ich es vorhin ausdrückte, daß er war, ehe er Mensch ward. Daß diese Verkündigung aber das Fundament des Christentums ist und der Eckstein, an welchem alle Weisheit dieser Welt zerschellen wird — daran halten wir fest.

Welches ist denn nun die Anschauung Harnacks und seiner Freunde vom Glauben an Christus? — Wenn man die Ausführungen des ersteren in dem zweiten Teil seiner Erwiderungen auf Cremers Streitschrift liest, so könnten einem die Ausdrücke über die Verbindung mit Christus fast schwärmerisch erscheinen. Und noch mehr hat man diesen Eindruck bei Herrmann. („Worum handelt es sich im Streit um das Apostolikum?") Hören wir, in wie ernster Weise, übereinstimmend mit beiden, Rade davon Zeugnis ablegt: „(Man erkennt daraus), daß wir es zu thun haben mit einem vielleicht gewaltsamen, vielleicht stillen Vorgang in unserem Gemüt: daß wir überwältigt werden und uns überwältigen lassen von dem Erlebnis eines Göttlichen auf Erden, und dieses Göttliche heißt Jesus Christus, und dieser Jesus Christus will uns zu eigen haben, so daß wir nicht mehr uns angehören, unserer Selbstsucht, unserem Dünkel, unserem Eigensinn zu dienen, sondern ihn unseren Herrn sein lassen in allem unserem Dichten und Trachten, Thun und Leiden. Niemand kann Jesum einen Herrn heißen, ohne durch den heiligen Geist, sagt die Schrift, und wir, die wir es können, wir müssen bekennen: es ist ein Wunder an uns geschehen, ein Wunder der göttlichen Barmherzigkeit. Der Glaube ist nicht jedermanns Ding, aber eben darum kann ich nicht genug danken und triumphieren: „mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung, deren ich nicht wert; dies zähl' ich zu dem Wunderbaren, mein stolzes Herz hat's nicht begehrt". Seine eigene Sünde und ewige Verdorbenheit erkennen und in Christus seinen Retter ergreifen, will

sagen: sich von ihm ergreifen lassen — das und nichts anderes in der Welt ist der rechte evangelische Glaube." *)

Wir sind hier mit Rade einverstanden, — und auch darin, daß er fortfährt, dieser „einfältige Vorgang im Gemüt" müsse sich wie im praktischen Leben, so auch „nach der Erkenntnisseite hin entfalten". Auch über die dabei betonte „Fehlbarkeit unserer Glaubenserkenntnis" würden wir uns ganz leicht verständigen. Und doch liegt eine tiefgehende Verschiedenheit der Glaubensstellung vor. Wir werden dieselbe sofort erkennen, wenn wir nicht auf die jenem „Ergriffenwerden von Christo" nachfolgende Entwicklung blicken, sondern auf die Einwirkungen, durch welche es zu jenem „einfältigen Vorgang im Gemüte" erst kommt. Wir fragen: durch welche Verkündigung wird denn jener Glaube zu stande gebracht? — also mit anderen Worten: was soll die Kirche predigen, um Glauben zu erzeugen? Ich habe dies auf der ersten Seite als diejenige Frage bezeichnet, deren Stellung jene große Aufregung in den kirchlichen Kreisen über Harnacks Äußerungen hervorgerufen hat — eine Frage aber, die von der Gegenseite nicht beantwortet, ja nicht einmal anerkannt wird. Und bei ihrer Beantwortung muß sich uns das Auseinandergehen unserer Wege zeigen.

Was ist der Glaube und wie kommt er zu stande? — Der Glaube ist nicht ein Gefühl oder eine Vorstellung, sondern er ist ein Urteil. Aber er ist ein Urteil, das nicht zu stande kommt durch das verstandesmäßige Denken oder einen logischen Schluß gewöhnlicher Art. Bei einem solchen habe ich es mit einer allgemeinen Beobachtung zu thun, welche auf einen besonderen Fall angewendet werden soll, oder mit einer besonderen Beobachtung, die verallgemeinert werden soll; immer ist es dabei der Verstand, der durch die Sinne wahrnimmt und seine Wahrnehmungen durch logische Schlüsse verbindet. Der Glaube aber hat es zu thun mit einer Verkündigung des Evangeliums, die sich nicht an den Verstand wendet, sondern an das Gewissen. Es werden zwar geschichtliche Ereignisse gepredigt, welche aber als Enthüllungen der Gedanken Gottes hingestellt werden, und zwar Enthüllungen über den Willen des Schöpfers für seine Geschöpfe, — über die künftigen

*) „Der rechte evangel. Glaube, ein Wort zum jüngsten Apostolikumstreit." Von D. M. Rade. Nr. 1 der Hefte zur „Christl. Welt." Leipzig, 1892. S. 156.

Schicksale der Menschen und der Menschheit, — und über die Absichten Gottes, die in den Lebensschicksalen Jesu liegen. Durch alle diese Enthüllungen werden dem Menschen die in ihm selbst liegenden Fragen und Empfindungen der Seele geklärt und es wird ihm im Falle der Anerkennung Befriedigung für dieselben verheißen. Darum sage ich: die Predigt wendet sich nicht an den Verstand, sondern an das Gewissen. Dem Gewissen leuchtet es — vermöge der inneren Verwandtschaft des Menschengeistes und des Geistes, der im Evangelium redet — ein, daß hier die Wahrheit ist. Und die That des Gehorsams gegen diese aufleuchtende Wahrheit, das Eingehen der Seele auf die in der christlichen Verkündigung gegebenen Offenbarungen richtender und aufrichtender Art — das ist der Glaube. So ist der Glaube also ein Urteil, das auf eine mit sittlicher Gewißheit verbundene innere Erfahrung folgt, und zwar das Urteil, daß die Aussagen und Thatsachen, deren Verkündigung zu jener ersten inneren Erfahrung führte, Wahrheit seien.*) Nun ist der Kirche der Auftrag geworden, für die Fortpflanzung des Glaubens zu sorgen. Darum ergiebt sich für dieselbe die Frage: welche Aussagen müssen gemacht, welche Thatsachen müssen verkündigt werden, damit jene inneren Erlebnisse sich wiederholen, an welche sich das Urteil knüpft (oder die Zustimmung oder das Anerkenntnis), das wir Glaube nennen.

Ich habe oben (S. 7) als eigentümlich für den christlichen Glauben bezeichnet, daß er die Gewißheit über bestimmte geschichtliche Ereignisse und die Gewißheit über sein ewiges Heil in unlöslicher Verbindung erfaßt. Natürlich bleibt die Geschichtsquelle, aus der die christliche Verkündigung geschöpft und dadurch den Glauben gewirkt hat, auch dem gläubig Gewordenen ein Gegenstand der nachträglichen wissenschaftlichen Forschung. Er wird die zeitgeschichtliche Form derselben würdigen, er wird allerlei Menschliches erkennen, das sich bei der Überlieferung durch Menschen notwendig damit verbunden hat — aber er wird diese Beschäftigung treiben in dem andauernden Gefühl, daß auch seine Wissenschaft es hier zu thun hat mit dem Organ einer göttlichen Offenbarung und seines ewigen Heils. Der Theologe hat die schwierige Aufgabe zu er-

*) Ich verweise auch hier wieder auf meine ausführlichen Darlegungen dessen, was hier nur angedeutet werden kann, im „Wesen der Wissenschaft zc." S. 73.

wägen, was an jenen Geschichtsquellen, denen er seine Seligkeit verdankt, menschlich und was göttlich ist, welcher Seite derselben, welchem Kern derselben er sein inneres Leben verdankt. Diese Erwägungen mögen hie und da bei den Einzelnen auseinandergehen, — bleiben muß die Überzeugung, daß durch die Berührung mit jenen Geschichtsquellen sein inneres Leben so gestaltet ist, wie Gott, sein Schöpfer, es haben will, daß also Gott hier mit ihm redet. Und ebenso weiß er sich für sein ganzes fortgehendes Leben an diese göttliche Offenbarung gebunden. Der Glaube hat seine Lebenskraft ganz allein in der fortwährenden Verbindung mit dem göttlichen Worte, denn er ist eben Glauben, d. h. ein Trauen auf Zusagen. Dieses Trauen kann sich nicht gründen auf Hoffnungen, denn Hoffnungen sind ja selbst erst eine Folge jenes Trauens. Dasselbe kann sich auch nicht gründen auf innere Erlebnisse, — es würde dies ein Trauen auf sich selbst sein; vielmehr können die Erlebnisse nur die Vermittlung dafür bilden, daß ich dem Objekt, was jene hervorgerufen hat, trauen darf. Das Trauen bezieht sich unmittelbar auf den lebendigen Gott. Aber der lebendige Gott steht mir, so daß ich ihn von mir selbst, von meinem eigenen Geiste, dessen Antrieben und Empfindungen unterscheiden kann, nur im Worte der hl. Schrift gegenüber.

Und nun habe ich oben (S. 14) darauf hingewiesen, daß mit der Überzeugung von der Wahrheit des Evangeliums eine ganze Reihe von Erkenntnissen erschlossen ist, die anderen Lehren gegenüber als Lehrgehalt des Evangeliums zu entwickeln ist. Dies ist in umfangreichem Maße die Aufgabe der wissenschaftlichen Glaubenslehre. Aber doch muß auch schon die einfache Predigt einen gewissen Lehrgehalt haben, wie sie auch geschichtliche Ereignisse notwendig in sich schließt. Warum würde denn Paulus sonst diese letzteren so stark betonen? (1. Kor. 15 und Apostelg. 25, 19; der römische Jurist hat es gleich erkannt, daß es sich in dem Prozeß der Juden gegen Paulus wesentlich um die Behauptung einer Thatsache handelte, der Auferstehung Jesu). Warum würde er sich solche Mühe geben, den Einzelnen und die Gemeinden in den „ganzen Rat Gottes" einzuführen? (Apostelg. 20, 25. 19, 2. 18, 26.)

Wenn wir nun auch den oben besprochenen Unterschied von grundlegend und nicht-grundlegend auf beides anwenden, auf Lehren

und Thatsachen, so bleibt doch eine ganze Anzahl grundlegender Wahrheiten übrig, ohne deren Verkündigung der Glaube in der Kirche nicht geweckt und erhalten werden kann. Es gehört dazu nicht nur die Verkündigung der Freundlichkeit Gottes gegen die Sünder im Allgemeinen, denn dies ist der Inhalt des menschlichen Hoffens und Sehnens schon von selbst. Die Verkündigung muß vielmehr auch die Gewähr für diese Gesinnung Gottes mit enthalten. Diese Gewähr nun liegt freilich ganz und gar in der Erscheinung Jesu Christi, aber noch nicht in dem Bewußtsein Jesu und in seinen Mitteilungen über Gottes Gesinnungen, sondern sie liegt in der Sendung Jesu Christi, welche mir selbst eine Predigt von Gottes Gesinnung ist. Ich soll ja doch im Glauben trauen auf Gottes Zusagen, ich muß darum unmittelbar mit Gott zu thun haben, nicht mit Mitteilungen über Gott. Wenn ich mich entschließen soll, gegen das lebendige Zeugnis meines Gewissens, das mich verdammt, gegen die ausnahmslosen Schlüsse der Vernunft, — die unerschütterliche Gewißheit zu ergreifen, daß mich Gott nicht verdammt, so muß mir eine Verkündigung dieser Gnade in einer Weise entgegentreten, die jede menschliche Vermittlung des Handelns zwischen Gott und mir ausschließt. Ein noch so frommer Mensch mit hochgesteigertem religiösem Bewußtsein ist immer nur meines Gleichen, der meine Hoffnung auf göttliche Gesinnungen bedeutend anregen kann, aber niemals eine Antwort Gottes auf meine Fragen, eine Absolution Gottes auf meine Sünden geben kann. Das thut aber Jesus Christus, und indem ich ihm glaube, nehme ich damit die Überzeugung auf, daß es Gott ist, der in ihm mit mir handelt. So tritt in dem christlichen Glauben in unlösliche Verbindung die Gewißheit über mein ewiges Heil mit der Gewißheit über die Wahrheit der apostolischen Verkündigung, daß Jesus war, ehe er Mensch ward, — daß er Gott ist. Die Gottheit Jesu Christi ist also für uns kein „Glaubensgedanke“ im Sinne der Ritschlianer (das Wort stammt übrigens bezeichnender Weise von J. H. Jakobi), d. h. keine freie Reflexion, die dem Glaubenserlebnis nachfolgt, ohne zum Glauben zu gehören, keine „Theologie“, wie sie sich auszudrücken belieben, — sondern sie ist ein Bestandteil der Verkündigung, die dazu gehört, um den Glauben zu erzeugen.

Ich stelle also noch einmal fest, daß unser Glaube nicht aufgeht in dem Fürwahrhalten geschichtlicher Überlieferungen, sondern in der Anerkennung der Wahrheit, zu der wir durch die Gewalt des Gotteswortes, also durch den heiligen Geist überzeugt werden, — und zwar der Wahrheit von Jesus Christus, worin notwendig liegt, daß gewisse geschichtliche Ereignisse sich wirklich zugetragen haben.

2. Der Subjektivismus unserer Gegner zeigt sich nun darin, daß sie die Verbindung zwischen der Gewißheit über jene geschichtlichen Ereignisse und der Gewißheit über unser ewiges Heil — lockern, und zwar zeigt sich dies nach zwei Seiten; sowohl für die Entstehung des Glaubens, als auch für seinen Fortbestand tritt die Bedeutung des objektiven Gotteswortes zurück.

Cremer hatte in seiner Streitschrift gesagt: „Die Frage nach der Person Christi oder die Frage, wer und was Jesus ist, kann nimmermehr auf dem Wege und mit den Mitteln historischer Forschung entschieden werden.“ Harnack stellt dagegen den Satz auf: „Die Frage, wer und was Jesus ist, kann nur auf dem Wege und mit den Mitteln historischer Forschung festgestellt werden; aber die Überzeugung, daß dieser geschichtliche Jesus der Erlöser und der Herr ist, folgt nicht aus der geschichtlichen Erkenntnis, sondern aus der Sünden- und Gotteserkenntnis, wenn ihr Jesus Christus verkündigt wird.“ Herrmann stimmt zwar, im Unterschied von Harnack, jenem Satze Cremers einfach zu; jeder Christ müsse zugeben: „was Jesus und seine Geschichte für die Menschheit und jeden Einzelnen in ihr bedeutet, vermag die Geschichtsforschung nicht festzustellen.“ Der Unterschied zwischen beiden in der Stellung zu Cremers Satz liegt aber nur im Ausdruck. Was Jesus dem Einzelnen bedeute, oder daß Jesus der Herr sei — dies folgt beiden nicht aus der geschichtlichen Erkenntnis, sondern aus inneren religiösen Erlebnissen. Aber auch Herrmann redet dabei von dem Jesus, den die Geschichtsforschung vorher in seiner Wirklichkeit festgestellt hat.

Dies ist der erste Irrtum des neuen Subjektivismus, daß eine Gewißheit über die geschichtlichen Ereignisse, also über Jesu Person, gewonnen werden könne, ohne daß eine religiöse Stellung bei der geschichtlichen Forschung eingenommen wird, — also eine

religiös unparteiische Feststellung des geschichtlichen Thatbestandes. Dem gegenüber behaupten wir, daß jeder Geschichtsforscher, der an die Quellengeschichte herantritt, schon vorher eine sittlich-religiöse Beziehung positiver oder negativer Art zu dem Gegenstande seiner Forschung einnimmt, d. h. er muß Gott in Christo erkannt haben oder nicht. Es ist eine sehr verbreitete, aber allzu naive Vorstellung von der Aufgabe der Wissenschaft, wenn man derselben zumutet, ein geschichtliches Bild von Jesus von Nazareth feststellen zu sollen, wozu sie vorerst die Echtheit der Quellen untersucht, diese verwirft, jene beschneidet, vergleicht und konstruiert, — ohne daß bei dem allem die Religion spräche, lediglich der wissenschaftliche Sinn und das wissenschaftliche Verständnis. Diese irrtümliche Vorstellung beruht ebenso sehr auf einer falschen Auffassung der Wissenschaft als der Religion. Die Geschichtswissenschaft kann nach dem Wesen des Wissens und nach dem der Geschichte immer nur gewisse Thatbestände in Bezug auf die Quellen objektiv feststellen; aber wie sich die Ereignisse wirklich zugetragen haben, muß der Geist des Forschers zurechtstellen, und dabei wird seine subjektive Auffassung ein Wort mitsprechen, am meisten bei solchen Ereignissen, bei deren Beurteilung die Weltanschauung, die sittliche Gesinnung, die Religion eine Rolle spielt.*) Ich bitte nur jeden unbefangenen Menschen, zu sagen, ob er glaubt, daß eine Entscheidung über die Echtheit des Evangeliums Johannis zu treffen sei von rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten aus. Was sind es denn für Gründe, auf die es dabei ankommt? Johannes läßt Jesum über seine Beziehungen zum Jenseits sprechen, das sind philosophische Spekulationen, folglich kann der wirkliche Jesus so nicht gesprochen haben. Ist das Wissenschaft? — Oder: der Täufer der Synoptiker gerät nach Matth. 11 in Zweifel; der johanneische Täufer hat nach Joh. 1 und 3 eine solche Kenntnis der Person Jesu, daß Zweifel unmöglich waren. Ist das Wissenschaft? kann die Wissenschaft entscheiden, wann Zweifel möglich sind? Das Urteil kommt nicht aus objektiver Forschung, sondern aus der subjektiven Unfähigkeit,

*) Man vergleiche hierüber irgend eine beliebige Historik. Ich verweise auf das neuste derartige Werk: **Bernheim**, Lehrbuch der Methode der Geschichtswissenschaft. 1890. — Ich selbst habe diese Fragen in meinem „Wesen der Wissenschaft rc.“ ausführlich behandelt. § 28 ff. S. 37. § 74 rc.

die Gedanken des Täufers zu verstehen, also aus der Religion. Wohl kann die Wissenschaft objektiv feststellen, z. B. daß die Jünger Jesu und seine erste Gemeinde der Meinung gewesen sind, daß der Meister nicht im Tode geblieben sei; aber wenn jemand nun spricht: „ich glaube an seine leibliche Auferstehung" — so ist das ebensowenig Wissenschaft als wenn der andere sagt: ich leugne sie; er leugnet sie nicht als Geschichtsforscher, sondern als Philosoph, dem seine ganze Weltanschauung verbietet, die Wiederbelebung eines Leichnams anzunehmen, oder mit dessen Vorstellungen von Gott und seiner Würde eine derartige Abweichung von den Naturgesetzen sich nicht verträgt. Ist das Wissenschaft?

Mit den Mitteln der Geschichtswissenschaft kann nicht festgestellt werden: wer oder was Jesus ist und war. Dieselbe kann mit ihren Mitteln kaum feststellen, wer oder was etwa Gregor VII. war, — geschweige denn der Heiland der Welt. Oder war es etwa nur Mangel an Wissenschaftlichkeit, wenn Janssen aus Luther und der Reformation ein Zerrbild gemacht hat? — Es ist also ein Irrtum, wenn Harnack und Genossen glauben, ein objektiv giltiges Bild von Jesus Christus herstellen zu können oder hergestellt zu haben, über dessen Richtigkeit nur die wissenschaftliche Prüfung der Quellen zu entscheiden habe. Vielmehr ist ihre religiöse oder philosophische Stellung der Ausgangspunkt für ihre Kritik. Mit jener verträgt es sich nicht, einen Heiland anzuerkennen, der von seinen vorweltlichen Erinnerungen spricht (Joh. 17, 5), folglich —.

Bei einer solchen Auffassung von der Aufgabe der Wissenschaft bei dem Zustandekommen des Glaubens können natürlich die geschichtlichen Thatsachen und die geschichtlichen Anschauungen von Jesu Person nicht die Bedeutung haben, die sie für unseren Glauben besitzen. Sie beschreiben den Glauben so, als ob es bei ihm nur auf gewisse Eindrücke ankomme, die bei der irgendwie erzählten Geschichte von Jesus auf das Gemüt gemacht werden. Bezeichnend ist eine Stelle aus einer Schrift von Achelis. Derselbe hat in der ersten seiner Abhandlungen „Zur Symbolfrage" (S. 17) aus einer Predigt von Spurgeon folgende Geschichte erzählt: „Ein Hirtenjunge, der ohne Erziehung und ohne Unterricht aufgewachsen war, wurde durch einen baptistischen Prediger erweckt. Er bittet

um Aufnahme in die Gemeinde. Der Prediger fragt ihn, ob er denn die Lehren der Gemeinde als wahr anerkenne; er antwortet: von diesen Lehren weiß ich nichts; ich weiß nur, daß ich ein Sünder bin, und daß der Herr Jesus mich selig macht. Aber er müßte doch über diese oder jene Lehre, wer der Herr Jesus sei, welches der Weg zur Seligkeit sei, etwas Genaueres aussagen; die Antwort lautet: das kann ich nicht, das weiß ich nicht, ich weiß nur dies, daß ich ein Sünder bin, und daß der Herr Jesus mich selig macht. Dabei steht er, dabei bleibt er, und verständigerweise ist das Presbyterium mit dem Prediger einverstanden, daß der Hirtenjunge würdig ist, durch die Taufe ein Glied der Baptistengemeinde zu werden." — Es ist unbegreiflich, daß ein Professor der praktischen Theologie solch ein Verfahren nicht als das beurteilt, was es ist, nämlich eine Auflösung der Kirche. „Verständigerweise" hätte das Presbyterium vielmehr dem armen Jungen gründlichen katechetischen Unterricht erteilen lassen müssen. Oder ist die Katechetik nur für die Theorie und nicht für die Praxis? Ist sich nicht die praktische Theologie darüber einig, daß es eine Hauptaufgabe der Geistlichen in der Gegenwart ist, die Gemeinden wieder mehr mit katechetischer Erkenntnis des Christentums zu durchdringen? Ist nicht der Pietismus im vorigen Jahrhundert daran zu Grunde gegangen, daß er diese Aufgabe unterlassen hat? Wer giebt denn dem „verständigen" Presbyterium Spurgeons und Achelis die Gewähr, daß sich unser Hirtenknabe unter dem Herrn Jesus nicht etwa den Küster von Wakefield dachte oder irgend jemand anders?

Ich will durch diese Beleuchtung des Beispiels von Achelis nur klar machen, daß doch irgend ein Maß von Einsicht in die Lehre, ein Minimum von Erkenntnis nicht nur vorhanden sein muß, sondern auch eine ganz bestimmte Heilspredigt, die deutlich sagt, wer oder was Jesus ist und war, — damit es überhaupt zum Glauben kommen kann. Man sagt mit Recht: es ist anzunehmen, daß ein Hirtenknabe in Christenlanden schon irgend etwas von Christus gehört hatte; jedenfalls würde ein Missionar, der in Heidenländern auf eine einzige Predigt und auf ein auf dieselbe folgendes Bekenntnis, wie das des Hirtenknaben, hin denselben getauft hätte, sehr thöricht gehandelt haben.*) Jener Knabe wird also höchst

*) Wyneken: Um was handelt es sich im Fall Harnack? Eisenach, 1893.

wahrscheinlich mehr gewußt haben von Jesus, als er sich bewußt war und zum Ausdruck bringen konnte. Um zu der Erkenntnis zu kommen, die ihn zur Taufe trieb, um zum Heilsglauben zu kommen, mußte er wissen, wer oder was Jesus war. Und damit er durch eine Predigt zum Heilsglauben gelangen konnte, mußte dieselbe eben jene Erkenntnis bringen.

Die Kirche hat demnach bei ihrer Predigt von Christo nicht auf die wissenschaftliche Forschung zu warten. Sie entnimmt diese Predigt nicht aus den Ergebnissen der Wissenschaft, sondern aus der kirchlichen Tradition, welche durch die Jahrhunderte hin die heiligen Urkunden als Grundlagen ihres Glaubens und Lebens, ihrer Zeugnisse und ihrer Leiden, ihrer Kämpfe und ihrer Siege besessen hat. An dieser geschichtlichen Realität kann die Wissenschaft nichts ändern, wenn sie auch zur Beurteilung der menschlichen Seite dieser Quellen noch viel Material herbeischafft. Es entstehen der Kirche für ihre wissenschaftliche Lehre, ihre Theologie, durch solch neues, geschichtliches und kritisches Material immer neue Aufgaben. Niemals aber kann ihr die Aufgabe daraus entstehen, den Kern der Verkündigung, durch die sie Glauben weckt, zu verändern, und um des angeblichen Ergebnisses der neueren Geistesentwicklung willen, daß man zu geistiger Anschauung außerzeitlicher Realitäten (also der überweltlichen und vorweltlichen Existenz des Sohnes Gottes) überhaupt nicht gelangen könne, — um dieser philosophischen Behauptungen willen einen andern Christus der Welt zu verkündigen als sie bisher verkündigt hat.

Hier haben wir den Subjektivismus, der die göttliche Offenbarung im Worte vor dem Zustandekommen des Glaubens wissenschaftlich zurechtgestutzt hat und nun den Glauben entstehen läßt nur unter Mitwirkung gewisser Seiten der apostolischen Verkündigung. Harnack ist im stande, sich geradezu so auszudrücken: „Die Erkenntnis, daß Jesus der Herr und Erlöser sei, folgt aus der Sünden- und Gotteserkenntnis, wenn ihr Jesus verkündigt wird." Woher kommt denn nun jene der Jesusverkündigung vorangehende Gotteserkenntnis?

Der Subjektivismus unserer Gegner zeigt sich aber weiter darin, daß auch für den Fortbestand des Glaubens die Bedeutung des objektiven Gotteswortes zurücktritt.

Schon vor einigen Jahren erregte die Äußerung Befremden, die wir aus dem Munde eines bibelgläubigen Theologen vernahmen: daß sein Glaube an Christus seiner selbst so gewiß sei, daß er nicht erschüttert würde, auch wenn ihm die Wissenschaft die Unechtheit aller jener geschichtlichen Quellen nachweise, aus denen schöpfend der Glaube einst entstanden sei. Noch deutlicher drückt das jetzt Herrmann aus, wenn er sagt: „In der Überlieferung des Lebens und Wirkens Jesu können wir die Persönlichkeit Jesu so erfassen, daß wir sagen können, wir haben sie selbst gesehen. Sowie wir aber das sagen können, sind wir offenbar in dem entscheidenden Punkte von aller Überlieferung unabhängig geworden. Dies ist aber nötig. Denn wenn es sich um die Begründung des Glaubens, eines wirklichen Verkehrs mit Gott handelt, dann darf nichts zwischen uns und dem Gott stehen, der sich uns offenbart." — Die Leser werden sich erinnern an das, was ich vorhin bei der Beschreibung des Glaubens (S. 38 und 39) in ganz ähnlicher Weise ausdrückte. In der That besteht das Leben des Glaubens darin, daß er unmittelbar mit Gott zu thun hat. Aber der Subjektivismus kann sich diesen Verkehr fortgesetzt denken „unabhängig von aller Überlieferung". Der Glaube, wie wir ihn, nach Luthers Erfahrungen, kennen, spricht auf allen Punkten seiner Entwicklung: „nimm das Wort in die Faust!" Luther nannte solchen von der Überlieferung unabhängigen Verkehr mit Christus, der nur darauf hin geführt wird, daß man „die Person Jesu" gesehen hat, — Enthusiasmus. Er besteht darin, daß man die Gewißheit des eigenen Heils gründet auf Erfahrungen, die man in seinem eigenen Inneren gemacht hat. Natürlich hat man sie durch die Berührung mit dem Worte gemacht, aber nicht mehr dies Wort, sondern die Erfahrung soll es nun sein, auf die sich die Gewißheit gründet.

Wie wir oben einem Verkennen der wissenschaftlichen Gewißheit begegneten, so hier der moralischen, über deren eigentümliches Entstehen und Wachstum ich mich an anderem Orte ausführlich ausgelassen habe, und worauf hier einzugehen zu weit führen würde.*) Aber wir verstehen auch recht wohl, wie jener Subjektivismus, jene Unabhängigkeit des Subjektes von dem objektiven Worte, möglich ist. So erhebend und erbaulich die Beschreibungen

*) „Wesen der Wissenschaft 2c." S. 353 ff.

davon (bei Herrmann, Harnack ꝛc.) lauten, was die innere Berührung mit Christus wirke, so würde unsere Beschreibung dieser Wirkungen doch anders lauten. Das „Aufrichten", was das Evangelium anrichtet, wird gut beschrieben, aber uns fehlt das „zu Boden schlagen". Die Wahrheit, die für uns ist, können sie ergreifend schildern, aber wir vermissen die Wahrheit, die wider uns ist. Das menschliche Herz rettet sich ohne dieselbe in der Berührung mit dem Evangelium eine Selbständigkeit, durch welche die Allmacht der Gnade nicht zu ihrer vollen Anerkennung und Auswirkung gelangen kann.

V.

Ich kehre am Schluß zurück zu der Behauptung am Anfang: die Frage um das Apostolikum ist bisher fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Geschichte oder der Glaubenslehre betrachtet worden. Wir aber stellen die Frage: was soll der Gemeinde gepredigt werden, damit der christliche Heilsglaube in ihr geweckt werde. Indem ich dies schreibe, kommt mir die neueste Äußerung von der Gegenseite zur Hand von Kaftan.*) Derselbe berührt wohl (S. 5) die von mir jetzt gestellte Frage, aber es ist desto merkwürdiger, daß er gar nicht auf sie eingeht. Auch er redet ausschließlich in dem Interesse der subjektiven Gewißheit des einzelnen Geistlichen, über deren Bedeutung auf unserer Seite die vollste Übereinstimmung auch mit Kaftan herrscht. Aber die Frage, worauf sich die subjektive Gewißheit des Geistlichen beziehen müße, damit er ein gesegneter Zeuge werden kann, ist auch durch Kaftan nicht gefördert. Wir finden auch bei ihm wesentlich nur die Verneinung, daß es die menschliche Überlieferung, die kirchliche Theologie u. s. w. nicht zu sein brauche, mit der sich das Bewußtsein des Zeugen innerlich eins weiß.

Wir werden den hervortretenden Gegensatz doch wohl vorläufig noch nicht aus der Welt schaffen. Ich möchte nichts dazu beitragen, daß er in den Augen der Parteiangehörigen weiter und schlimmer erscheint als er ist. Aber mindestens ebenso unheilvoll wäre es, wenn er in seiner wirklich vorhandenen Thatsächlichkeit und in seiner Bedeutung unterschätzt würde. Ich habe mich be-

*) Die Verpflichtung auf das Bekenntnis in der evangelischen Kirche. Leipzig, Grunow. Nro. 6 der Hefte zur Christl. Welt.

müht, einiges zu seiner Beurteilung beizubringen. Die Forderungen, die sich für die Kirche daraus ergeben, sind diese:

Wenn die Kirche ihren Auftrag, den Heilsglauben durch alle Zeiten zu erhalten und zu allen Völkern zu bringen, ausrichten will, so muß sie aussenden mit der ganz bestimmten traditionellen Predigt von dem Gott-Messias: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber. Diese Verkündigung schließt eine bestimmte Ansicht von der Person Jesu Christi ein: nämlich daß er war, ehe er Mensch ward. Und darum fassen wir diese Predigt des Evangeliums zusammen in den geschichtlichen Bericht des Apostolischen Glaubensbekenntnisses. Dasselbe stellt die Grundthatsachen zusammen, durch deren Verkündigung die Kirche den Heilsglauben wecken will. Sie hält diese Grundthatsachen für wahr und sie kann für diese Überzeugung den Ausdruck Bekenntnis oder Zeugnis gebrauchen, weil wir zu der Anerkennung der Wahrheit jener Thatsachen nicht kommen durch den wissenschaftlichen Gang der Geschichtsforschung, sondern durch den sittlichen Akt des Beugens zum Gehorsam der Wahrheit. Wir verlangen nicht, wie uns der Subjektivismus vorwirft: erst überzeuge dich von der Wahrheit dieser geschichtlichen Thatsachen, beuge dich unter die Autorität der Kirche, dann darfst du Christum im Glauben ergreifen u. s. w. Sondern wir bringen in der Predigt jener Thatsachen das Evangelium an die Gewissen, in welchem Gott unmittelbar mit dem Menschenherzen verkehrt, es zu Boden schlagend und aufrichtend. Alle weitere Erkenntnis und Entwicklung des inneren Lebens ruht auf dieser erstmaligen Erfahrung. „Ist er ein Sünder, das weiß ich nicht, — Eins weiß ich, daß ich blind war und bin nun sehend" — so spricht der Blindgeborene Joh. 9. Aber wenn wir dies Wort gern anwenden auf das Entstehen des Glaubens in jedem einzelnen Christen, so fügen wir hinzu: nicht nur klärt sich diese Erfahrung nachgehends zum „Glauben an den Sohn Gottes" (V. 38), sondern auch: damit er jene beseligende Erfahrung machen konnte, mußte der Sohn Gottes — den er selbst noch nicht erkannte — mit ihm handeln. Der einzelne Christ braucht die volle Erkenntnis Christi nicht zu haben, wenn er zum Glauben kommt, aber die Kirche muß sie haben, wenn sie zum Glauben führen soll.

Unsere Freunde von der Gegenseite betonen nun immer, daß ja auch sie Gott in Christo erkennen, ja sie nennen Jesum Christum geradezu Gott. Sie verlangen aber, daß wir uns mit dieser „religiösen Wertung seiner Person" begnügen und nicht noch eine „methaphysische Ansicht" über dieselbe verlangen. Allein wir halten es für eine unheilvolle Abstraktion, das Urteil: Gott war in Christo — von dem andern Urteil: Christus war, ehe er Mensch ward — zu scheiden. Jene nehmen diese Scheidung vor, geleitet durch eine philosophische Ansicht, die vorhin als Empirismus beschrieben ist. Wir bestreiten ihnen nicht, daß sie trotz dieser philosophischen Ansicht Jesum Christum wirklich haben können, — aber wir bestreiten, daß ihre Predigt im stande ist, den Glauben an Jesum Christum dauernd der Kirche zu erhalten. Sie selbst leben noch mit von derjenigen kirchlichen Tradition, die sie bestreiten. Renan drückte es einmal so aus: „Wir leben von dem Duft eines leer gewordenen Gefäßes, unsere Nachkommen werden von dem Dufte dieses Duftes leben." Ich will das nicht voll anwenden auf die Männer, mit deren Bestreitung sich diese Blätter beschäftigen, aber eine gewisse Ähnlichkeit der Lage bietet sich dar. Schon an den Jüngern dieser Schule kann man es erleben, daß die Abstraktionen der Meister nicht vorhalten. „Ich bin erst zur inneren Ruhe gekommen, heißt es da, seitdem der kirchliche Christus nicht mehr zwischen Gott den Vater und mich tritt." Da wird Christus der einfache Mensch, und für die religiöse Wertung seiner Person sucht man sich Ausdrücke, die noch weiter von der kirchlichen Tradition abweichen als die Ausdrucksweise der Meister.

War um solcher Verkündigung willen nötig, daß Paulus sich von seinem „monotheistischen" Volke hassen, daß er sich als Gotteslästerer steinigen ließ? Wäre diese Verkündigung im stande gewesen, das Geheimnis der Errettung der Sünder in dem Strom der Weisheit dieser Welt durch die Jahrtausende zu bewahren? — Es giebt keinen Richter, der diese Fragen zwischen uns entscheiden kann. Die einzige irdische richterliche Instanz ist die Geschichte, und die können wir nicht abwarten. Wir ziehen uns als evangelische Christen zurück auf das, was wir erlebt haben. Aus der Erfahrung unseres Glaubens ist es uns eine Thatsache, daß die Gewißheit über unser ewiges Heil unlöslich mit der Gewißheit über jene geschichtlichen

Ereignisse verbunden ist. Darum erkennen wir es als die Pflicht der Kirche, diese geschichtlichen Ereignisse zu verkündigen und in und mit ihnen „das Evangelium“ zu predigen. Darum lassen wir auch nicht von dem Apostolischen Symbol als der Grundlage für die Verpflichtung der Diener der Kirche und als dem Ausdruck — nicht dessen, was der Einzelne erlebt hat und was die Gemeinde in ihren Liedern heraussingt — sondern als dem Ausdruck des Zusammenschlusses der Gemeinde zum Bekenntnis ihres Festhaltens an den von den Aposteln her gepredigten göttlichen Offenbarungsthatsachen, durch welche der Glaube geweckt wird, der die armen Sünder zu Gottes Kindern macht. Ohne diesen subjektiven lebendigen Heilsglauben wäre unsere Kirche keine evangelische, und ohne jene objektive Grundlage wäre sie keine christliche Kirche.

Zwischen der Vollendung obiger Zeilen und ihrem Erscheinen liegt leider ein Zeitraum von zwei Monaten. Ich bemerke dies nur, um zu erklären, warum die spätere Litteratur von der Gegenseite nicht mit genannt ist. Zu Änderungen meiner Darstellung hätte sie ohnehin keine Veranlassung gegeben. Doch hätte ich gern neben Zahn die inzwischen erschienene Arbeit Zöcklers genannt: Biblische und kirchliche Studien I. Zum Apostolikumstreit. Und auf die gerade ausgehende neueste Äußerung Cremers kann ich auch nur soeben noch hinweisen.

Gr. 1. Mai. **M. v. N.**

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 4.

Das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur

mit besonderer Beziehung auf

Shakespeare, Goethe und das junge Deutschland

von

Dekan Kapff
in Kirchheim u. T.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

I. Einleitung.

Wenn wir das Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur zum Gegenstand unserer Untersuchung machen, so ist es nicht nötig, über die Bedeutung dieser Frage eingehender zu reden. Genauere Vertrautheit mit der Litteratur mag überwiegend in kleineren Kreisen sich finden, die Erörterungen, die hier in Betracht kommen, gehen jeden Freund des Volkes und des Vaterlandes an. Es handelt sich ja doch um die hervorragenden Dichter unserer Nation, welche singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, und singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt, es handelt sich um die geistigen Stimmführer von Generationen, welche einerseits die Gefühle und Empfindungen, welche in der Zeit ahnungsweise schlummern, zum klaren Ausdruck bringen und andererseits von Zeitgenossen und späteren Geschlechtern als Autoritäten ersten Ranges angesehen werden.

Wie nun diese Heroen im Gebiet des geistigen Lebens sich zum Christentum stellen, d. h. zu den Wahrheiten, die uns im Evangelium geoffenbart sind, ist eine außerordentlich wichtige Frage. Denn einem Christen ist das Wort Gottes die höchste Autorität, nach der alle anderen Autoritäten gemessen werden müssen.

Wenn wir nun unsere deutsche Nationallitteratur unter dem Gesichtspunkt betrachten, wie sie zum Christentum steht, so eröffnet sich uns ein erhebendes Bild im Blick auf die Vergangenheit und ein weniger erfreuliches im Blick auf die neuere Zeit.

Über die deutsche Litteratur im ganzen hat Vilmar die goldenen Worte gesprochen: unsere Litteratur hat eine Erscheinung aufzuweisen, welche die Litteratur keines Volkes der Erde mit ihr teilt, sie ist zweimal zu höchster Blüte ihrer Vollendung emporgewachsen, sie hat zweimal in dem Glanz einer heiteren, frischen, kräftigen Jugend gestrahlt. Sie hat nicht wie die Litteratur der übrigen

Nationen nur eine, sie hat 2 klassische Perioden gehabt. Zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Höhe der Zeiten zu stehen und in dem vollen Bewußtsein reicher Lebenskräfte unser gesamtes inneres und äußeres Leben in formell vollendeten dichterischen Kunstwerken mit einfacher Treue und großartiger Wahrhaftigkeit abzuspiegeln.

Aber während nun jedes wahrhaft deutsche Herz höher schlagen muß im Blick auf diese erhabenen Vorzüge unseres Volkes, während wir als Deutsche gewiß jederzeit die herrlichen Werke, welche beide Perioden unserer Nationallitteratur hervorgebracht haben, hochhalten werden, müssen wir als Christen von wehmütigen Gefühlen bewegt werden, wenn Vilmar nun näher nachweist, daß die erste dieser zwei Litteraturperioden im 12. und 13. Jahrhundert durch und durch vom Geist des wahren Christentums erfüllt war, während die zweite Glanzperiode der deutschen Litteratur am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts ein ganz anderes Bild darbietet.

Wohl fehlt es auch hier nicht an entschieden christlich gesinnten Dichtern, wir erinnern an Klopstock, Herder, Lavater, Matth. Claudius u. a., aber bei den tonangebenden Heroen der Dichtkunst, namentlich Lessing, Goethe und Schiller, finden wir teils kalte Gleichgiltigkeit, teils entschiedene Feindseligkeit gegen das Christentum.

Es ist dies um so mehr zu beklagen, als die deutsche Sprache und Litteratur, wie keine andere, aus biblischen Wurzeln herausgewachsen ist. Die ehrwürdige Mutter unserer ganzen deutschen Sprache haben wir in der gothischen Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas (um 350 n. Chr.). Jeder Klang, jeder Laut, jeder Ton in dieser wunderbaren Sprache ist durch und durch deutsch, nur unendlich reicher, voller und schöner als im jetzigen Deutsch. Wer die deutsche Sprache gründlich studieren will, muß sich aufs genaueste mit der gothischen Bibelübersetzung beschäftigen. Und wiederum wurde eine neue Periode der deutschen Sprache eröffnet durch die Bibelübersetzung Luthers. Daß er die neuhochdeutsche Sprache geschaffen hat, ist allgemein anerkannt, und diese Thatsache wurde namentlich von den Heroen der deutschen Litteratur in der neueren Zeit vollständig gewürdigt. Wenn in der Sprache, die wir in Goethes prosaischen Werken vor uns haben, nach allgemeinem Urteil das klassisch vollendetste Deutsch vorliegt, das je geschrieben wurde,

so dürfen wir nicht vergessen, daß Goethe, wie er selbst sagt, seine Sprache und seinen Stil hauptsächlich an Luthers Bibelübersetzung gebildet hat.*) Ja in keiner Nation war die Volksseele so sehr für das Christentum angelegt, wie bei uns, und wohl nirgends ist auch Christentum und Volksseele so innig mit einander verschmolzen und durchdrungen worden, wie in der ersten Glanzperiode unserer deutschen Nationallitteratur. Eines der ältesten deutschen Gedichte ist jene herrliche Evangelienharmonie Heliand, überhaupt eines der vollendetsten Gedichte aller Zeiten, wo das Leben und die Thaten Jesu nach dem Muster eines sächsischen Königs, der auf Schritt und Tritt von seinen getreuen Mannen umgeben ist, dargestellt wird. Die größten Heldengedichte der damaligen Zeit, Nibelungenlied und Gudrun, haben zwar keine unmittelbar christlichen Stoffe zum Gegenstand, aber der Grundgedanke im Nibelungenlied ist doch neben der glänzenden Schilderung der Manneskraft und neben den furchtbar tragischen Gemälden der Folgen von Chrimhildens Rache, die Verherrlichung der Treue bis in den Tod, und das Gudrunlied verdient im vollsten Sinne den Namen eines Hohenlieds der Treue.

Am vollendetsten aber sehen wir die Verschmelzung der deutschen Volksseele mit dem Christentum in dem Parcival des Wolfram v. Eschenbach, des Meisters unter den Dichtern der ersten Glanzperiode unserer Litteratur. Parcival ist ein großartiges Kunstepos, das als letztes Ziel nicht die Schilderung der ritterlichen Kämpfe sich vorsetzt, sondern die Beschreibung davon, wie im Innern des Menschen Welt und Geist, Hochmut und Demut mit einander ringen. Für diese Darstellung des Heldenkampfes der Seele findet sich nur eine Parallele im ganzen Gebiet der Litteratur in Goethes Faust, aber während das psychologische Drama Goethes den Vorzug rascherer Handlung und größerer Formvollendung hat, schreitet das psychologische Epos Wolframs im ruhigen Bewußtsein seiner inneren Wahrheit, ja im vollen Bewußtsein von dem Sieg der christlichen Wahrheit einem befriedigenden Abschluß entgegen.

Parcival ist nach Vilmar das farbenreiche Erzeugnis eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte, Goethes Faust das Bild einer Zeit, welche suchte und nicht fand. Und warum

*) Vgl. den Aufsatz des Verf. über die Stellung der Bibel in der Litteratur in Hengst. Evang. Kirchenzeitung 1869.

hat diese Zeit nicht gefunden? Wir können nur antworten: weil sie nicht — wollte. Wir dürfen ja nur an jenen bekannten Ausspruch Lessings erinnern, wenn Gott ihm in der einen Hand das ewige Streben nach Wahrheit, in der andern die Wahrheit selbst anbieten würde, er würde antworten: o Gott, behalte du den Besitz der Wahrheit für dich selbst und laß mir das ewige Streben. Und dieses ewige nie zum Ziel kommende Streben erwählte sich Lessing deshalb, weil er, seinen so ernsten und aufrichtigen Durst nach Wahrheit nicht an den Quellen stillen wollte, die aus der göttlichen Offenbarung fließen, womit seine großartig bahnbrechende Bedeutung für die klassische Zeit unserer Litteratur nicht im mindesten angetastet werden soll.

Wie wenig edel erscheint das geschichtliche Christentum in Lessings Nathan dem Weisen, wo der christliche Glaube als ein längst überwundener, tief unter der wahren Vernunftreligion stehender Standpunkt erscheint. Eine weitere Probe religiöser Gleichgiltigkeit haben wir in jenem Schiller'schen Wort: Welche Religion ich bekenne? Keine von allen, die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion.*) Auch von Goethe werden wir später ähnliche Aussprüche vernehmen.

Und diese eiskalte Gleichgültigkeit gegen das Christentum ist leider Gemeingut in den weitesten Kreisen der Gebildeten unseres Volks geworden. Da ging man dann freilich weit über Lessing und Schiller hinaus, man hat den Glauben an Gott und Ewigkeit ganz weggeworfen, und dieser unter den Gebildeten herrschende Unglaube ist nun in der neuesten Zeit eine Haupttriebfeder für das Umsichgreifen der Sozialdemokratie geworden.

Die Thatsache, daß in weiten Kreisen der Gebildeten der Glaube an ein künftiges Gericht und die darauf folgende Seligkeit einerseits und Verdammnis andererseits erschüttert war, ist mehr und

*) Freilich finden sich bei Schiller auch viele Anklänge an das Christentum. Sein sittlicher Idealismus, der an die Willenskraft des Menschen die edelsten Forderungen stellt, hat mit dem Ringen nach Heiligung, wie sie das Christentum verlangt, viele Berührungspunkte, doch spielt bei Schiller der Tugendstolz eine bedeutende Rolle, während im Christentum die Demut die Wurzel aller Tugenden ist. Und trotz allen Tugendstolzes sagt derselbe Dichter wieder: Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in Einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich.

mehr in die sogenannten unteren Schichten des Volkes gedrungen. Sie sahen augenscheinlich vor sich, wie diese Gebildeten, da sie von ewigem Leben nichts mehr wollten, sich immer bequemer auf Erden einrichteten und die Genüsse des Lebens mit immer volleren Zügen einschlürften. Und nun kam die Frage: wenn es keine Ewigkeit giebt, wie gehts dann uns, die wir auf Erden keinen guten Tag haben? Daher das Verlangen, von dem Glück der Besitzenden so viel als möglich zu erhaschen und daher, nicht etwa bloß infolge theoretischer Irrtümer in volkswirtschaftlichen Fragen, das Umsichgreifen der Sozialdemokratie.

Die Frage, worin die Gleichgültigkeit und Feindschaft der neueren Dichterheroen gegen das Christentum ihren Grund hat, ist schon in der manchfachsten Weise beantwortet worden. Man hat auf den traurigen Stand der Theologie und des kirchlichen Lebens in der damaligen Zeit hingewiesen, da der dürre, stroherne Rationalismus dem aufs Höchste und Edelste gerichteten Streben der Dichter keine genügende Nahrung habe bieten können. Dieser Umstand erklärt zwar vieles aber nicht alles. Zunächst bleiben wir bei der Thatsache stehen. Auf derselben Seite wo der Vorzug unserer großen Dichter lag, war auch ihre Schwäche. Rückkehr zur Natur, zur reinen, ungekünstelten Natur im Gegensatz zu allem Formpedantismus und zu allen schnörkelhaften Auswüchsen der Zopfzeit — das war das Losungswort unserer großen Dichter, das war ihr großes Verdienst, daß sie die Rückkehr zur Natur durchführten, aber sie blieben nun auch ganz in der Natur stehen, nahmen die menschliche Natur mit all ihren Schwächen und Mängeln als ihr höchstes Ideal und fanden die Lehre des Evangeliums von der Verderbtheit der menschlichen Natur viel zu streng und schroff.

Ferne sei es von uns, den unsterblichen Ruhm, der der neuen Periode unserer deutschen Litteratur gebührt, im geringsten zu schmälern. Es kann nicht nachdrücklich genug betont werden, welch reiche Schätze geistigen Lebens in den Werken unserer großen Dichter erschlossen wurden, und wie unendlich viel ihre Werke zur Verfeinerung und Veredlung des Geschmacks und zur Weckung des Strebens nach allem Guten, Schönen und Edlen beigetragen haben. Welch reichen Gewinn auch die Kirche und

das geistliche Amt aus diesen Anregungen empfangen haben, sehen wir am besten dann, wann wir uns erinnern, welch unbegreifliche Geschmacklosigkeiten früher auf kirchlichem Gebiete wucherten. Dafür nur ein Beispiel. In einer alten Urkunde findet sich die Leichenpredigt, die der Pfarrer von Neidlingen der am 1. März 1666 gestorbenen Gattin des Obersten Widerhold, des Verteidigers der Feste Hohentwiel, dem die Stadt Kirchheim u. T. so unendlich viel verdankt, gehalten hat. Dabei war der Text Jonas 4,10: dich jammert des Kürbis, daran du nicht gearbeitet hast ꝛc. Der Prediger stellt die ganze Welt mit allen ihren Gütern, Reichtum, Gesundheit, Ehre und den Menschen selbst als einen Kürbis dar, welchen Titel er dann auf die Frau Obristin überträgt. Es heißt: „ein lieblicher Ehekürbis ist auch vom Herrn, und läßt Gott einen solchen Ehekürbis verdorren, so ist nicht zu jammern, denn Gott nimmt, was sein ist“ ꝛc. Derartige Geschmacklosigkeiten sind doch heute so viel wie unmöglich und ein bedeutendes Verdienst dabei dürfen wir dem Aufschwung des ganzen Volkslebens in der neueren Litteratur zuschreiben.

Aber alle diese Vorzüge der neueren Litteratur, deren wir noch viele namhaft machen könnten, dürfen uns nicht abhalten, ihre negative Stellung zum Christentum aufs tiefste zu bedauern. Eines namentlich können wir schlechterdings nie zugeben, was von manchen reichbegabten Verehrern unserer großen Dichter behauptet und von zahllosen gedankenlosen Schwätzern nachgesprochen wurde, daß Litteratur und Christentum an sich in einem unlösbaren Gegensatz zu einander stehen, daß die großen, auf den Höhen der Menschheit wandelnden Dichter, die als Fürsten im geistigen Leben dastehen, nur dann dem Drange ihres Genius freien Lauf lassen können, wenn sie durch das Christentum nicht gehemmt seien.

Schauen wir doch hin auf Shakespeare, den wenigstens Gervinus für den größten Dichter aller Zeiten und aller Völker erklärt, ihn, der beim Wiegenfeste der neuen deutschen Litteratur Pate stand, ihn, auf den Lessing und Goethe als den Meister der Naturwahrheit hinwiesen, und bei dem alle unsere Dichter in die Schule gingen, um von der Pedanterie des hohlen französischen Formelwesens frei zu werden. Seine Dramen stehen alle im schönsten Einklang mit allen Wahrheiten des geschichtlichen Christent-

tums*), und es dürfte sich deshalb empfehlen, zuerst ein Bild von dem harmonischen Verhältnis zwischen Christentum und Litteratur, wie wir es in Shakespeare vor uns haben, darzustellen, um nachher den Gegensatz gegen die christliche Wahrheit, wie er sich in Goethe anbahnt und im jungen Deutschland vollendet, uns vorzuhalten.

II. Shakespeare.

Shakespeare hatte nicht viele Veranlassung, christliche Glaubenssätze oder kirchliche Gebräuche zu erwähnen, aber wo er es thut, geschieht es mit so tiefer Pietät und Ehrfurcht, daß wir deutlich sehen: er hat sämtliche Heilswahrheiten, welche die Kirche lehrt, mit kindlichem Glauben angenommen, und dieser kindliche Glaube ist als bedeutendes Moment für seine in sich so harmonische Geistesrichtung anzusehen.

Hinweisungen auf die Allmacht, Gerechtigkeit und Gnade eines persönlichen Gottes sind in seinen Dramen sehr häufig. Die Pflicht des Gebetes und der Segen desselben wird vielfach betont. Richmond sagt (Richard III, Akt 5, Sz. 3): „Gott und die gute Sache ficht für uns, Gebete Heiliger und gekränkter Seelen, wie hohe Schanzen stehn vor unserem Antlitz". Von Christus redet Shakespeare als von jenem furchtbaren König, der auf sich den Stand der Menschen nahm, uns zu befreien von dem ergrimmten Fluch des Vaters (Heinrich VI., II. Teil, Akt 3, Sz. 2). Aber dann redet er auch wie in Richard III., Akt 1, Sz. 4 von der Erlösung durch Christi teueres Blut für uns vergossen. Daß er die Bibel als „das Buch Gottes" (Heinrich VI., II. Teil, Akt 2, Sz. 3) und als das heilige Buch bezeichnet (Othello Akt 3, Sz. 3), tritt leider in der deutschen Übersetzung nicht so deutlich hervor.

Besonders häufig sind die christlichen Anklänge in seinem berühmtesten Drama „Hamlet". Der Geist von Hamlets Vater klagt (Akt I, Sz. 5) nicht sowohl darüber, daß er von seinem Bruder ermordet worden sei, sondern besonders, daß er unvorbereitet sterben mußte.

So ward ich schlafend und durch Bruderhand
Beschnellt um Leben, Krone und Gemahl,

*) Vergl. den Vortrag des Verf. über die sittlichen Grundwahrheiten von Shakespears Hamlet in den Ergänzungsblättern der allg. luth. Kirch.-Ztg. 1879 Nr. 8.

In meiner Sünden Blüte hingerafft,
Ungebeichtet, ohne Nachtmahl, ohne Ölung,
Die Rechnung nicht geschlossen, ins Gericht
Mit aller Schuld auf meinem Haupt gesandt.

Man lese ferner die Schilderung, die dieser Geist von seinem Kerker entwirft, und man wird sich überzeugen, wie entschieden Shakespeare an die Wirklichkeit der höllischen Verdammnis glaubt. Wie erschütternd ist sodann die Schilderung von der Macht des Gewissens (Akt 3, Sz. 2), indem König Claudius, Hamlets Onkel und Mörder seines Vaters, in dem Augenblick, da dem König im Schauspiel das Gift in die Ohren geträufelt wird, die Stimme vernimmt: „Du bist der Mann" und wie nun er, der ruchlose Bösewicht, der „immer hatte lächeln können und dabei ein Bösewicht bleiben", entsetzt auffährt und hinwegeilt.

Wie zeigt sich die Wirkung dieser Gewissensregung in den darauf folgenden Monologen des Königs, wie gewaltig zeigt sich wieder die Macht des Gewissens in der Wirkung, die Hamlets Strafpredigt im III. Akt, Sz. 4 seiner eigenen Mutter hält. Wenn wir alle diese ernsten, vom Geist der strengsten Frömmigkeit getragenen Worte im Zusammenhang lesen, so äußern sie eine Wirkung, ähnlich der eindringlichsten Predigt.

Derselbe tiefe, sittliche Ernst, der auf dem Grunde echter Religiosität ruht, durchweht auch dasjenige Drama Shakespeares, welches wir jetzt näher ins Auge fassen wollen,

M a c b e t h.

Dieses Drama gilt nächst Hamlet für das berühmteste seiner Werke. Die ersten Dichter, namentlich Goethe selbst, haben Erklärungen dazu geschrieben, Schiller hat es umgearbeitet, besonders eingehend und meisterhaft ist die Darstellung der Grundgedanken desselben bei Gervinus, und doch möchten wir sagen: den tiefsten Schlüssel zum Verständnis haben diese Meister der Dichtkunst alle nicht gefunden, weil sie für die christlichen Wahrheiten, die zu Grunde liegen, kein offenes Auge hatten.

Shakespeares „Macbeth" ist das Urbild eines echten Trauerspiels im antiken Sinn. Antik an dem Helden ist, daß die ὕβρις (Hochmut) im griechischen Sinn, die Auflehnung des Individuums gegen die Gesamtheit, die Empörung eines elenden, schwachen Menschen

gegen die Grundgesetze der Menschheit und besonders gegen Gottes Ordnung in ihr zur Erscheinung kommt. Macbeths maßlose Selbstüberhebung ist die Ursache seines Untergangs, dieser Gegenstand aber ist nun in der edelsten schönsten Weise auf das christliche Gebiet übertragen.

Die Handlung des Stücks ist folgende: Macbeth tritt auf als tapferer Feldherr, den der furchtbarste Angriff der Feinde so wenig schreckt wie der Spatz den Adler oder der Hase den Löwen. Zugleich ist er vom Glück im höchsten Grad begünstigt, er heißt Bellonas Bräutigam. Nun begrüßen ihn die Hexen als Than von Glamis, Than von Cawdor und als König. Than von Glamis ist er eben geworden, kaum aber sind die Hexen verschwunden, so kommt die Nachricht, daß König Dunkan ihn zum Dank für seine großen Kriegsthaten zum Than von Cawdor ernannt hat. Die erste Weissagung der Hexen ist eingetroffen und nach längerem Kampf regt sich in seiner Seele der Wunsch, sich des Königtums zu bemächtigen. Der schwache Funke dieses Wunsches wird von seiner ehrgeizigen Gattin zur höchsten Glut der Leidenschaft angefacht.

Den sanften, liebenswürdigen Fürsten, der ihn mit Ehrenbezeugungen überhäuft, der ihn eben jetzt dadurch aufs höchste ehrte, daß er unter seinem gastlichen Dach einkehrte, der vor dem Schlafengehen reiche Geschenke an die Dienerschaft verteilt und seiner Gattin einen prachtvollen Diamanten verehrt hat, diesen König mordet er im Schlaf, er tötet zugleich 2 Diener, die vor dem Schlafzimmer Dunkans die Wache halten, um den Verdacht der That auf sie zu lenken. Bald hat er seinen und seiner Gattin Wunsch erreicht, die königliche Würde wird ihm übertragen. Es ist dies um so leichter möglich, da er zugleich in schlauer Weise den Verdacht der moralischen Mitschuld am Morde auf die zwei entflohenen Söhne Dunkans gelenkt hat.

Aber nicht einen einzigen Augenblick kann er sich der neuen Würde erfreuen. Zuerst ist er erfüllt von Furcht vor denen, die von dem Hexenspruch etwas wissen, namentlich vor seinem intimsten Freunde Banquo. Sofort läßt er auch diesen töten, während dessen Sohn den Mördern entrinnt. Es wird ein Gastmahl veranstaltet, wo alle Großen des Reichs sich um den neuen König scharen, aber in dem Augenblick, da er nun seine ganze königliche Pracht ent-

falten will, sieht er den Geist des ermordeten Banquo an dem für ihn bestimmten Platze sitzen, er giebt sich zwar alle Mühe, der Spukerscheinung zu trotzen, aber die Freude des Festes ist völlig gestört. Je weniger er die innere Ruhe und das Glück findet, das er gehofft hatte, um so mehr übersteigt seine Wut nach außen alle Grenzen, so daß er sogar die Gattin und Kinder des Lord Macduff, dessen Flucht nach England ihn beunruhigt, hinschlachten läßt.

In seiner Angst wendet er sich wieder an die Hexen, die ihm weissagen: keiner jemals, den ein Weib gebar, wird Macbeth schaden, und Macbeth ist sicher, bis der Birnamwald empor Dunsinans Hügel wallt. Dies beruhigt ihn, aber doch findet er den rechten inneren Frieden nicht, zumal nun Macduff mit dem Sohne des gemordeten Königs Malkolm gegen ihn zu Felde zieht. Auf einmal kommt der Wächter und meldet, der Birnamwald bewege sich gegen Dunsinan. Macbeth schlägt zwar den Wächter und zeigt damit dieselbe blinde Wut, wie die Franzosen im Jahr 1870, als sie die Zeitungsknaben, die die deutschen Siege verkündigten, durchprügelten. Aber die Nachricht bestätigt sich, die Soldaten ziehen, jeder einen frischen Zweig vor sich haltend, gegen das Schloß. Noch tritt er im Zweikampf dem Macduff trotzig entgegen mit dem Pochen darauf, daß keiner, den ein Weib gebar, ihm schaden könne. Wie aber Macduff ihm erzählt, er sei aus seiner Mutter Leib geschnitten worden, da ist sein Trotz gebrochen und endlich wird der Unmensch Macbeth von Macduff erschlagen.

Am interessantesten ist eine Vergleichung dieses Dramas mit Hamlet, ohne allen Zweifel war der gewaltige Gegensatz zwischen den beiderseitigen Helden vom Dichter selbst beabsichtigt. Schon Goethe wies darauf hin, wie in Macbeth die sinnliche Stärke vorhanden sei, die bei Hamlet fehle. Und Gervinus ergeht sich in den interessantesten Bemerkungen über den Gegensatz zwischen dem langsamen Gang der Handlung in Hamlet und dem raschen Zug der Entwicklung in Macbeth, zwischen dem Halbdunkel dort und dem scharfen Lichte einerseits wie den dunklen Tönen andererseits hier, ferner zwischen dem schleichenden Fieber der Leidenschaften dort und der heftigen Bewegung hier, wo die Leidenschaften ähnlich wie in König Lear bis an die Grenze der stärksten menschlichen Natur getrieben seien.

Das alles ist richtig und treffend. Hamlet handelt nicht, wo er die Pflicht hat zu handeln, Macbeth handelt gegen die Stimme der Pflicht. Hamlet hat nicht nur als Sohn die heilige Aufgabe, den gemordeten Vater an dem Onkel, dem Mörder, zu rächen, er ist auch, weil sein Oheim Usurpator ist, der rechtmäßige Thronerbe, und doch kann er sich weder zum Vollzug des Racheakts, noch zur Erkämpfung des ihm gebührenden königlichen Thrones entschließen. Macbeth ist glücklich als Vasall, aber dieses Glück genügt ihm nicht, er strebt nach der Krone, die ihm nicht gebührt, und schreitet in der Verfolgung dieses Zweckes von einer ruchlosen That zur andern fort.

Und doch ist es sehr wichtig, zu beobachten, wie diese Bemerkungen alle noch nicht den tiefsten Gegensatz treffen, dieser stellt sich uns erst dann dar, wenn wir die beiden Helden vom Standpunkt der christlichen Sittenlehre aus betrachten. Hamlet kann sich zum Mord nicht entschließen, weil die Stimme des Gewissens stärker in ihm ist, Macbeth hört auf die Stimme des Gewissens, die ursprünglich noch deutlich geredet hatte, nicht mehr von dem Augenblicke an, da der Ehrgeiz sich stärker in ihm regt.

Dieser Gegensatz legt sich am deutlichsten dar, wenn wir die entscheidenden Monologe in beiden Dramen mit einander vergleichen. Derjenige in Hamlet lautet (III. Akt, I. Sz.):

Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage:
Ob's edler im Gemüt, die Pfeil' und Schleudern
Des wütenden Geschicks erdulden, oder
Sich waffnend gegen eine See von Plagen,
Durch Widerstand sie enden. Sterben, schlafen,
Nichts weiter! und zu wissen, daß ein Schlaf
Das Herzweh und die tausend Stöße endet,
Die unsers Fleisches Erbteil: 's ist ein Ziel
Aufs innigste zu wünschen. Sterben, schlafen,
Schlafen. Vielleicht auch träumen! Ja, da liegt's:
Was in dem Schlaf für Träume kommen mögen,
Wenn wir den Drang des Ird'schen abgeschüttelt,
Das zwingt uns stillzustehen. Das ist die Rücksicht,
Die Elend läßt zu hohen Jahren kommen.
Denn wer ertrüg der Zeiten Spott und Geisel,
Des Mächt'gen Druck, des Stolzen Mißhandlungen,
Verschmähter Liebe Pein, des Rechtes Aufschub,

Den Übermut der Ämter und die Schmach,
Die Unwert schweigenden Verdienst erweist,
Wenn er sich selbst in Ruhstand setzen könnte
Mit einer Nadel blos? Wer trüge Lasten
Und stöhnt' und schwitzte unter Lebensmüh'?
Nur daß die Furcht vor etwas nach dem Tod,
Das unentdeckte Land, von des Bezirk
Kein Wandrer wiederkehrt, den Willen irrt,
Daß wir die Übel, die wir haben, lieber
Ertragen als zu unbekannten flieh'n.
So macht Gewissen Feige aus uns allen;
Der angebornen Farbe der Entschließung
Wird des Gedankens Blässe angekränkelt;
Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
Verlieren so der Handlung Namen.

Hiemit vergleichen wir den Monolog von Macbeth (I. Akt, 7. Sz.):

Wär's abgethan, wenn es gethan, dann wär's
Am besten schnell gethan, wenn die Ermordung
Ins Garn die Folgen spinnen und das Glück
Mit seinem Tode fischen könnte; daß
Nur dieser Streich das Eins und Alles hier,
Nur hier, auf dieser Erdenscholle wäre:
So gilt mir nichts das Jenseits. Aber so
Fällt hier der Richtspruch immer, und wir lehren
Nur blut'ge Wahrheit, die, wenn sie gelehrt,
Zurückspringt dann zu des Erfinders Plage,
Und die gleichwägende Gerechtigkeit
Setzt uns den Becher an die eig'nen Lippen,
Den wir vergiftet.
Er stehet doppelt hier in heil'ger Hut,
Sofern sein Vetter ich und sein Vasall, —
Stark beides wider diese That — und dann,
Sofern sein Wirt, der seinem Mörder wehren,
Nicht selbst das Messer tragen sollte. Auch
Trug dieser Duncan seine Macht so sanft
Und war so rein in seinem großen Amt,
Daß seine Tugenden wie Engel mit
Posaunenzunge für ihn zeugen werden,
Wie tief verrucht war, wer ihn weggeräumt.
Ich habe nichts, zu spornen meinen Vorsatz,
Als Ehrgeiz, der sich in den Sattel schwingt,
Sich überschlägt und jenseits niederfällt.

Aufs ergreifendste sind hier zwei Charaktere neben einander hingestellt. Hamlet läßt sich bloß vom Gedanken an das unentdeckte Land drüben leiten, Macbeth, der bisher eine zwar rohe und unkultivierte, aber religiös angelegte Art gezeigt hatte, erklärt frei und frank: wenn diese Mordthat mir Glück auf Erden macht, so gilt mir nichts das Jenseits. Nun stellt er sich alle die heiligen Pflichten, die er als Vasall, Vetter und als Gastwirt hat, vor Augen, er sagt sich selbst, daß, wenn er sich in den Sattel des Ehrgeizes schwingt, er sich überschlägt und jenseits niederfällt. Dennoch kann er dem Ehrgeiz nicht widerstehen. Diese Leidenschaft ist schon vorher so mächtig in ihm, daß wie die Hexen ihn als König begrüßen, sein Herz gegen die Stimme der Natur gewaltig an die Rippen pocht. Zwar ist noch immer ein Kampf in seiner Seele, das Gewissen regt sich und er erklärt seiner Gattin: wir wollen nicht weiter gehen in dieser Sache, bis diese ihm Feigheit vorwirft. Das kann er nicht ertragen und von jetzt an ist er das vollendete Scheusal.

Diese ganze Schilderung der Entwicklung einer Sünde von den kleinsten Anfängen bis zu immer schauerlicherer Gewalt übt eine Wirkung ganz ähnlich wenn nicht stärker wie die eindringlichste Predigt. Dasselbe finden wir ja auch sonst so manchmal bei Shakespeare. Wie bei Macbeth die Entwicklung des Ehrgeizes eigentlich das Thema ist, so ist es in Othello die Eifersucht und im König Lear der Zorn.

Gegenüber der Thorheit aller derer, die im Pochen auf ihre sittliche Freiheit mit der Sünde spielen und immer meinen, auch nachher noch freie Hand zu behalten, sehen wir an Macbeth in der ergreifendsten Weise, wie Gott den Menschen durch das Gewissen einmal, zweimal warnt, wie derselbe aber dann, wenn er nur einmal der Sünde nachgiebt, ganz ihr Sklave wird. Und wie ganz aus der Erfahrung ist der weitere Zug, daß der anfangs so gewissenhafte Macbeth bald der abscheulichste Mensch wird, gerade wie die Erfahrung zeigt, daß edel angelegte Naturen, z. B. Kinder frommer Eltern, wenn sie einmal den Pfad der Tugend verlassen, viel tiefer als andere, die nie edlere Regungen gekannt haben, in den Schmutz der Sünde fallen.

In der großartigsten Weise ist ferner beschrieben, wie alle

Versuche Macbeths und seiner Gattin, die Stimme des Gewissens zu betäuben, völlig vergeblich sind. Wie er seiner Frau erzählt, daß er die zwei Diener des Königs gemordet habe, und daß beide aus ihrem tiefen Betäubungsschlaf auffuhren, ehe sie in den Todesschlaf hinsanken, sagt er mit tiefer Wehmut: Ich konnte nicht Amen zu ihrem: Gott schütz uns, sprechen. Und dann, als alle Großen um ihn versammelt, sieht er den Geist des ermordeten Banquo, wird also in der gewaltigsten Weise an das Jenseits erinnert, um welches er sich hatte nichts kümmern wollen. Daß Mörder die Geister der Gemordeten sehen, ist schon oft vorgekommen, und auch darin, so viel Krankhaftes dabei sein mag, liegt eine Mahnung des Gewissens.

Lady Macbeth hat es zwar so weit gebracht, daß sie im wachen Zustande von dieser mahnenden Stimme nicht mehr behelligt wird, aber ihre Worte in der ergreifenden, berühmten Nachtwandelszene zeigen, daß sie um so mehr im Schlaf Unruhe hat, und wie ergreifend weiß nun hier der Dichter, indem er nach seiner Art mit wenigen Pinselstrichen die tiefsinnigsten Gemälde entrollt, darzustellen, daß eine blutbefleckte Hand mit allem Waschen und Reiben nicht rein gemacht werden kann. Sehr schön ist auch noch der kleine Zug, indem der Arzt erklärt: hier frommt mehr ein Priester als ein Arzt. Kurz mit einem Wort: die Sünde wird bei Shakespeare immer beim rechten Namen genannt; wie die Sünde der Leute Verderben ist, wird in den ergreifendsten, großartigsten Bildern gezeigt, und wahrlich auch das feinste ästhetische Urteil kann nicht behaupten, daß die künstlerische Wirkung der Dichtung darunter notleide.

III. Goethe.

Wenn wir zu Goethe übergehen, so finden sich wohl auf der einen Seite vereinzelte Stimmen, die es kaum begreifen können, warum bei einem solchen „Heiden“ überhaupt die Frage nach der Stellung zum Christentum erhoben werde, auf der andern Seite aber ist die Zahl derer, die bei einem solchen großartigen Genius alle und jede Kritik, auch die vom christlichen Standpunkt aus für unzulässig erklären, viel größer.

Wahrlich der Strahlenkranz des Ruhms, der Goethes Haupt umgibt, wird nie geschmälert werden, auch Vilmar reicht ihm

die Palme zunächst unter allen Dichtern, die je in unserem deutschen Vaterlande gelebt haben. Er sagt in einer besonders schönen Stelle: alles Bewußte, Gemachte, Künstliche, wovon die vergangenen Dichterzeiten beherrscht waren, ist bei ihm verschwunden, das Genie ist Wirklichkeit geworden. Diejenigen Eigenschaften, die den Genius kennzeichnen, die unmittelbare Wahrheit und Wärme des Gefühls, die von klarem Seelenfrieden umschlossen, die freie und rasche Bewegung, die von der großartigsten inneren Ruhe beherrscht wird, dieses tiefe Hineintauchen des eigenen Selbst in den Gegenstand, um denselben im Augenblick wieder zurückzunehmen in das Selbst und ihn nach sicheren Formen zu gestalten, diese weiche und bildsame Objektivität und diese energische, selbstbewußte Subjektivität, diese Fähigkeit, im Besiegtwerden zu siegen, dieser Genuß und Entsagung in Einem Akt, diese Eigenschaften sind es, die unserem Goethe verliehen waren, und welche Schiller in dem Gedicht „Das Ideal und das Leben" verherrlicht hat.

Freilich hat die Bewunderung von Goethes Genialität schon bei seinen Lebzeiten solche Ausdehnung angenommen, daß die ihm dargebrachten Huldigungen weit über das sonst gegenüber von Menschen übliche Maß hinaus gingen. Sogar der um 16 Jahre ältere Wieland verlor sich, wie er selbst erzählt, einmal in der Zeit der ersten Bekanntschaft mit Goethe ganz in seine Hoheit und Erhabenheit, und in einer Stunde, da er ihn in seiner ganzen Herrlichkeit erkannte, fiel er vor ihm nieder und betete ihn an! Und dieser Goethekultus hat in der neueren Zeit mit der Steigerung des Kultus des Genius überhaupt eine Ausdehnung angenommen, die uns zum mindesten zeigt, daß es in weiten Kreisen unseres Volkes als das größte Unrecht angesehen wird, auch nur ein Wort der Kritik über den großen Meister zu äußern. Vor einiger Zeit ist von O. Harnack eine Schrift erschienen: Goethe in der Epoche seiner Vollendung. Hier wird das ungeheuere Anwachsen der Goethe-Litteratur mit der größten Freude begrüßt und der Dichter erscheint als der vollkommene, über alle anderen Menschen erhabene Weise, von dem jedes Wort unendlichen Wert habe.

Und doch schon die Kunst selbst kann, wenn sie in den rechten Bahnen wandelt, keinen Meister anerkennen, vor dem jede Kritik schweigen müsse. Auch das ästhetische Gefühl, so sehr es gewisse

Regeln hat, ist doch auf der andern Seite vom Geschmack abhängig und da wird es wohl immer wieder manche geben, die von der marmorkalten Art Goethes abgestoßen werden und sich mehr hingezogen fühlen zu dem idealen Schiller, der in jedes Wort sein ganzes für alles Edle vor Begeisterung erglühende Herz hineinlegt und der vielleicht den Namen eines Lieblings des deutschen Volkes noch mehr verdient als Goethe. Treffend hat dieses Verhältnis der beiden Heroen der Dichtkunst Em. Geibel ausgedrückt in dem zuerst auf Goethe und dann auf Schiller sich beziehenden Distichon. „Schön ists, wenn das Gedicht uns reizvoll in sich hineinzieht, daß der bezauberte Sinn drüber des Dichters vergißt. Aber den Pulsschlag auch der begeisterten Brust zu empfinden, welcher das Werk durchbebt, ist ein erhabener Genuß."

Insbesondere muß uns als Christen über der erhabensten menschlichen Größe das Evangelium dessen stehen, der sich selbst aufs tiefste erniedrigt hat und in unser Elend hernieder gestiegen ist, um uns zur wahren, vollkommenen, göttlichen Größe emporzuführen.

Und vom Standpunkte dieses Evangeliums können wir eines nie billigen, nämlich das sittliche Leben Goethes. Viele Kinder unserer Zeit bewundern ihn freilich nicht etwa bloß trotz, sondern teilweise *wegen* seiner vielen Liebschaften, und sie folgen darin dem Beispiel der alten Griechen, welche alle Gebrechen und Sünden ihrer Götter sich gerne gefallen ließen, weil sie es selbst nicht anders trieben und nun alle ihre Sünden durch das Beispiel der Götter entschuldigt fanden.

Wenn ferner das Selbstmordfieber, das durch „die Leiden des jungen Werther" hervorgerufen wurde, auch in den besten Litteraturgeschichten nur vorübergehend erwähnt wird, ohne daß ein Wort des Tadels einflöße, so müssen wir doch fragen: trifft in einem solchen Falle den Dichter keine Schuld? Wenn er selbst von der krankhaften Empfindsamkeit, die er mit der Zeit geteilt hatte und die ihm einige Zeit lang innere Pein verursachte, dadurch völlig frei wurde, daß er sie in jener Schrift litterarisch „objektivierte" und sie, wie er sie künstlerisch gestaltete, so auch thatsächlich von sich weggab, so mag dies als Beweis eines

ungewöhnlich künstlerisch angelegten Wesens gelten, aber der Vorwurf bleibt stehen, daß er den Selbstmord idealisiert und indem er damit, so viel uns bekannt, eine neue Bahn betrat, zu der ungeheueren Zunahme des Selbstmords in der neuesten Zeit viel beigetragen hat.

Die tiefere Wurzel aller dieser Mängel liegt in Goethes persönlicher Stellung zum Christentum, von welcher wir jetzt eingehender reden wollen. Mehrere hervorragende Professoren der Theologie haben diese Frage einer eingehenden Prüfung unterzogen, Professor Landerer in Tübingen in einem Artikel in Schmids pädagogischer Encyklopädie „Goethes Lektüre" und Professor van Oosterzee in Utrecht in einem Vortrag über „Goethes Stellung zum Christentum" in den Jahrbüchern für deutsche Theologie 1857.

Bei dem großen Streit der Meinungen über diesen Gegenstand kann es sich weder darum handeln, Goethe zu tadeln noch zu entschuldigen, sondern nur ihn zu verstehen, und in dieser Hinsicht finden wir in seiner inneren Stellung zum Christentum drei Perioden, die erste bis zum Jahr 1786, die Zeit relativer, aber allmählich abnehmender Sympathie für das Christentum, die zweite 1786—1805 eine Zeit offenen Hasses und tiefer Verachtung und 1805 bis zum Schluß seines Lebens: die Zeit ruhiger Betrachtung und teilweiser Würdigung des Christentums.

So gewiß das johanneische Wort ist, daß Jesus Christus das wahrhaftige Licht ist, welches alle Menschen erleuchtet, die in diese Welt kommen, so nahe liegt die Erwartung, daß auch ein so reich begabter Geist wie Goethe von den Strahlen dieses Lichtes erleuchtet worden sei. Er selbst erzählt in seinem unnachahmlichen Stil, wie er als Knabe sein kindliches Morgengebet täglich mit gefalteten Händen und gebogenen Knieen verrichtete. Unter den Freundinnen seiner Mutter findet er Frauen mit warmem, religiösem Gefühl, wie Fräulein von Klettenberg, welcher er in den „Bekenntnissen einer schönen Seele" ein so köstliches Denkmal gestiftet hat. Frühe lernt er hebräisch und zeigt eine beständig steigende Teilnahme für den geschichtlichen Inhalt des Alten Testaments. Er erlangt klare Vorstellung vom heiligen Land und gewinnt Sympathieen für die erzväterliche Zeit. Die Geschichte Josephs reizt ihn zu einem dichter-

ischen Versuch; kaum 14 Jahre alt verfertigt er eine Sammlung geistlicher Lieder.

Auf der Hochschule in Leipzig lernt er zwar das Studentenleben auch in seinen ausgelassenen Formen mit vollen Zügen kennen, aber daneben trägt er im Herzen die tiefste Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, wie er selbst über diese Zeit sagt: ich für meinen Teil hatte die Bibel lieb und wert, denn fast ihr allein war ich meine ganze sittliche Bildung schuldig. Die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich mir aufs tiefste eingeprägt. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttischen Angriffe. In Stunden der Krankheit findet der 19jährige Goethe die reichste Aufrichtung und Erquickung im Lesen der Evangelien.

Aufs innigste fühlt er sich zum Grafen Zinzendorf hingezogen und ganz wenig fehlte, er wäre ein Mitglied der Brüdergemeinde geworden.

In Straßburg nimmt er sich, obwohl selbst voll Lebenslust, doch an öffentlicher Tafel des schüchternen Jung Stilling an und legt für den kindlich frommen, um 8 Jahre älteren Mann eine Sympathie an den Tag, die dieser seinerseits erwiedert. Im Jahr 1770 schreibt er an seine mütterliche Freundin Frl. v. Klettenberg im Blick auf seinen nahen Geburtstag: Betet für mich, daß alles werde wie es werden soll. Aufs wärmste fühlt er sich namentlich von Lavater angesprochen, von welchem er sagt: solche Wahrheit, Glaube, Liebe, Geduld und Stärke, Weisheit und Güte, Mannigfaltigkeit und Ruhe ist weder in Israel noch unter den Heiden zu finden. Er nennt ihn den besten, größten, weisesten, innigsten aller sterblichen und unsterblichen Menschen. Gegen die Spöttereien eines Voltaire äußerte er zu gleicher Zeit das tiefste Mißfallen.

Wie kommt es, fragen wir, daß Goethe doch später so weit vom Christentum abkam? Einen Grund sehen wir zunächst darin, daß alle diese christlichen Eindrücke sich überwiegend auf dem Gebiet des Gefühlslebens bewegten. Er wird zur heiligen Schrift und zu frommen Persönlichkeiten hingezogen, wenn sein ästhetisches Gefühl angenehm berührt wird, aber zu tieferer christlicher Erkenntnis und namentlich zu christlichen Grundsätzen kommt es nicht. Wo

es sich darum handelt, die Triebe des Fleisches zu zügeln und der Sinnlichkeit zu entsagen, ist das Christentum nicht willkommen.

Er selbst erzählt auch manches aus seiner Kindheit, das schon damals auf eine kritische Stellung zum Christentum hinweist. Im sechsten Jahre bekommt der frühreife Knabe auf die Frage, wie das namenlose Unglück, das das Erdbeben in Lissabon im Gefolge hatte, sich mit der Weisheit und Liebe Gottes reimen lasse, keine Antwort, die ihn befriedigt hätte. So günstig auch die Verhältnisse im Goetheschen Haus in Frankfurt waren, so war es doch keine eigentlich christliche Luft, die er atmete. Seine Mutter, die den größten Einfluß auf ihn übte, war eine durch Verstand, Kunstsinn und Phantasie hervorragende Frau, aber zugleich eine Weltdame.

Auch in der evangelischen Kirche pulsierte kein frisches, christliches Leben. Den ersten Religionsunterricht, den er erhielt, beschreibt er als trockene Moral, beim Konfirmandenunterricht war die Hauptsache das mechanische Auswendiglernen des Katechismus mit den wichtigsten Beweisstellen. Wie er merkt, daß auch bei der der Konfirmation vorhergehenden Prüfung nichts anderes verlangt wird, entlehnt er von einem Mitschüler eine Abschrift der Beweisstellen und liest sie, während er sie im Hut verborgen hat, ab. Bei der der ersten Abendmahlsfeier vorhergehenden Privatbeichte hat er sich ein wirklich aufrichtiges Sündenbekenntnis, welches einen tieferen Einblick in sein inneres Leben gewähren würde, vorgenommen, wie er aber dem geheimnisvollen Beichtstuhle sich nähert, sind alle tieferen Regungen verschwunden, er sagt die nächste beste Beichtformel, der er sich erinnert, auswendig her, bekommt Absolution und geht zum Tisch des Herrn. „Ich betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer solchen heiligen Handlung geziemt"; das war der ganze Erfolg.

Demnach finden wir schon in der ersten Periode Goethes neben der Sympathie für das Christentum eine zunehmende Erkaltung gegen dasselbe. Für Goethe hat das Gute Bedeutung und Wert, sofern es Naturprodukt ist; gut ist ihm die lebenskräftige, aber maßhaltende Menschlichkeit des Thuns. Aber Goethe will nichts wissen vom Sittlichen, sofern es sich zur Natur in den Gegensatz stellt, sofern es eine Verleugnung seiner selbst und eine Aufopferung der schönsten Güter des Diesseits fordert und damit eine Störung

des ungehemmten, behaglichen Flusses des Lebens im Gefolge hat. Sittlicher Kampf wird von ihm höchstens anerkannt, wenn die damit verbundene Kraftanstrengung ein ästhetisches Wohlgefallen erzeugt. Die christliche Lehre von dem tiefen sittlichen Verderben der menschlichen Natur, gegen welches an sich anzukämpfen Pflicht sei, stieß ihn zurück.

Und als er in dieser inneren geistigen Richtung angelangt war, geriet er in das Studium Spinozas, des scharfsinnigsten Gegners des Christentums. Die Ruhe, die über dem ganzen System dieses Philosophen zu schweben scheint, wirkte im Gegensatz gegen die „Sturm- und Drangperiode", in der sich die ganze deutsche Litteratur und Goethe selbst damals bewegte, wohlthuend auf sein Gemüt, und so wird er in der Schule des Pantheismus der vollendete Heide, als welcher er in der zweiten Periode seines Lebens 1786 bis 1805 vor uns dasteht.

Im Jahr 1786 trat Goethe zum erstenmal die Reise nach Italien an; in den unermeßlichen Kunstschätzen, die sich ihm hier öffneten, ging ihm eine neue Welt auf und er sagt selbst, daß mit dem mehr und mehr entwickelten Kunstsinn auch in seinem sittlichen Charakter eine große Veränderung vorgegangen sei. Ja er sagt einmal, nicht bloß die Schwaben werden erst im 40. Jahre gescheit, aber wie sehr möchten wir wünschen, daß die innere Fortentwicklung in Goethe sich nicht so sehr in der Richtung des Heidentums bewegt hätte. Er selbst hat es mit voller Klarheit des Bewußtseins ausgesprochen, daß er mit einem wahrhaft julianischen Haß gegen das Christentum von Rom zurückgekehrt sei. Die beklagenswerten blasphemischen Epigramme, in welchen er diesem Haß Ausdruck giebt, mögen in seinen Schriften nachgelesen werden, in unserem Zusammenhang bleiben sie besser weg. Das einzig Gute ist noch, daß diese Epigramme mit der sonstigen so feinen und maßhaltenden Art Goethes im grellsten Widerspruch stehen.

Am wehmütigsten berührt uns die völlige innere Umwandlung in der Stellung des Dichters zum Christentum, wenn wir sein Verhältnis zu Lavater, in dessen Person ihm dasselbe verkörpert gegenüber trat, ins Auge fassen. Man vergegenwärtige sich seine feurige Begeisterung für diesen seinen edelsten und besten Freund, wie wir sie mit seinen Worten oben schilderten, und wir staunen

darüber, wie er jetzt von ihm redet. Während er 1774 wenigstens scherzend über sein Zusammensein mit Lavater und Basedow die allbekannten Worte geschrieben hatte: Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitte, schreibt er 1793 von Weimar aus: Von Lavaters Zug nach dem Norden habe ich gehört, er hat auch in Weimar spioniert, unser entschiedenes Heidentum hat ihn aber bald verscheucht. Die Welt ist groß genug, laß ihn ziehen. Wo diese Brut hinkommt, kann man's immer gleich merken. Auf Macht, Rang, Geld, Einfluß ist alles gemünzt.

Während er noch 1779 das Zusammensein mit Lavater als den Glanzpunkt seiner Reise in die Schweiz bezeichnet hatte, als die Weide am Himmelsbrot, die er noch lange später spüren werde, kann er jetzt mehrmals durch Zürich reisen, ohne sein Haus zu berühren, und wenn Lavater ihn aufsucht im Gasthof, so weist er ihn ab, ja er bringt es fertig, über einen Mann, den er früher als den Meister aller Tugenden bezeichnet hatte, die Worte zu schreiben: Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf, denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

So sehr auch mit Goethe bei dieser Stimmung gegen das Christentum eine innere Umwandlung vor sich gegangen ist, so wäre dieselbe doch nicht möglich gewesen, wenn nicht so manches in seiner ganzen Individualität gewesen wäre, das darauf hinführte. Infolge der Bewunderung, die ihm schon in jungen Jahren von allen Seiten entgegengebracht wurde, gewöhnte er sich mehr und mehr daran, daß alles an ihm emporschaute und er auf alle anderen heruntersehen konnte, so daß er gar nie Veranlassung hatte, sich unter irgend jemand zu beugen. Derartige Erfahrungen sind der Entwicklung der edelsten, christlichen Tugenden, der Demut, der Liebe und Hingebung, nicht eben günstig.

Geduld im Leiden lernte er nicht, weil er weder von körperlichen Gebrechen, noch sonst von Leiden viel wußte. Er war ein Bild männlicher Schönheit, sein körperlicher Organismus war von so urwüchsiger Kraft und Gesundheit, daß Hitze und Kälte ihm gleichgültig waren. Tagelang im Sattel zu bleiben oder die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, war ihm ein Kinderspiel. Von Nahrungssorgen wußte er nie das geringste und konnte ungestört von einem Genuß zum andern eilen und so ging er durchs

Leben als ein auserlesenes Schoßkind des Glückes, an dem alle Pfeile des Ungeschickes, von denen andere so vielfach getroffen werden, abzuprallen schienen.

Auf diese Art wurde sein persönlicher Charakter allmählich der, den auch seine nächsten Freunde und wärmsten Verehrer als den der vollendeten Selbstsucht bezeichnen. Diese Selbstsucht, die sich bald in starkem Hochmut, bald in gröberer oder feinerer Sinnlichkeit äußerte, stand im Zusammenhang mit einer mangelhaften Entwicklung des Gemütslebens. Schiller sagt von ihm: „es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen". Und er selbst sagt einmal, er möchte nur wünschen, daß die Deutschen das Wort Gemüt einmal 30 Jahre lang nicht mehr aussprechen würden.

Wie kalt ließ ihn, der sonst für seine ganze Umgebung das feinste, zarteste Gefühl hatte, der deswegen mit Recht als Vertreter des „Realismus" gepriesen wird, weil „ihm kein Käfer der Erde, keine Blume des Feldes zu klein war, so daß er ihre Sprache nicht verstehen lernte" (Tholuck), wie kalt ließ ihn die furchtbare Not des Vaterlandes 1806—1813. Wenn wir ihm auch das nicht verargen wollen, daß er 1807 mit Napoleon zusammenkam und den Weltherrscher bewunderte, wie er sich auch von ihm bewundern ließ, so wehmütig klingt es doch, daß er, als Napoleons Macht endlich auf den Eisfeldern Rußlands gebrochen war, 1813 schrieb: schüttelt nur an Euren Ketten, der Mann ist für Euch zu groß, Ihr werdet sie nicht zerbrechen. Wie ganz anders hätte Schiller sich geäußert, wenn er diese herrliche Zeit erlebt hätte.

Mit diesem Charakter Goethes steht auch im Zusammenhang, daß er vor dem, was der Anfang jeden religiösen Lebens ist, vor der Selbsterkenntnis ein geheimes Grauen hatte. Wer sich in seinen Busen schaue, sagt er, sei wie einer, der sein eigenes Gehirn belauere. Ebenso ist ihm die Buße und Reue nicht sympathisch. Er sagt: was vorbei ist, nicht bereu es, schlagend an die wunde Brust, lebe nur ein bessres Neues und vergiß den alten Wust.

Bei dieser ganzen Stellung Goethes zum Christentum haben wir nun die genügende Erklärung dafür, daß in seinem berühmtesten Drama „Faust", welches eben gegen das Ende der zweiten Periode verfaßt wurde, zwar die Rätsel des Lebens, von denen jede

Menschenseele bewegt wird, in der genialsten Weise geschildert sind, während eine befriedigende Lösung dieser Rätsel vergeblich gesucht wird. So bewundernswert auch Goethe hier als Dichter vor uns steht, der wehmütige Eindruck bleibt übrig, daß er seine eigene Stellung zum Christentum mit den Worten ausspricht: die Botschaft hör ich wohl, jedoch mir fehlt der Glaube, und dieser wehmütige Eindruck kann sich nur verstärken, wenn wir dazu nehmen, wie oft dieses geflügelte Wort von seichten Köpfen nachgesprochen worden ist, die damit meinten, zur Höhe des Dichterfürsten sich emporschwingen zu können, dem sie in allem übrigen das Wasser nicht zu reichen vermochten.

Und doch ist es nicht möglich, daß Haß und Verachtung gegen das Christentum das letzte Wort in Goethes geistiger Entwicklung bleibt. Dazu steht Goethe zu hoch und steht das Christentum zu hoch, letzteres als die universellste aller Religionen, die jeder Menschenseele zur Stillung jeder Sehnsucht, zur Erfüllung jedes gerechten Wunsches hilft, die das Edle, Schöne und Gute, was in der menschlichen Natur liegt, nicht abstößt und wegwirft, sondern mit Abstreifung aller unlauteren Elemente ihr zur Vollendung hilft, und Goethe als der universellste Genius aller Zeiten, der wie niemand sonst es verstand, sich liebend in die Natur, in die Erscheinungen der Außenwelt zu versenken, der besonders viel dazu beitrug, daß die ganze neuere Zeit den tiefen und feineren geschichtlichen Sinn lernte, der in Natur und Geschichte, in Rechts- und Sprachenwissenschaft zur Herrschaft gekommen ist.

Was ihm als Ziel in seiner ganzen Dichtung vorschwebt, ist doch der völlige Einklang von Geist und Natur, von Seele und Leib, von Innerem und Äußerem. Und in sofern ist sein Ziel ganz dasselbe wie das des Christentums und er hat ganz unbewußt und ohne es sich selbst zu gestehen, viele der herrlichsten Wahrheiten des Christentums in sich aufgenommen.

„Wenn er dagegen protestiert, alle christlichen Federn der tausendfachen Vögel unter dem Himmel auszuraufen und den Paradiesvogel des Christentums ausschließlich damit zu schmücken, so sagen wir ihm und allen seinen Verehrern ins Angesicht: die schönsten Federn, mit denen du deine Kunstwerke schmückst und die Blöße deiner Natürlichkeit bedeckst, sind dem Paradiesvogel des

Christentums ausgerauft, wenn auch ohne Wissen und Willen ausgerauft." (Landerer.)

Wenn auch Goethe das ihm vorschwebende Ziel des völligen Einklangs aller Leibes- und Seelenkräfte nicht auf dem Weg erreichen wollte, den das Christentum darbietet, auf dem Weg der Versöhnung mit Gott durch Christum, so hat er doch von diesem Weg mehr in sich aufgenommen, als er selbst sich bewußt war. Er hätte den inneren Zwiespalt des Menschenherzens in „Faust" nicht so unnachahmlich schildern können, wenn er nicht aus dem Evangelium manche Klarheit über das, was das Menschenherz sucht und erstrebt, entlehnt hätte. Und so wenig er selbst von dem, was im Christentum der Anfang des neuen Lebens ist, von der Sinnesänderung etwas wissen wollte, was er mit den Worten ausspricht: „kein Mensch kann eine Faser seines Wesens ändern, obgleich er vieles kann, setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, du bleibst doch, wer du bist", — so weiß er doch wenigstens ganz gut, was Wiedergeburt ist, denn kaum kann man das schöner sagen als er mit den Worten:

Lange hab' ich mich gesträubt,
Endlich gab ich nach,
Wenn der alte Mensch zerstäubt,
Wird der neue wach.
Und so lang du das nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Besonders in der dritten Periode seiner geistigen Entwicklung 1805—1832 tritt diese dem Christentum zugekehrte Seite seines Wesens stärker hervor. Er schreibt: kein Schade geschieht den heiligen Schriften, wenn wir sie mit kritischem Sinn behandeln, der eigentliche innere Ur- und Grundwert geht nur desto lebhafter und reiner hervor. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus echt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Jesu Christi ausging und die so göttlicher Art war, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Art sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu beweisen, so sage ich: ja, durchaus.

An einer andern Stelle heißt es: „wir wissen gar nicht, was

wir Luther und der Reformation zu verdanken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln der Borniertheit, wir sind fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christentum in seiner geistigen Reinheit zu erfassen. Mag die geistige Kultur nun immer fortschreiten und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie sie in den Evangelien leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Je tüchtiger aber wir Protestanten voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen und es wird zuletzt dahin kommen, daß alles nur Eines ist. Auch werden wir alle nach und nach von einem Christentum des Wortes und Glaubens mehr und mehr zu einem Christentum der Gesinnung und That kommen".

Wir dürfen zwar derartige Aussprüche des Dichterfürsten nicht allzu hoch anschlagen, denn noch in seiner letzten Lebensperiode fehlt es nicht an Spuren davon, daß er seine früheren pantheistischen Gesinnungen nicht ganz abgelegt hatte. Aber so viel steht fest: eine Reaktion gegen den julianischen Haß, mit dem er in der zweiten Periode dem Christentum gegenüber gestanden war, ist in ihm vorgegangen.

Hievon noch eine Spur. Im Jahr 1823 schrieb eine vieljährige Freundin, Gräfin Stollberg, an ihn mit der Bitte, den Frieden nur da zu suchen, wo sie für sich selbst ihn gefunden, auf dem Wege demütigen Glaubens. Sie drängt ihn, von der Welt sich los zu machen und will mit ihm am Fuße des Kreuzes einen Bund für die Ewigkeit schließen. Wie hatte Goethe früher alle derartigen Bekehrungsversuche namentlich von Lavaters Seite mit Achselzucken, ja mit höhnischer Verachtung beantwortet. Ganz anders antwortet er jetzt: lange leben heißt gar vieles überleben. — Wir überleben uns selbst. — Alles dieses Vorübergehende lassen wir uns gefallen; bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. — Redlich habe ich es mein Lebenlang mit mir und anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer aufs höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lange es Tag für uns ist; für andere wird auch eine Sonne scheinen; sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. — Und so bleiben wir wegen der Zukunft

unbekümmert! In unseres Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt uns dann, was uns bis jetzo abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben! — — Möge sich in den Armen des alliebenden Vaters alles wieder zusammenfinden!" Noch eine Spur, daß christliche Einflüsse in Goethes ganzem Wesen eine Rolle spielten, finden wir, wenn wir auf die viel erörterte Frage eingehen, ob Goethe wirklich glücklich gewesen sei. Äußerlich betrachtet könnte es ja scheinen, als ob jeder Zweifel daran verkehrt wäre. Und doch schreibt er in seinem 75. Jahre an seinen Freund Eckermann, obwohl er äußerlich nie etwas zu klagen hatte, sei doch sein ganzes Leben nichts als Verdruß und Mühe gewesen, er habe in diesen 75 Jahren nicht vier Wochen wirklichen Genusses gehabt, es sei das ewige Rollen eines Steines gewesen, den er habe immer wieder aufnehmen müssen. So giebt er doch als aufrichtiger Charakter wenigstens mittelbar zu, daß außer der Gemeinschaft mit Christo kein wahrer Friede zu finden ist, und wie möchten wir wünschen, daß die vielen Goetheverehrer solche Worte ihres angebeteten Meisters auch recht zu Herzen nehmen möchten.

IV. Das junge Deutschland.

Nach dem Tode Goethes trägt das nächste Kapitel der deutschen Litteraturgeschichte die Überschrift: Das junge Deutschland. Wenn wir aber darunter ein nach dem Unglauben der großen Dichter zum alten Glauben zurückkehrendes jugendliches Dichtergeschlecht verstehen wollten, so würden wir sehr irren.

Der Name: junges Deutschland stammt aus einem Buche, das längst verschollen ist, den „ästhetischen Feldzügen" von Ludolf Wienbarg in Kiel 1834. Die Vorrede begann: Dir junges Deutschland widme ich diese Reden. Das junge Deutschland war ihm das durch keine Adels- und Religionsvorurteile verkommene Vaterland, der Grundgedanke der Schrift war, man müsse mit allen bisherigen Anschauungen in Kirche und Staat, Religion und Wissenschaft vollständig brechen.

Der Name „junges Deutschland" wurde dann zuerst im Spott manchem Dichter beigelegt, bis der hohe Bundestag ihm zu einer

gewissen Berühmtheit verhalf, indem er in seinem Banndekret vom 10. Dezember 1835 das Verbot aussprach, sämtliche bisher erschienenen und noch zu erwartenden Schriften der Dichter des jungen Deutschland: Heine, Gutzkow, Laube, Wienbarg und Th. Mundt zu lesen. Die Schule dieser fünf Männer wurde charakterisiert als eine solche, deren Bestrebungen dahin gehen, die christliche Religion auf die frechste Weise anzugreifen, die bestehenden sozialen Verhältnisse herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerstören. So zutreffend auch diese Schilderung der neuen Schule war, so hatte doch das Verbot, das der hohe Bundestag aussprach, zunächst bloß die Folge, daß die Schriften dieser Dichter nun erst recht gelesen wurden. Unter dem Namen „das junge Deutschland“ wurden dann in weiterem Sinn diejenigen Dichter zusammengefaßt, welche es sich zur Aufgabe machten, teils gegenüber den großen Meistern der klassischen Dichterperiode, teils namentlich im Gegensatz zu den Romantikern, über die sie die Lauge ihres ganzen Spottes ergossen, selbständige Bahnen zu gehen, die aber dann, da sie die Zustände Deutschlands als trostlos bezeichneten, meist sich der politischen Dichtung zuwandten und — hierin ihrem eigenen Namen gar keine Ehre machend — französisches Wesen und französische Dichter nicht genug bewundern konnten.

Insbesondere sind die Dichter des „jungen Deutschland“ die Vorläufer vieler deutschen Dichter und Dichterschulen, die im Haß und in der Feindschaft gegen das Christentum ganz an die zweite Periode in Goethes geistiger Entwicklung anknüpften, ja ihn noch weit überboten, sofern das, was bei ihm nur eine äußerst bedauernswerte Zwischenzeit gewesen war, bei ihnen den Hauptinhalt ihres ganzen Wirkens und Strebens ausmachte.

Die bedeutendsten Stimmführer des jungen Deutschland waren Heinrich Heine und Karl Gutzkow. In Heine finden sich die gewaltigsten Gegensätze unvermittelt neben einander. Während er in seinen lyrischen Liedern dem Schönsten und Herrlichsten sich nähert, was die deutsche Dichtkunst je hervorbrachte, steigt er in seinem Cynismus selbst auf die unterste Stufe herab. Auch in seinen schönsten Liedern ist der Kunstgenuß selten ein ungetrübter, weil meist auf den erhabensten Aufschwung irgend eine Gemeinheit folgt, die den ästhetischen Genuß aufhebt.

Die schärfsten Pfeile schleudert er gegen das Christentum. Von seiner Taufe im Jahr 1825 sagt er selbst, sie sei nur aus Luxus und Übermut geschehen, weil ihm nichts so verhaßt sei als das Kreuz und er im Herzen ein Jude geblieben sei. Es fehlt zwar nicht an solchen, welche die Erklärung Heines im Nachtrag zu seinem Romancero, daß er zu Gott zurückgekehrt sei, wie der verlorene Sohn, nachdem er lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet habe, und die weitere Erklärung, daß wenn man einen Gott begehre, man auch seine Persönlichkeit und die heiligen Attribute der Allgüte, Allweisheit und Allgerechtigkeit annehmen müsse, als die Zeichen einer tiefer gehenden inneren Umwandlung ansehen. Andere aber sehen darin blos eine bessere Regung, welcher bald wieder andere Regungen folgten, und bleiben dabei: „In seinem Munde verwandelt sich sogar das Gebet in Lästerung." Daß dies bis zum Ende so blieb, ist doch deutlich aus dem traurigen Wort zu entnehmen, das er unmittelbar vor seinem Tode sprach: Dieu me pardonnera, c'est son métier.

Noch unter einem anderen Gesichtspunkt hat Heine in der verhängnisvollsten Weise in die Geschichte der deutschen Litteratur eingegriffen, indem er einem Gebiet Heimatrecht hier verschaffte, das es bisher in diesem Grad nicht hatte, nämlich der Unsittlichkeit. Näheres hierüber möge man in einer Litteraturgeschichte nachlesen. Er wurde der eigentliche Vorläufer der so großen Zahl deutscher Dichter in der neuesten Zeit, die sich mit dem Namen des „Realismus" brüsten, bei denen aber dieses Wort nicht in dem edlen Sinn verstanden werden darf, wie wir von einem Realismus Goethes reden, bei denen vielmehr „Realismus" mit Verherrlichung der Fleischeslust, mit der Idealisierung des Schmutzes gleichbedeutend ist, wie ja Heine selbst sagt:

Selten habt ihr mich verstanden
Selten auch verstand ich euch,
Nur wenn wir im Schmutz uns fanden,
So verstanden wir uns gleich.

So hat das junge Deutschland einerseits zur sklavischen Nachahmung französischer Vorbilder, andererseits zur leidenschaftlichen Bekämpfung des Christentums und Verherrlichung der gröbsten Unsittlichkeit den Anstoß gegeben.

So verschieden Karl Gutzkow von Heine ist, in der Feindschaft

des Christentums steht er ihm sehr nahe. Am stärksten tritt dies hervor in seinem Roman: Wally, der insbesondere zu dem vom Bundestag 1835 ausgesprochenen Verbot Veranlassung gab und der jetzt in den meisten Litteraturgeschichten als ungesund und geschmacklos verurteilt wird. In diesem Roman findet sich das traurige Wort, welches leider für viele ein geflügeltes Wort wurde und welches mehr Eindruck machte als so viele langgedehnte Erörterungen des reflexionsvollen Schriftstellers:

Ach hätte die Welt nie von Gott gewußt,
Sie würde glücklicher sein!

Auch er ist von mancher Seite in Schutz genommen worden, als ob er später milder in seinem Unglauben geworden sei, aber so interessant auch die Bilder sein mögen, die seine späteren Romane darstellen, in der Feindschaft gegen das Christentum ist er sich bis ans Ende gleich geblieben.

Überschauen wir nun die große Anzahl deutscher Schriftsteller, die seit den dreißiger und vierziger Jahren in die Fußstapfen des „jungen Deutschland" getreten sind, vergegenwärtigen wir uns die hohe, geistige Bedeutung mancher dieser Dichter, von denen die meisten mit der Forderung auftraten, es müsse eine ganz neue Zeit kommen, und die auch häufig mit der Versicherung, daß sie ahnungsvoll den Flügelschlag der neuen Zeit vernommen haben, unerfahrene Leser köderten, und nehmen wir endlich hinzu, daß diese Dichter alle, so sehr sie sich oft unter einander bekämpften, so sehr einer den andern als Stümper behandelte, alle eins sind entweder in giftigem Spott oder in fanatischem Haß gegen das Christentum, so kommen wir zu der Frage: ist es denn ein Wunder, daß aus dieser Saat die Ernte der Sozialdemokratie entsprossen ist, so wie wir sie jetzt vor uns haben?

Wenn die Gelehrten und Gebildeten, die geistigen Stimmführer der Nation, sich die größte Mühe geben, zu beweisen, daß es keinen Gott gebe, und wenn so viele Tausende der sogenannten besseren Klassen ihnen nachsprechen, ist's denn da ein Wunder, daß nun das Volk aufsteht und fordert: dann gebet ihr uns wenigstens ein menschenwürdiges Dasein auf dieser Welt.

Wenn ferner die Gebildeten alle Lauge des Spottes über die spießbürgerliche Anschauung ergießen, nach welcher in den Schranken

der Ehe etwas Gottgeheiligtes liege, wenn sie, die doch gut einen schönen Hausstand sich gründen können, die freie Liebe predigen, ist's da ein Wunder, daß der gemeine Mann, der nicht die Mittel hat, um eine Ehe einzugehen, oder der wenigstens behauptet, die Mittel nicht zu haben, die „freie Liebe" als das für ihn begehrenswerteste ansieht?

Freilich eine Hauptfrage wäre nun, wie soll und kann geholfen werden? Polizeiliche Maßregeln helfen nichts. Schon im Jahr 1835, als die Zensur in der strengsten Form zurecht bestand, erreichte das Verbot des Bundestags nur das Gegenteil von dem, was beabsichtigt war. Jetzt haben wir Preßfreiheit, Theaterfreiheit und viele andere Freiheiten, welchen gegenüber staatliche Maßregeln auf litterarischem Gebiet unausführbar sind, so sehr man auch eine gewisse Inkonsequenz darin erblicken möchte, wenn einerseits das Verkaufen von Giften, die dem Körper schaden, so strenge bestraft wird und andererseits diese Litteratur, durch welche unzählige Gemüter vergiftet werden, schrankenlose Freiheit genießt.

Wir können nur so laut als möglich und so eindringlich als möglich auf den Sumpf hinweisen, in welchem ein großer Teil der deutschen Litteratur in unseren Tagen angekommen ist. Die Allgemeine konservative Monatsschrift hat sich ein großes Verdienst erworben, indem sie im Juli 1891 eine Reihe von Artikeln eröffnete mit der Überschrift: Die deutsche Litteratur und die Unsittlichkeit. Bis jetzt sind folgende Schriftsteller unter dieser Rubrik geschildert worden: Friedrich Spielhagen, M. G. Konrad, Karl Bleibtreu, August Bebel, Paul Lindau, Paul Heyse und Ritter Leopold von Sacher-Masoch.

Ists möglich, möchte man fragen, Friedrich Spielhagen und Paul Heyse neben dem Sozialdemokraten Bebel und neben Conrad, dem Stimmführer des Zola'schen Naturalismus auf deutschem Boden? Ist denn nicht vor einigen Jahren Spielhagen in Rußland als einer der hervorragendsten Vertreter deutscher Litteratur und Gesittung gefeiert worden? Hat nicht, als er 1889 seinen 60. Geburtstag feierte, der damalige preußische Kultminister ihm ein glänzendes Glückwunschschreiben gewidmet, worin er seine Werke einen Stolz unserer Litteratur nennt, und den Wunsch beifügt, daß ihm die Güte des Allmächtigen zur Freude der Zeitgenossen

und kommenden Geschlechtern zur Nacheiferung noch eine reiche Thätigkeit im Geiste vaterländischer Poesie und Gesittung gewähren möge.

Und gilt nicht Paul Heyse wegen seiner in künstlerischer Vollendung geschriebenen Novellen für einen der ersten neueren Dichter, insbesondere für einen Liebling der jungen Mädchen?

Ja es ist eine in weiten Kreisen herrschende Gewohnheit, daß die Schriftsteller mehr nach der Form als nach dem Inhalt ihrer Werke beurteilt werden. Und dazu kommt der weitere Umstand, daß wenn einmal in liberalen Zeitungen und besonders in den Familienblättern ein Schriftsteller als Stern erster Größe hingestellt wird, auch solche Gebildete, welche gut ihr eigenes Urteil haben könnten und welche sonst auf ganz anderem Standpunkt stehen, es nicht wagen von dieser sogenannten „öffentlichen Meinung" abzuweichen.

So hat auch Ad. Stern in dem sonst trefflichen Buche „Die deutsche Nationallitteratur seit dem Tode Goethes bis zur Gegenwart", obwohl dies Buch eine Fortsetzung der Vilmarschen Litteraturgeschichte ist und demnach doch in demselben Geist geschrieben sein soll, nur den Einen Tadel für Spielhagen, daß er sich zu sehr zum Tendenzroman hinneige, spendet ihm aber wegen der künstlerischen Anmut, des Gleichmaßes der Teile und der Beweglichkeit des Vortrags das höchste Lob.

Dem Dichter Paul Heyse widmet das nicht sehr umfangreiche Werk einen sehr breiten Raum S. 124—128, wobei neben den vielen Worten über die formellen Vorzüge seiner Dichtung die in sittlicher und religiöser Hinsicht bedenklichen Punkte nur kurz gestreift werden.

Da ist es doch ein wirkliches Verdienst, daß die Berühmtheit dieser Dichter von Männern, die ächt künstlerisches Verständnis mit entschieden christlicher Gesinnung verbinden, auf ihren wahren Wert untersucht wird.

Bei Spielhagen gibt es für die Gebildeten keine Religion und kein Sittengesetz. „Der Glaube ist notwendig nicht für alle Menschen, nicht für die z. B. welche den wahren Zusammenhang der Dinge anschauen, sondern nur für den Pöbel."*) Auch die

*) Diese Worte, die er einem auf ziemlich niederer Stufe stehenden Geistlichen in den Mund legt, drücken ohne Zweifel die Ansicht des Verfassers selbst aus.

zehn Gebote sind für die Leute, die er schildert, nicht vorhanden, ja einer seiner Helden spricht einmal in einer verzweiflungsvollen Stunde selbst Worte aus, die den ganzen Kreis, dem die meisten seiner Romane entnommen sind, in der traurigsten Weise zutreffend schildern: „Ist die Welt, in der sich diese Menschen bewegen, nicht durch und durch verfault und verrottet? ist ihr ganzes Leben nicht eine gemeine Intrigue, betrügt hier nicht der Gatte die Gattin und diese jenen? verkauft nicht der Vater die Tochter und die Mutter verkuppelt ihr eigen Fleisch und Blut?"

Alle diese und noch viele andere Übertretungen der zehn Gebote kommen in Spielhagens Romanen als etwas alltägliches vor. Namentlich wird uns berichtet, daß die Unkeuschheit in jeder denkbaren Form auftrete. Freilich werden diese Sünden nicht so nackt und offen geschildert wie von dem Zolaisten Conrad, bei dessen Karakterisierung alle Einzelheiten unerwähnt bleiben müssen, weil sie für einen anständigen Leserkreis nicht passen. Wenn aber auch Spielhagen seine Schilderungen immer noch etwas verschleiert gibt, so ist die sittliche Gefahr damit doch nicht vermindert.

Eine besondere Vorliebe scheint er für ehebrecherische Verhältnisse zu haben. Ja er legt einmal dem Helden eines solchen Verhältnisses folgende Worte — an die Heldin in den Mund: „wer hat dieses unvernünftige Gesetz geschaffen? nicht ich und du, warum sollen wir uns ihm beugen? Ich sage dir, ein Tag der Freiheit, der heraufdämmert, wird diese und noch manche andere Satzung, die ein finsterer Mönchssinn ausgrübelte, um die Natur zu knechten und zu quälen, aufheben und die Blätter, auf denen sie verzeichnet sind, in alle Winde wehen."

Was kann unter diesen Blättern anders gemeint sein, als die heilige Schrift, wo das Wort steht: was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden? Es ist aber doch weit gekommen mit unserem deutschen Volke, wenn die, die gemäß der ihnen in der Litteratur zukommenden Stellung, als die geistigen Stimmführer für tausende zu bezeichnen sind, in diesem Ton von der Bibel sprechen und wenn sie offen den Grundsatz verkündigen: ein Gesetz, das ich nicht selbst gemacht habe, befolge ich auch nicht. Also kein Sittengesetz, keine Gott gesetzte Schranke für den Einzelnen gibt es mehr! Da sind doch die Sozialdemokraten blos diejenigen,

welche die logischen Folgerungen aus den Vordersätzen dieser Vorkämpfer der Fleischesbefreiung ziehen.

Nach all dem darf es uns nicht wundern, daß Spielhagen unter den in seinen Romanen auftretenden Personen neben preußischen Junkern, welche meist als sittlich verwerfliche Subjekte auftreten, mit Vorliebe evangelische Geistliche einführt und zwar in der Regel als abgefeimte Heuchler. Die Kunst soll doch das Leben schildern, wie es ist, wer aber die Verhältnisse unserer evangelischen Kirche kennt, der weiß bestimmt, daß solche Menschen, wie sie in den Spielhagen'schen Pastoren vor uns erscheinen, entweder gar nie angestellt oder sofort abgesetzt werden würden. Wo bleibt dann nun, wir wollen nicht sagen die Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern nur die Übereinstimmung der künstlerischen Bilder mit dem wirklichen Leben?

Zuzugeben ist, daß Spielhagen in einem Roman „Die Sturmflut“ welcher nach dem Jahre 1872 erschienen ist, einen preußischen Edelmann von altem ächtem Schrot und Korn schildert und einen Geistlichen, dem wenigstens in der vierten Auflage die sittlichen Gebrechen nicht mehr zugeschrieben werden, die noch in den früheren Auflagen ihm angeklebt waren. Ob vielleicht der Einblick in das, was preußische Junker und evangelische Geistliche im Jahre 1870 geleistet hatten, die Anschauung des Dichters änderte, möge nur fragend angedeutet werden, daß aber das, was die früheren Schilderungen geschadet hatten, dadurch gut gemacht worden wäre, ist undenkbar, und vielleicht aus diesem Grunde hat der Berichterstatter der Allg. K. M. den letzteren Roman nicht erwähnt.

Auch Paul Heyse läßt wenigstens hie und da, wenn auch viel seltener als Spielhagen, verkommene Menschen als Prediger oder Kandidaten der Theologie auftreten. Er scheint aber doch den manchen ungünstigen Beurteilungen, die seine Werke fanden, einige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben, denn seine zwei letzten Novellensammlungen aus den Jahren 1890 und 91 sind sowohl in sittlicher als religiöser Hinsicht unbedenklich zu nennen.

Freilich war auch hier der Hauptschaden schon geschehen, denn der Vorgang Spielhagens und Heyses, welche unstreitig als die zwei „großen Meister“ der modernen Romandichtung anzusehen sind, übte einen bedeutenden Einfluß auf eine große Schar von Epigonen

und Nachfolgern aus, welche nun glaubten, ihre Romane dem Publikum nicht besser empfehlen zu dürfen, als durch sittlich bedenkliche Zuthaten, welche nach ihrer Ansicht dem ganzen eine Würze geben sollten, und durch die Einführung recht abschreckend gezeichneter Pastoren.

Es wäre selbstgerecht, wenn die Diener des Evangeliums alle derartigen Schilderungen lediglich als Erzeugnisse der Lüge und Bosheit wegwerfen wollten. Es hat leider schon viele untreue Diener unserer Kirche gegeben, und zum mindesten werden wir dadurch, daß die sprichwörtlich gewordenen „Romanpfarrer" fast durchweg Geistliche zeichnen, wie sie nicht sein sollen, an die großen Versäumnisse unserer Kirche gegenüber der gebildeten Jugend, besonders der akademischen, erinnert. Vielleicht, wenn diese Dichter alle in ihren jüngeren Jahren einen frischen belebenden Religionsunterricht bekommen hätten, oder wenn die Kirche überhaupt sich mehr um sie bekümmert hätte, wäre manches nicht so schlimm geworden.

Wir denken aber bei dieser ganzen Flut der unchristlichen Litteratur an unser armes deutsches Volk, und da könnte uns ja das Herz bluten, wenn so viele Tausende systematisch dazu angeleitet werden, in jedem Diener des Evangeliums einen Schurken oder Heuchler zu erblicken und dann am Ende das Wort Gottes selbst für lauter Priestertrug zu halten.

V. Schlußbemerkungen.

Soll nun etwa unser Urteil dahin gehen, daß der Gegensatz zwischen Christentum und Litteratur in unsern Tagen ein unversöhnlicher geworden sei? Immer tiefer gähnt ja der Abgrund, der sich zwischen dem Schmutz, in welchen ein großer Teil der neuen Litteratur versunken ist, und der göttlich beglaubigten Wahrheit der heiligen Schrift aufgethan hat.

Wie harmonisch und in sich geschlossen ist die Weltanschauung Shakespeares, welcher zwar den Sturm, den die menschlichen Leidenschaften entfesseln, in seinem titanenhaften Wüten und Toben gewaltiger und erschütternder schildert als je ein Dichter vor oder nach ihm, der aber doch den ehernen Fels, an dem alle diese

Stürme sich brechen, unbeweglich feststehen läßt, so daß die Seele von wunderbarem Zuge ergriffen wird zu dem, der allein die Leidenschaften zu beruhigen und ihr den Frieden zu geben vermag.

In schönen Worten drückt diese Wahrheit Em. Geibel aus:

Keiner erkannte den Menschen wie du, unsterblicher Brite.
Aber ein höheres noch, Meister, verehr' ich an dir,
Daß du in sterblicher Brust stets klar die geheiligte Satzung
Trugst, nach welcher der Welt Lenker die Dinge regiert.

Diese so schöne und auf der ewigen Wahrheit ruhende Weltanschauung wurde durchbrochen durch den modernen Unglauben, der im vorigen Jahrhundert sich schnell von dem Deismus eines Shaftesbury um 1700 bis zum Naturalismus und Atheismus eines Diderot, Holbach u. a. um 1770 entwickelte und in unserem Jahrhundert teils durch Strauß, Feuerbach u. a. noch völliger in ein System gebracht, teils namentlich in einer tieferen und weiteren Schichte des Volks verbreitet wurde.

Wohl liegt uns da manchmal die Frage nahe: warum hat der allmächtige, allweise Herr und Regent der ganzen Welt das alles zugelassen? Warum hat Er, von dessen Ewigkeitshauch wir bei manchem modernen Dichter, namentlich bei Goethe und Schiller, so wunderbar berührt werden, die herrlichsten unvergleichlichsten Gaben in die Seelen dieser Dichter zu einer Zeit niedergelegt, da die Wogen des Unglaubens besonders hoch gingen, und so viele von denen, die zu Hütern des Heiligtums berufen waren, ihrer Pflicht nicht nachkamen?

Es wird nie gelingen, auf diese und so manche andere Fragen eine völlig zutreffende Antwort zu geben. Wenn aber der Apostel Paulus beim Blick auf die Abkehr eines ganzen Volkes von dem ihm gesandten Messias das große Wort ausspricht: Gott hat es alles beschlossen unter den Unglauben, auf daß er sich aller erbarme, so gehen wir gewiß nicht fehl, wenn wir dieses Wort auch auf den modernen Unglauben anwenden.

Eines steht uns fest: der Unglaube ist nur ein Durchgangspunkt, der Sieg muß der göttlichen Wahrheit und denen, die ihr im Glauben anhangen, bleiben. Und im Blick auf dieses Ziel, wo alles was jetzt sich trennt, völlig vereinigt sein wird, thut es uns außerordentlich wohl, den mancherlei Brücken nachzuforschen, die auch schon jetzt auf dem Wege von dem Gebiet des Unglaubens,

namentlich auch in Kunst und Litteratur, hinüberführen in das Land des einfältigen kindlichen Glaubens an das Evangelium.

Carl Gerok hat $1^1/_2$ Jahre vor seinem Tode einen Artikel geschrieben „Poesie und Religion"*), den wir wohl als seinen Schwanengesang bezeichnen dürfen. Er setzt sich hier auseinander mit den Stimmen der Gegenwart, welche Poesie und Religion als zwei sich völlig entgegengesetzte Mächte ansehen, von denen eine die andere gänzlich ausschließe. Einer dieser Stimmführer vergleiche den Standpunkt eines religiösen Dichters der Gegenwart mit einer stillen Einbuchtung, in welcher sich die Abwasser eines Flusses abseits der großen Strömung zwischen Gras und Blumen gefangen haben, und in der stillen Ruhe, in welcher sie verharren, vom Wellenschlag des weiter eilenden Stromes nicht berührt werden, wobei ein gewisses mitleidiges Staunen darüber mitunterlaufe, daß ein Mann, der sonst nicht eben auf den Kopf gefallen sei, in unseren Tagen einen solchen Standpunkt einnehme.

Trefflich weist dann der berühmte Dichter die innere Wesensverwandtschaft von Poesie und Religion nach, er führt in schönen Zügen einerseits die herrlichen poetischen Stoffe, die die heilige Schrift im Alten und Neuen Testament darbietet, und die großartige Entfaltung der religiösen Dichtkunst in allen Jahrhunderten vor, und zeigt andererseits, wie die Dichtkunst ihrem innersten Wesen nach religiös angelegt und durchweht ist, kurz er baut eine Brücke nach der andern über den Abgrund zwischen Litteratur und Christentum.

Er erzählt, daß in einem Berliner Gesangbuch der dreißiger Jahre ein Lied von Goethe gestanden sei, obwohl Goethe selbst einmal halb scherzend gegen Eckermann geäußert habe, es sei eigen, so viele Lieder er auch gedichtet habe, so werde doch wohl nie eines in ein Gesangbuch passen.

Es war dies das Lied, von dem man freilich nicht weiß, ob es auch in einer Kirche wirklich gesungen wurde:

Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,

*) Deutsche Revue von Fleischer 1888 IV. Bd. S. 85 ff.

Ach ich bin des Treibens müde,
Was soll all der Schmerz und Lust!
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Und noch viele andere christliche Anklänge findet er bei Goethe, sodann weist er darauf hin, wie Schiller im „Lied von der Glocke". das ganze menschliche Leben von der Wiege bis zur Bahre ins Licht der christlichen Religion gestellt und Klänge der Frömmigkeit angeschlagen habe, so rein und voll, daß sie für immer widerhallen werden im Herzen des deutschen Volkes.

„Und so steht er, der Ringer der Ideale, der gewaltige Prediger des Sittengesetzes, der rastlos Ringende und Strebende, als ein Zuchtmeister auf Christum an der Pforte des Heiligtums!"

Ferner rühmt Gerok an Uhland die keusche Ehrfurcht vor dem Heiligen in seiner Dichtung wie in seinem Leben.

Er weist hin auf die einheitliche Durchdringung von Kunst und Religion in Friedr. Rückert, weil er das Universum von den kreisenden Sternen bis zu den taublitzenden Gräsern von Gott beseelt sieht und auf Emanuel Geibel, an dem wir sehen, daß man ein Dichter von Gottes Gnaden sein, seelenvolle Naturlieder singen und für Kaiser und Reich begeisterte Heroldsrufe in das Volk hineinrufen und doch Gott die Ehre geben und dem Weltheiland ein Hosianna singen kann.

Dabei hat er Einen Namen nicht genannt, den nun wir in die erste Linie stellen dürfen, nämlich den Dichter Carl Gerok selbst, in dessen dichterischen Werken wir gerade vor allem dieses Eine finden: eine solche innere Versöhnung aller der Gegensätze, die je zwischen Kunst und Religion, zwischen Litteratur und Christentum bestanden, daß man die Möglichkeit eines feindlichen Verhaltens beinahe ganz vergißt.

Wenn man sich nach längerem Versenken in Gerok'sche Dichtungen fragt: was steht nun im Vordergrund der Seele, das ästhetische Wohlgefallen an der vollendeten Form, an dem bei allem Wechseln einheitlich schönen Versmaß, der Fülle von Bildern und der edlen Sprache, oder die Erbauung an dem wahrhaft christlichen Inhalt? so wird die Antwort lauten: beides steht auf derselben Höhe, es ist die wirklich ästhetische und die ächt religiöse Erhebung

aus dem niedrigen Dunstkreis der Erde in reine himmlische Sphären, die Anregung des ästhetischen und religiösen Gefühls ist vollkommen gleichmäßig in einer Schwingung der Seele verbunden.

Und wenn wir nun fragen: in welcher Schule hat der christliche Sänger Gerok diese innere Versöhnung von Christentum und Kunst sich angeeignet? so lautet die Antwort: ebenso durch das kindlich glaubige Forschen in der heiligen Schrift, wie durch die Versenkung in die Werke der großen Dichter, namentlich der Dichterfürsten Goethe und Schiller.

Auch die anderen christlichen Dichter Rückert, Geibel u. a. bezeugen, wie viel sie Schiller und Goethe verdanken — ein weiterer Grund, ihre herrlichen Vorzüge in ihrer ganzen Größe zu würdigen.

Was ein Dichter den Dichterfürsten verdankt, hat schon früher, Albert Knapp in zwei großartigen umfangreichen Gedichten ausgesprochen, in welchen der Dichter mit dem Christen einen merkwürdigen Kampf kämpft, so jedoch, daß die Bewunderung des Dichters immer wieder hervorbricht.

An Goethe schreibt er nach seinem Tode 1832:

Ja wenn sonst Einer auf der Erde Höhen
So weit des Menschen Genius sich regt
Sich durft' in heitrer Feuerkraft ergehen,
Von aller Schönheit Feenschmuck umwebt;
Wenn Einem in azurner Lüfte Wehen
Der Muse Reiz urbildlich vorgeschwebt,
An deinem Sarge steh es hell zu lesen
Mit Rosenschimmer: Das bist du gewesen!

Du warest unser; die Begeist'rung nennet
Dich ewig unser, — und sie that es bald;
So lange noch ein Morgenstrahl entbrennet
So lange noch ein Ton der Flöte schallt,
So lange Kunst nach ird'schen Zielen rennet,
Wird glänzen deines Geistes Lichtsgewalt,
Wird Nachwelt sich zu deinen Sternen beugen,
Bewunderung von deiner Höhe zeugen.

Denn Gottes Gabe war's, und wem von oben
So voller Lichtstrom durch die Seele fließt,
Daß, über Millionen hocherhaben,
Sein Haupt mit Glanzgebilden sich ergießt,

Daß ihn von allem Farbenflor durchwoben,
Ein Paradies von Dichtungen umsprießt,
Dem horch ich still in seinen Wunderweisen,
Und im Geschenk darf ich den Geber preisen.

Und an Schiller wendet sich Alb. Knapp 1842 in einem sehr langen Gedicht, welchem wir folgendes entnehmen:

In deiner Seele stritten sich zwei Kräfte,
Die Wahrheit und die Schönheit, um den Rang;
Von beiden trankst du tausend Lebenssäfte,
Und beide liebten dich im Ueberschwang.
Sie boten zum verschwisterten Geschäfte
Dir Himmelsweisheit, heiligen Gesang,
Durch ihre siegreich mächtige Vereinung
Zu werden des Jahrhunderts Lichterscheinung.

Du Mann der Ahnung! Ernst, voll Seelengröße,
Stehst du vor uns, den Spätgebor'nen da;
Drum finden deine süßen Herzenstöne
In tausend Herzen solch ein süßes Ja!
Drum lieben dich die deutschen Töchter und die Söhne,
Wie's keinem deutschen Barden je geschah,
Wem Harfensaiten im Gemüte beben,
Der fühlt auch deiner Äolsharfe Weben.

Was edel ist, das muß auch ewig dauern,
So klangs zur besten Stunde durch dein Herz,
Ein Ewigkeitsgefühl mit holdem Trauern
Geht überall durch deinen tiefsten Schmerz,
Und ein verschleiert Bild mit ernsten Schauern,
Es überragt auch deinen hellsten Scherz,
Daß wir zumeist aus deinen reichen Chören
Den Anklang überird'scher Stimmen hören.

„Aber, wird vielleicht weiter entgegnet, im jungen, jüngern und jüngsten Deutschland sind doch alle Brücken, die zum Christentum führen, völlig abgebrochen." Ja leider haben viele dieser neuen Schriftsteller es selbst unzählige Male bezeugt, daß sie alle und jede christliche Regung von sich abgestoßen haben, daß sie nur für das Diesseits leben wollen, weils mit dem Glauben an eine unsichtbare Welt nichts sei.

Aber warum, möchten wir doch fragen, wird uns das alles immer und immer von Neuem wiederholt? Wenn die Burgen

des Glaubens längst im Staub liegen, warum bringt ihr immer neues furchtbares Belagerungsgeschütz herbei, um sie wieder und wieder zu zerstören?

Wenn es wirklich wahr ist, was in so vielen neuen Schriften zu lesen ist und was man von so manchem reisenden Kaufmann in der Eisenbahn hören kann, daß kein Gebildeter mehr an ein ewiges Leben glaubt oder sich von der Furcht vor einem zukünftigen Gericht leiten läßt, warum gebt Ihr Euch denn immer von Neuem so viele Mühe, zu beweisen, daß es mit allen Gebilden des christlichen Glaubens nichts sei?

Für schwankende, unbefestigte Gemüter bringt ja leider dieses Gebahren der Sendlinge des Unglaubens unendlich viele Gefahren mit sich, und das ist der Jammer, daß so viele jugendliche Seelen in unseren Tagen um ihren kindlichen Glauben in grausamer Weise betrogen werden, aber für jeden, der halbwegs im Glauben feststeht, ist die Wut der Feinde eben einer der stärksten Beweise für die unerschütterliche Kraft des Christenglaubens, denn das was wirklich tot ist, läßt man in seinem Tod liegen, das, was mit allen Mitteln der Dialektik und des Spotts bekämpft wird, das lebt und es wird leben wie es seit 19 Jahrhunderten gelebt hat.

Im Jahr 1728 erschien die erste Schrift Voltaires, in welcher über die Vorstellungen von dem Sündenfall, der Erbsünde, der Genugthuung Christi, den Höllenstrafen als über Vorstellungen, die mit der gesunden Vernunft sich nicht reimen können, gespottet wird. Voltaire prophezeite mit Zuversicht, in 100 Jahren werde niemand mehr an diese „Thorheiten" glauben.

Und heute noch steht der christliche Glaube in Tausenden von Gemütern unerschütterlich fest, heute noch dürfen wir jeden Sonntag von diesem Glauben zeugen, dürfen die Kinder darin unterrichten, und täglich erweist sich dieser Glaube fruchtbar und kräftig, indem eine Anstalt der christlichen Liebe nach der andern entsteht, welche nur durch die ganz freiwillige Opferthätigkeit derer, die am alten Glauben festhalten, unterhalten werden.

Also gerade aus dem lauten Geschrei selbst, das die Stimmführer des Unglaubens erheben, dürfen wir manch kräftiges Zeugnis dafür entnehmen, daß es ihnen oft selbst nicht so ganz ernst ist mit dem, was sie so laut ins Volk hineinrufen.

Zudem sind vielleicht manche von ihnen nicht so schlecht, wie sie scheinen.

Im Nov. 91 erschien in der A. K. M. ein längerer Artikel über Carl Bleibtreu, einen der fruchtbarsten neueren Schriftsteller (er hat schon 42 große Werke geschrieben). Das ganz ungewöhnliche Selbstgefühl, mit dem er auftritt, seine nahe Verbindung mit dem Zolaisten Conrad in München, mit welchem er geneigt wäre, das „jüngste Deutschland" zu repräsentieren, wenn nur die Zeitgenossen mehr Verständnis für diese zwei litterarischen Größen hätten, und manche wirklich der Unsittlichkeit huldigenden Einzelheiten aus seinen Werken — das alles kann uns nicht sehr für ihn einnehmen, wenn auch anderes, z. B. der Satz: „in unserer Zeit leidet jeder Mensch an einer gewissen Art von Größenwahn", welcher das Motto eines 1000 Seiten umfassenden Romans bildet, einen treffenden Blick in die Fehler der Zeit verrät.

Aber viel besser gefällt uns derselbe Mann, wenn er in einem späteren Heft dem Verfasser jenes Artikels, der ihn wahrhaftig gar nicht geschont hatte, in ziemlich anständiger Weise entgegnet und zum Schluß dann bemerkt: die Betonung des Christlichen und des vaterländisch Germanischen durchzieht alle meine Werke.

Dürfen wir hoffen, daß es ihm damit wirklicher Ernst ist und daß er wenigstens in seinen künftigen Werken diese Richtschnur einhalten wird? Wir wissen es nicht, jedenfalls gibts auch unter den Stimmführern des modernen Realismus noch solche, die sich der Stimme der Wahrheit nicht ganz verschließen, und auch dieser kleine Zug sei uns ein sicheres Zeichen dafür, daß nur Eine Macht endlich siegen wird, nicht Realismus oder Naturalismus, nicht Idealismus oder Skeptizismus, nicht Unglauben oder Zweifel, sondern die Eine volle ganze biblische Wahrheit.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 5.

Die geistliche Schulaufsicht

im Lichte unsrer Zeit.

Von

Dr. W. Rathmann
Oberpfarrer in Schönebeck a. d. Elbe.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Vorbemerkungen.

Eins der in unserer Zeit am meisten angefochtenen Aemter in Deutschland ist die geistliche Schulaufsicht. Seitdem in Preußen durch das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 erklärt ist, daß alle Schulaufsicht von Staatswegen geübt werde, sind die kleineren deutschen Staaten dem Vorgange gefolgt und haben die geistliche Schulaufsicht im engsten Sinne beseitigt, d. h. die Schulaufsicht wird nicht mehr im Auftrage der Kirche von ihren angestellten Geistlichen geübt.

In Württemberg besteht noch die geistliche Schulaufsicht. Der Konsistorialerlaß vom 20. Februar 1827 giebt die Amtsanweisung für die württembergische evangelische Geistlichkeit, welche in § 8 das folgende verordnet: „Die Schule, als die Pflanzstätte alles Guten, welches unter dem nachwachsenden Geschlecht der Gemeinde gedeihen soll, nimmt die Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Geistlichen vorzüglich in Anspruch. Es liegt ihm daher zuerst ob, die Schullehrer, ihre Unterrichtsweise und Schulzucht, ihren Fleiß und ihre Amtstreue, ihr Betragen und ihren sittlichen Einfluß auf die jugendlichen Gemüter beständig im Auge zu behalten, ihnen jede Anweisung deren sie bedürfen, zu erteilen, sie auf ihre Fehler im Unterricht oder in Behandlung der Kinder auf eine schonende Weise aufmerksam zu machen, zur gewissenhaften Erfüllung ihrer Pflichten zu ermuntern, sie mit Rat und That zu unterstützen und ihr Ansehen bei Kindern und Erwachsenen aufrecht zu halten. Die Schule soll der Geistliche fleißig besuchen, nicht nur um den vorgeschriebenen Religionsunterricht zu erteilen und die nötige Aufsicht über die Amtsführung der Schullehrer zu führen, sondern auch um sich mit den einzelnen Kindern in nähere Berührung zu setzen, ihre Fehler und Unarten, namentlich auch die äußere Unordnung zu rügen, sie durch verdientes Lob aufzumuntern oder durch gerechten Tadel zu

bestrafen, wobei er sich jedoch aller körperlichen Züchtigung zu enthalten hat. In das Schuldiarium sind die Schulbesuche genau einzutragen. Den Schulversäumnissen hat der Geistliche mit allem Nachdruck zu steuern. Auch durch Teilnahme an den Schulkonferenzen wird er sein Interesse für das Schulwesen unterhalten und bethätigen."

Doch ist auch in Württemberg in den jüngsten Zeiten eine lebhafte Bewegung gegen die geistliche Schulaufsicht erwacht. Die Pädagogik fühlt sich als eine selbständige Wissenschaft und sucht daher dem Einflusse der übrigen, auch in nächster Beziehung zu ihr stehenden Kreise sich zu entziehen.

Aber obgleich die geistliche Schulaufsicht in Preußen und in andern Landen aufgehoben ist, so ist dennoch den Geistlichen als einzelnen Personen die Schulaufsicht übertragen. Der preußische Kultusminister hat durch die Königlichen Regierungen am 16. April 1872 den Wunsch und die Hoffnung ausgesprochen, daß die der Schule bisher zu statten gekommenen wertvollen Kräfte der Schulinspektoren derselben möglichst erhalten werden, und zweifelt nicht an der Bereitwilligkeit der Geistlichen und ihrer Vorgesetzten, die Verbindung zwischen Kirche und Schule durch ihre persönliche, in dem Inspektorate beruhende Teilnahme an der Pflege derselben zu erhalten und zu fördern. Zur Zeit liege keine Veranlassung vor, Veränderungen durch einen Wechsel in der Person der Inspektoren herbeizuführen, da die Mitwirkung derselben in der Schulaufsicht als eine dem Interesse des Staats wie der Schule ersprießliche nur mit wahrer Befriedigung anerkannt werden könne. Im Auftrage des Ministers sind daher die zur Zeit thätigen Lokal- und Kreisschulinspektoren in diesen Ämtern zur Fortführung derselben im Auftrage des Staats bestätigt.

In den ersten Jahren nach Erlaß dieser Bestimmungen haben kleinere Reibungen zwischen den Behörden und den Geistlichen noch stattgefunden. Die letzteren fanden sich namentlich dadurch beschwert, daß der ihnen gewordene Auftrag jederzeit, ohne Verfahren und ohne Angabe der Gründe, konnte zurückgezogen werden. Der Evangelische Oberkirchenrat zu Berlin aber hat durch die Erlasse vom 19. April und 16. Dezember 1872 den evangelischen Geistlichen die Annahme einer ihnen vom Staate aufgetragenen Schul-

aufsicht als eine Pflicht beigemessen, die aus den Anforderungen ihrer seelsorgerischen Stellung und der darunter als hochwichtig begriffenen Fürsorge für die heranwachsende Jugend mit Bestimmtheit herzuleiten, mithin als ein Ausfluß ihrer Verpflichtungen gegen das geistliche Amt und das Wohl der Kirche anzusehen sei. In dieser Beziehung hat er die Forderung gestellt, daß evangelische Geistliche eine Schulaufsicht, die sie bisher geführt, oder die ihnen neu von der Staatsbehörde angetragen würde, nicht nach ihrer alleinigen Entschließung, sondern nur mit Zustimmung der kirchlichen Provinzialbehörde niederlegen oder ablehnen sollten. Nach dem Niedergange des „Kulturkampfes" hat sich Dank dem Entgegenkommen der Behörden ein im ganzen erträglicher Zustand entwickelt, nach dem die Geistlichen das Lokal- und Kreisschulinspektorat wenigstens in den rein evangelischen Landen und in nicht zu großen Städten verwalten. Leider haben einzelne Geistliche in größeren Gemeinden geglaubt, die Ortsschulaufsicht aufgeben zu dürfen. Doch haben die Behörden solche Ablehnung im ganzen nicht gefördert.

Ähnliche Zustände sind auch in anderen deutschen Landen. Wo selbständige Inspektoren bestehen, werden sie doch vorzugsweise gern aus dem geistlichen Stande gewählt. Leider aber hat gerade die Übertragung des Aufsichtsamts an die Geistlichen nicht mehr als Kirchenbeamte, sondern als Personen nun einen Widerspruch gegen die Beauftragung der Geistlichen hervorgerufen, und es haben sich sogar die entschieden im evangelischen Glauben stehenden Kreise wie Pfarrer Zillessen, der verdiente Herausgeber der „deutschen Lehrerzeitung", Pfarrer Potz in Radevormwald, Rektor Dörpfeld u. a. bestimmen lassen, für die Beseitigung der geistlichen Lokal-Schulaufsicht einzutreten, wobei es eigentümlich ist, daß die Geistlichen aus Rücksicht auf den treu evangelischen Standpunkt der „deutschen Lehrerzeitung" für diese eintreten, obgleich sie selbst den Ast abzusägen bereit ist, mittels dessen die Verbindung zwischen Kirche und Schule, Geistlichen und Lehrern Jahrhunderte lang bestanden hat. So gewiß die Schulfrage die verschiedensten Volkskreise aufs lebendigste bewegt, so gewiß ist es geboten, die Beteiligung der Geistlichen an der Schulaufsicht im Lichte unserer Zeit zu betrachten.

Bevor wir jedoch an die hochwichtige Frage herantreten, ist

neben der kirchlichen und persönlichen geistlichen Schulaufsicht noch zu berücksichtigen die in evangelischen Landen nur wenig bekannte Weise der Leitung des Religionsunterrichts durch den Geistlichen. Laut Verfügung des Kultusministeriums vom 16. Februar 1876 steht nach Artikel 24 der Verfassungsurkunde vom 31. Januar 1850 die Leitung des Religionsunterrichts den Religionsgesellschaften zu. In der Regel und so lange die kirchlichen Organe nicht ein anderes Organ dazu bestimmen, ist der gesetzlich bestellte Ortspfarrer als das zur Leitung des Religionsunterrichts berufene Organ zu betrachten, so lange nicht sein Verhalten diejenigen Zwecke gefährdet, welche der Staat mit der Erziehung der Jugend durch die Volksschule verfolgt. Der als Organ der betreffenden Religionsgesellschaft anerkannte Pfarrer oder sonstige Geistliche ist berechtigt, dem schulplanmäßigen Religionsunterricht in den dafür festgesetzten Stunden beizuwohnen, durch Fragen und soweit erforderlich stellenweises Eingreifen in den Unterricht sich davon zu überzeugen, ob dieser von dem Lehrer vollständig und sachgemäß erteilt wird und welche Fortschritte die Schüler darin gemacht haben, ferner den Lehrer (jedoch nicht in Gegenwart der Kinder) sachlich zu berichtigen, Wünsche oder Beschwerden in bezug auf den Religionsunterricht der staatlichen Aufsichtsbehörde vorzutragen und endlich bei der Entlassungsprüfung, wo eine solche stattfindet, nach vorherigem Examen die Censur in der Religion mit festzustellen.

Diese Art der Schulaufsicht steht also dem Ortspfarrer durchweg in Preußen zu. Einstweilen ist dieselbe von der modernen Pädagogik noch nicht unmittelbar angegriffen. Im Gegenteil, wenn die geistliche Schulaufsicht als eine Bürgschaft bezeichnet wird dafür, daß die Schule eine christliche bleibe, so fühlen sich die Bekämpfer der geistlichen Schulaufsicht beleidigt, als ob nicht auch sie christlichen Unterricht forderten. Inzwischen wird aber in Baden, nachdem die gemischte Schule daselbst vor vierzehn Jahren eingerichtet ist, von Rechtsanwalt Oskar Muser in Offenburg, dem Führer der „Freisinnigen", die sogenannte „Neuschule" gefordert, in der der konfessionell dogmatische Religionsunterricht nicht mehr erteilt werden soll. Nach ihm ist derselbe in die Volksschule hineingekommen lediglich durch geschichtliche Verhältnisse. Der Staat dient mit der Anordnung konfessionellen Religionsunterrichts nur der konfessionellen

Kirche. Wie lange soll er diesen Fehler fortsetzen? Es erfüllt sich schnell das Wort, was Dr. Mühlhäußer 1877 redete: „An dem Gebäude der gemischten Schule läßt man jetzt den Religionsunterricht als Anbau noch stehen. Aber der Anbau kann auch abgerissen werden. Man wird bald sagen, das Gebäude nehme sich schöner aus, wenn der Anbau entfernt sei." *)

Unten wird noch darauf zurückzukommen sein, daß die Trennung der Religionsschulaufsicht von der allgemeinen Schulaufsicht zu Konflikten mit den beiden gleichstehenden Beauftragten notwendig führen müßte. Hier aber sei es gestattet, die Überzeugung auszusprechen, daß, wenn es gelingen sollte, die Geistlichen von der allgemeinen Schulaufsicht auszuschließen, man nicht ruhen wird, ihnen auch die Beaufsichtigung des Religionsunterrichts unter Abänderung der Verfassung streitig zu machen und endlich den christlichen Religionsunterricht durch Unterricht in allgemeiner „Moral" oder gar im Strafgesetzbuch zu ersetzen.

Wenn nun nachstehend von der geistlichen Schulaufsicht im Lichte der jetzigen Zeit soll geredet werden, so wird auf die verschiedenen Arten der Schulaufsicht, auch auf die Führung in Kreis- und Schulinspektion und die Unterschiede der Schulen nicht weiter eingegangen.

Aber es könnte durch die Aufstellung unserer Frage die Meinung geweckt werden, als eigne unserer Zeit ein einheitlicher Charakter. Weit entfernt aber, daß wir denselben ihr zuweisen, sehen wir in ihr die verschiedensten Strömungen einander so scharf entgegentreten, daß wir höchstens den Widerstreit der unvereinbarsten Gegensätze als unserer Zeit eigentümlich ansehen können.

Unserer Zeit eignet einerseits der historische Zug. Die Geschichtswissenschaft ist zu einer ungeahnten Blüte gekommen. Leopold von Ranke hat neben den vom Feldmarschall Graf Moltke geleiteten Veröffentlichungen des preußischen Generalstabs ein Muster der Geschichtschreibung dargeboten. Auch in der Theologie gehen die Einen immer genauer auf die geschichtlichen Bekenntnisse der Konfessionen zurück, andere haben durch neue Darstellung der Religionsgeschichte der Wissenschaft ganz neue Bahnen zu brechen gesucht.

*) Hier sei dankbar erwähnt: G. Wagner, Die demokratische Zukunftsschule im Lichte des Christentums. Karlsruhe, J. J. Reiff. 1892. 64 S. 0,60.

Dem historischen Zuge tritt gegenüber der kritische. Kein Anspruch und wäre er auch noch so von alters her ererbt und bewährt, wird in unsern Tagen anerkannt und berücksichtigt, der nicht bestimmt aufrecht erhalten und verteidigt wird. Je schärfer die Kritik aber auftritt, desto notwendiger macht sich auch der apologetische Zug unserer Zeit geltend, der das Recht des Bestehenden und der Wahrheit mit zunehmender Kraft aufzeigt und geltend macht.

Eigentümlich ist unserer Zeit auch der Zug, daß sie nur denjenigen als befähigt anerkennt, der über seine Fähigkeiten ein geschriebenes Zeugnis nach Bestehung der Prüfung vorlegen kann. Wie lange hat man dem Fürsten Bismarck es vorgehalten, daß er sich keiner Assessorprüfung unterzogen und keine landläufige Beamtenlaufbahn durchgemacht hat. Daß der bewährte Kenner des preußischen Schulwesens Staatsminister a. D. Dr. theol. Graf von Zedlitz-Tritzschler nicht die Universitätsbahn durchlaufen hat, ist wohl mit die Veranlassung gewesen, daß das liberale Professorentum so rücksichtslos gegen den überdachtesten Volksschulgesetzentwurf aufgetreten ist. Dieses Fragen unserer Zeit nach der Fähigkeit kann als ein formalistisches bezeichnet werden.

Neben dem formalistischen ringt aber der realistische Zug um die Herrschaft. Noch immer gilt das Wort in Schillers Wallenstein: „Und setzet ihr nicht das Leben ein: nicht wird euch das Leben gewonnen sein," und jenes andere klassische Zeugnis: „Was du ererbt von deinen Vätern: erwirb es, um es zu besitzen." Nur wenn mit voller Hingebung die Arbeit gethan wird, flicht unsere Zeit den Kranz der Ehren.

Im Lichte dieser Zeit die geistliche Schulaufsicht betrachtend, handeln wir zuerst von ihrer Geschichte, sodann ihrer Berechtigung, ihrer Verteidigung, von der Vorbereitung darauf und endlich von ihrer Führung.

Daraus ergiebt sich sodann die Bedeutung, welche der geistlichen Schulaufsicht gerade in unseren Tagen zukommt.

I. Geschichte der geistlichen Schulaufsicht.

Es hieße, „Eulen nach Athen tragen", wenn die Geschichte der Schule in ihrem Verhältnisse zu Kirche und geistlichem Amte hier ausführlich sollte dargestellt werden. Im Mitelalter lehnten sich

die geistlichen, die lateinischen und auch die wenigen bestehenden Volksschulen fast ausschließlich an Klöster und Kathedralkirchen an. Aber hingewiesen sei ausdrücklich auf die Schrift des größten Kirchenlehrers des Abendlands, Augustin, der in seinem „Unterricht der Anfänger im Christentum“ nicht allein über den Unterrichtsstoff Andeutungen, sondern auch die trefflichsten methodischen Anweisungen giebt. Wer gut disponiert, der lehrt gut — ist der eine Grundsatz, den er mit bewundernswertem Takt durchführt, und ebenso nachahmenswert wie seine Gliederung und Entwicklung ist die Kombination und Konzentration, in welcher er Analoges und Gegensätzliches nebeneinander stellt, so daß eines Licht vom andern empfängt.*)

Eine vollständige Umwandlung verdankt das Schulwesen der Reformation. Die neue Kirche stellte ganz andere Forderungen an ihre Angehörigen. Jeder sollte seines Glaubens gewiß sein, jeder aus freier Überzeugung in freier Weise sich zu ihr bekennen. Ein solches Kirchentum mit solchen Lehren und solchen Grundsätzen mußte im Interesse der Selbsterhaltung und des Fortbestandes notwendig zugleich auch reformatorisch auf die Jugenbildung wirken. Und das hat sie gethan mit einem Eifer, der bis dahin unerhört war. Schützes Schulkunde (Leipzig, Teubner) zeigt die Liebe, die wahrhaft göttliche Hingabe ausführlich auf, mit welcher Luther die deutsche Schule umfaßte. Kein Schulmeister ex professo, steht er gleichwohl da als einer der größten Erzieher und Schulmeister. „Das sage ich kürzlich: (s. Luthers Sermon, daß man solle Kinder zur Schule halten. Erlang. Ausg. Band 20, S. 40) einen fleißigen, frommen Schulmeister oder Magister, oder wer es ist, der Knaben treulich zeucht und lehret, dem kann man nimmermehr genug lohnen und mit keinem Gelde bezahlen. Und ich, wenn ich vom Predigtamt und andern Sachen ablassen könnte oder müßte, so wollte ich kein Amt lieber haben, denn Schulmeister oder Knabenlehrer sein. Denn ich weiß, daß dies Werk nächst dem Predigtamt das allernützlichste, größte und beste, und weiß noch dazu noch nicht, welches unter beiden das beste ist.“ In beiden Schriften Luthers „An den christlichen Adel deutscher Nation“ „von des christlichen Standes

*) Vergl. Ausführlicheres bei Georg Schulze, die einheitliche Christenlehre im ev. Schul- und Pfarrunterricht. Gütersloh, Bertelsmann Band I, S. 40 ff.

Besserung" (1520) „und an die Bürgermeister und Ratsherrn aller Städte deutschen Landes," daß sie christliche Schulen aufrichten sollen (1524), empfiehlt Luther aufs eindringlichste die Errichtung von Schulen, und zwar öffentlichen. Die Prediger sollen aufs fleißigste dahin wirken, daß die Kinder zur Schule gehalten werden. — Der von Melanchthon im „Visitationsbüchlein" von 1528 entworfene Schulplan ist von Luther angenommen, von Bugenhagen gebilligt; Luther hat auch gewollt, daß Deutsch, Geschichte, Musik in den Schulen gelehrt werden, hat die wichtigsten Erziehungsgrundsätze gegenüber der mönchischen Erziehung entwickelt, hat selber Schulvisitationen gehalten und ist durch seine Katechismen, seine Bibelübersetzung und seine Lieder der große Sprachmeister volkstümlicher Rede geworden.

Die Kirchenordnungen der Reformation waren stets zugleich Schulordnungen, und wo eine selbständige Schulordnung erscheint, so geht sie überall von der Forderung aus, daß alle christlichen Eltern schuldig sind, sobald ein von Gott ihnen geschenktes Kind seinen Verstand einigermaßen zu gebrauchen und die Muttersprache zu verstehen anfängt, zu dessen Unterweisung in der Erkenntnis Gottes den Grund zu legen, auf dem in Schulen soll gebaut werden.

Der dreihundertjährige Geburtstag des letzten Bischofs der mährischen Brüder „Amos Comenius" ist im Jahre 1892 mit geziemendem Danke gefeiert worden. Wohin immer dieser treue Bekenner seinen flüchtigen Fuß gesetzt hat, überall hat er seine Arbeit in den Dienst der Schule gestellt. Comenius sah im Kinde das Kind Gottes, das in der Taufe seinem Schöpfer und Erlöser zurückgegeben worden, für das man zu beten habe, und das man früh beten lehren müsse. Sein pädagogischer Grundsatz war: Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Er, der nicht müde geworden ist, seine Brüder im Pfarramt zu bitten, allen Fleiß auf die Unterweisung der Jugend zu wenden, ist der eigentliche Begründer der Volksschule. In seinem Lehrplan wird die um zwei Jahrhunderte fortgeschrittene Pädagogik kaum einen Gegenstand vermissen. Er will in der deutschen Schule gelehrt haben: Lesen, Rechtschreiben, Rechnen, Messen, Singen, Liederkenntnis, Katechismus, Bibel, Geschichte, Kosmographie, Gewerbe und Turnen. Seine didaktischen Grundsätze haben allgemeine Annahme bei der modernen

Pädagogik gefunden und dabei schreibt der treue Bekenner in großer Demut im sieben und siebzigsten Lebensalter in der Schrift, die den Titel „unum necessarium“ führt: „Ich erkenne, daß all mein Thun bisher entweder ein bloßes Hin- und Wiederlaufen einer geschäftigen Martha gewesen (doch aus Liebe zu dem Herrn und seinen Jüngern) oder nur ein Wechsel des Laufens und der Ruhe. Nun aber liege ich endlich mit Maria zu den Füßen Jesu und spreche mit David: Das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte.“ So der Mann, dem dies Jahr den verdienten Lorbeer gebracht, ein Bischof und ein Pädagoge.

Philipp Jakob Spener hat oft genug den Vorwurf gehört, daß sein Kurfürst habe einen Oberhofprediger haben wollen, aber einen Schulmeister bekommen habe. Der reichste Geisteserbe dieses Meisters, Aug. Herm. Francke, der Professor der Theologie und Prediger zu Glaucha bei Halle, ist — wie einer seiner Biographen sagt — ein Pädagog im größten Stile, wie es keinen vor ihm, keinen nach ihm gegeben hat. Als solchen hat er sich bewiesen in der Leitung der hohen und niederen Schulen, welche in seinen Stiftungen vereinigt waren, bis hinab zur Elementarschule seines Waisenhauses, durch dessen glaubenszuversichtliche Begründung er allen denen ein Vorgänger geworden ist, die es als ein großes Werk erkennen, die Armen zu unterweisen, die Waisen zu pflegen und die Verlorenen wieder zu sammeln. Sein kurzer und einfältiger Unterricht, wie die Kinder zur wahren Gottseligkeit und christlicher Klugheit anzuführen sind, giebt Zeugnis ebenso von dem geistlichen Sinne wie dem pädagogischen Takte, welchen dieser große Lehrer selber getragen, und den er auch in seinem seminarium praeceptorum als einen köstlichen Samen in die Herzen vieler Lehrer gesät hat.

Unter seinen Schülern sei besonders genannt Julius Hecker, der als Student der Theologie an den Halleschen Stiftungen unterrichtete, am Waisenhause zu Potsdam als Prediger und Inspektor segensreich wirkte, vor allem aber als Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin und späterer Oberkonsistorialrat nicht nur neue und bessere Volksschulen gründete, die erste Realschule errichtete und mit dieser ein Lehrerseminar verband, sondern auch als ebenso bewährter Schulmann wie als strenger Pietist mit der Abfassung

des Landschulreglements von Friedrich dem Großen betraut wurde. Dieses erschien etwa ein halbes Jahr nach der Beendigung des siebenjährigen Krieges, nämlich am 12. August 1763. Das Reglement ist erfüllt von einem echt vorbildlichen Geiste und ist die Grundlage des ganzen neueren Volksschulwesens in Preußen, namentlich in bezug auf die äußere Organisation und auf die Anforderungen an die Persönlichkeit und den Wandel, an den Unterricht und die Disziplin des Lehrers. Obwohl selbst dem Glauben entfremdet, beabsichtigte der große König dennoch, einen guten Grund zum wahren Wohlsein des Landes durch eine vernünftige sowohl als christliche Unterweisung in der wahren Gottesfurcht und anderen nützlichen Dingen zu legen. Der Entstellung unserer Tage gegenüber kann nicht genug daran erinnert werden, daß es das Friedericianische Landrecht ist, welches die Geistlichen verpflichtet, nicht nur durch Aufsicht, sondern auch durch eigenen Unterricht des Schulmeisters sowohl als der Kinder zur Erreichung des Zweckes der Schulanstalten thätig mitzuwirken. (Allg. preuß. Landrecht Teil II Titel 12 § 49.)

Es kommt die Zeit der Glaubensentfremdung. Aber selbst damals hörten die Geistlichen nicht auf, ihre besten Kräfte der Schule zu widmen. Genannt seien nur Dinter, der Pfarrer zu Borna und zu Kitscher, Seminardirektor zu Dresden, Schul- und Konsistorialrat zu Königsberg, ferner Niemeyer, der Nachfolger Aug. Hermann Franckes, Zerrenner, Prediger, Konsistorialrat und Propst in Magdeburg. Mögen sie und die Philantropen vieles verfehlt haben: so tief wie Jean Jaques Rousseau, der Kupferstecher, konnten sie nicht fallen, weil sie für das geistliche Amt ausgebildet waren. Daß aber Johann Heinrich Pestalozzi, dieser Pädagog der That, einen so weit reichenden Einfluß auf die Lehrthätigkeit des ganzen neunzehnten Jahrhunderts gewinnen konnte, verdankt er, wenn nicht seiner eigenen theologischen Ausbildung, so vornemlich der Anregung, die er von seinem mütterlichen Großvater Pfarrer Hotz zu Höngg bei Zürich empfangen hat.

Die entscheidenste Einwirkung auf die preußische Volksschule hat auch nach Diesterwegs Urteil Dr. Wilhelm Harnisch geübt, nach dem Studium der Theologie zuerst Lehrer im Plamannschen Institute, 1812—1822 Oberlehrer am Lehrerseminar in Breslau,

1822—1842 Direktor in Weißenfels, von wo aus er in die Stille des Pfarramts zu Elbei trat, auch dort noch wie zuvor ein fruchtbarer Schriftsteller auf allen Gebieten der Pädagogik.

Und was soll noch weiter gesagt werden von allen den verdienten Schulmännern, Direktoren und Schulräten, die in der Nachfolge Harnischs aus dem geistlichen Stande hervorgegangen sind und das höchste Verdienst um die Schule sich erworben haben. Gehört doch auch der jetzige langjährige Leiter des preußischen Schulwesens, Geh.-Rat Schneider, diesem Stande an und hat er doch gerade durch die jetzt den fünfundzwanzigjährigen Geburtstag erlebende Handreichung der Kirche an die Schule in theoretischer und praktischer Anleitung zum evangelischen Religionsunterricht sich die Bahn zu seiner verdienstvollen Stellung gebrochen.

An der Hand der Geschichte können wir zu keinem anderen Schlusse kommen, als daß das geistliche Amt mit der größten Treue sich der Schule und des Lehramtes angenommen und der Volksschule stete Teilnahme erwiesen hat.

II. Berechtigung der geistlichen Schulaufsicht.

Der Apostel Paulus bezeugt im Korintherbriefe II, 12, 1: „Es ist mir ja das Rühmen nicht nütze. Doch will ich mich rühmen der Offenbarung des Herrn." Es ziemt allezeit dem Geistlichen Bescheidenheit. Doch ein bekanntes Sprichwort sagt, daß man weiter ohne sie kommt.

Wenn es nun eine Eigentümlichkeit unserer Zeit ist, daß sie auch die wohl erworbenen Rechte und Ansprüche nicht anerkennt, die nicht entschieden verteidigt werden, so ist es übel angebracht, die Angriffe gegen die geistliche Schulaufsicht ohne Widerrede anzunehmen und dadurch nicht die Person, sondern das Amt des Geistlichen preis zu geben.

An der Leitung der Schule sich zu beteiligen, hat der Geistliche zunächst Recht und Pflicht durch den unmittelbaren Auftrag des Herrn selbst. Nicht allein die Erwachsenen, sondern auch die Kleinen, die Lämmer hat Jesus dem Apostel Petrus zu weiden den Auftrag gegeben, und dieser Auftrag gilt allen denen, welche das Amt in der Gemeinde führen. In seinem ersten Briefe Kap. 5 ermahnt der Mitälteste und Zeuge der Leiden, die in Christo sind,

die Ältesten, zu weiden die Herde Christi, die ihnen befohlen ist, nicht gezwungen, sondern williglich, nicht um schändlichen Gewinns willen, sondern von Herzensgrund, nicht als die über das Volk herrschen, sondern Vorbilder der Herde. Und daß dieses Weiden auch auf die Kleinen sich richte, folgt ausdrücklich aus der Forderung V. 5, daß die Jungen sollen den Ältesten unterthan sein. So ist es denn die Aufgabe des geistlichen Amtes, sich der Kinder anzunehmen. Da diese aber in der Schule gesammelt sind, wie natürlich, daß die Geistlichen mit der Schulaufsicht betraut werden.

Die vorwärts geschrittene und mit dem Anspruch einer selbständigen Wissenschaft auftretende Pädagogik nimmt Anstoß an dem Worte Aufsicht. Pfarrer Zillessen will die Aufsicht aufgeben und will dem Pfarrer statt dessen die Schulpflege oder die Leitung des Schulvorstandes übergeben. Er unterscheidet sonach zwischen den äußeren und inneren Angelegenheiten der Schule. Daß für diese ersteren eine Schulpflege eingerichtet werde, wird fast allgemein zugestanden. Zugestanden wird ferner, daß auch eine örtliche Aufsicht über die Amtsführung junger oder nicht zuverlässiger Lehrer nötig ist, daß eine Vermittlung der Konflikte zwischen Schule und Eltern und Kindern am Orte sich im allseitigen Interesse dringend empfiehlt: ob dieses Amt nun Schulaufsicht oder Schulpflege genannt wird, ist ziemlich gleichgültig. Auf die Schulpflege Nachdruck zu legen, scheint uns ein Spielen mit Worten oder ein Silbenstechen ohne Wert zu sein.

Wenn nun dem Geistlichen die Teilnahme an der Schule nie wird bestritten werden können, so darf es deshalb noch weniger geschehen, weil der Geistliche selbst die seiner Gemeinde durch die Taufe zugewiesenen Kinder zu unterweisen hat.

Das ist doch die Voraussetzung der Kindertaufe, daß die Kinder, welche getauft sind, im christlichen Glauben erzogen werden. Sonach hat der Geistliche die Verpflichtung, sich um die gesamte Erziehung des Kindes zu kümmern. Auch deshalb schon hat er teil an der Schule.

In allen Zeiten haben die Geistlichen sehr oft selbst Unterricht in den ihnen unterstellten Schulen erteilt, so wie sie noch jetzt sich nicht scheuen sollen, auch Probelektionen in den Bezirkslehrerkonferenzen zu übernehmen. In der Schule meines Heimat-

dorfes unterrichtete der sehr beschäftigte Geistliche wöchentlich in den verschiedensten Gegenständen, sei es, daß er die Schüler in das damals noch wenig angebaute Gebiet der Kirchengeschichte einführte, daß er im Deutschen, Rechnen oder in der Geschichte und Geographie die Stunden auf ein halbes Jahr übernahm. Mein alter Lehrer bekannte nach dem Hinscheiden seines Pastors unter Thränen, wie viel er in diesen Lehrstunden für sich und seine Methode von dem Pastor gelernt.

Immer aber unterrichtet der Pastor die für die Konfirmation vorzubereitenden Schulkinder. Es ist doch offenbar, daß er zur Führung der Schulaufsicht vor allen andern nicht unmittelbar im Lehramte stehenden Personen geeignet ist. Wenn die Sache nicht zu ernst wäre, so könnte man wirklich wünschen, daß einmal für etliche Jahre die Geistlichen von der Führung der Schulaufsicht entbunden würden, daß Amtsvorsteher und Bürgermeister, Förster und Offiziere, Baumeister und Rittergutsbesitzer damit beauftragt würden. Wie bald würde sich der Lehrer nach dem milden Krummstabe sehnen.

Vor allen anderen Studierten hat der Pastor die Verpflichtung, eine allgemeine Bildung zu gewinnen. Er kommt mit allen Ständen zusammen, lernt auf ihre Verhältnisse eingehen und ist vornehmlich der Einzige, der in unmittelbare Verbindung tritt mit den Eltern derjenigen Kinder, die die Volksschule besuchen. Eignet ihm dazu noch meist eine zur Vermittlung sich darbietende Milde, so wüßte ich nicht, was den Geistlichen nicht zur Führung der Schulaufsicht berechtigen sollte.

Mit den Lehrern hat er dasselbe Amt an denselben Kindern. Beide haben dasselbe Ziel. Endlich hat der Pfarrer zum Lehrer oft noch eine besondere Stellung, wenn er zugleich Kirchenbeamter ist. Seinen Religionsunterricht ist er auf alle Fälle berechtigt, zu beaufsichtigen. Stünde er damit neben einem andern Schulaufseher, so würde gerade zwischen beiden ein Gegensatz natürlich gegeben sein, der Lehrer unterstünde zwei Feuern, und offenbar würde es ihm erwünscht sein, dann lieber dem zu unterstehen, der wenigstens für den hervorragendsten Teil des Unterrichts, den Religionsunterricht, vorgebildet ist. Der Geistliche ist verpflichtet, seinen Unterricht auch methodisch so gut als möglich zu erteilen. Er wird sich

daher auch methodisch immer mehr vervollkommnen müssen. Endlich ist der Pfarrer mit jedem Lehrer als seinem Gemeindegliede verbunden.

In der That, von der geistlichen Schulaufsicht kann gesagt werden, daß sie natürlich und vernünftig sei. Kreisschulinspektor Fr. Polack in Worbis in seinem Vortrage über die Schulaufsicht, der sonst maßvoll geschrieben ist, bestreitet dies. Er sagt, die Schulaufsicht solle die äußeren Arbeitsbedingungen möglichst günstig gestalten, die einzelnen Kräfte zu einheitlicher Arbeit sammeln, die Ziele der Bildungsarbeit zeigen, den Gebrauch der besten Mittel lehren und endlich die Arbeit überwachen, daß sie zweckdienlich gethan werde.

Was gehört nun dazu, um diese Aufgaben zu lösen? Eine umfassende, allgemeine Bildung, die mit freiem, tiefem Blick die Zeit und ihre Bedürfnisse, sowie die Bedeutung der Bildungsarbeit erfaßt, versteht und würdigt, fachmännische Einsicht und Erfahrung, welche zu gerechtem Urteil über die Arbeit und zu kundiger Mithilfe daran befähigt, ausreichende Zeit, um den mannigfachen Seiten der Schulaufsichtspflicht gerecht zu werden, und endlich ein tiefgehendes Interesse an der Arbeit und den Arbeitern der Schule.

Nun das Interesse der Geistlichen an der Schule wird doch niemand abstreiten können. Im Gegenteil beklagen die Gegner oft, daß die Geistlichen zu viel Teilnahme an der Schule beweisen. Die allgemeine Bildung eignet den Geistlichen doch gewiß. Der auf dem Lande in kleiner Gemeinde befindliche Pastor hat auch notorisch die ausreichende Zeit, und daß er die fachmännische Kenntnis im großen und ganzen hat, das wird sogleich der Gegenstand besonderen Nachweises für uns sein.

Es erinnert die beanspruchte Selbständigkeit der Pädagogen an die Einrichtung, welche vor dreißig Jahren der eben zu Ansehen gekommenen Telegraphie zu teil wurde. Überall, wo ein Telegraphenbeamter genügende Beschäftigung hatte, wurde die Telegraphie von der Post getrennt, oft entferntes, eigenes Lokal gemietet und die neue Behörde selbständig gemacht. Bald aber erkannte man, daß damit weder der Post, noch der Telegraphie, noch dem Staate oder den Geschäftsleuten ein Dienst geschehe. Seitdem verwalten die Postbeamten die Telegraphie im Nebenamt, und es ist möglich

geworden, auch im kleinen Orte sogar Fernsprechverkehr herzustellen. Wie viel Amtsverpflichtungen werden im Nebenamte verrichtet und nicht zu ihrem Schaden.

So haben bei kleinen Schulkörpern die Geistlichen die Zeit und die Kraft, die Schulaufsicht oder Schulpflege im Nebenamt zu führen. In größeren Orten ist das Technische zumeist den Rektoren überlassen. Die Schulpflege beschränkt sich dabei mehr auf das allgemeine, und den Schulinspektoren wird gleichfalls nicht eine unüberwindbare Last aufgelegt. Betreffs der fachmännischen Bildung verweisen wir auf die nachfolgenden Bemerkungen.

III. Verteidigung der geistlichen Schulaufsicht.

Vornämlich das „Schibolet" der fachmännischen Einsicht und Erfahrung wird von den Gegnern der geistlichen Schulaufsicht ins Feld geführt.

Da ist es nun zunächst offenbar, daß selbst den tüchtigsten Schulmännern eine volle technische Einsicht in alle Fächer des Unterrichts nur selten eignet. Nicht allein bei den höheren Schulen fehlt den Leitern diese alle Gegenstände umfassende Bildung. Dem Philologen ist oft das Gebiet der Mathematik, der Physik und Naturwissenschaft ganz fremd, von den technischen Fertigkeiten des Turnens, Zeichnens, Gesanges ganz zu schweigen. Ebenso ist der Neusprachler auf anderen Unterrichtsgebieten des Gymnasiums nicht zu Hause. Das Gebiet selbst der einzelnen Unterrichtszweige der Volksschule ist so umfassend, daß es Einer Persönlichkeit selten möglich ist, sie wissenschaftlich zu ergründen. Wird doch darum auch die Mittelschulprüfung und das Rektoratsexamen nur auf zusammengehörige Unterrichtsgegenstände beschränkt.

Die Kenntnis der verschiedenen Methoden ist noch weniger allseitig zu fordern. Kennt aber der Schulleiter Eine Methode genau, so ist die Gefahr vorhanden, daß er einseitig die Anwendung dieser Methode auch von demjenigen Lehrer fordert, der eine andere erfolgreicher handhaben würde. Es ist bekannt, daß die Klagen über falsche Forderungen in Anwendung der Methode gerade über Fachschulaufseher noch lauter erhoben werden als gegen diejenigen, welche bereit sind, dem Lehrer die von ihm erprobte Methode zu belassen, und die es vermöge der mehr allgemeinen Uebersicht be-

urteilen, ob auf den verschiedenen Wegen, deren Ziel dasselbe ist, eben dieses Ziel erreicht wird. Schützes „Schulkunde" urteilt über die verschiedenen Leselehrmethoden also: „Welche von den besprochenen Methoden ist nun die naturgemäßeste und bildendste? Die Buchstabiermethode gewiß nicht. Die Krugsche? Sie ist uns nicht einfach genug. Stephani und Graser in angemessener Verbindung: das gibt nach unserer Meinung die beste Lesemethode, nämlich die bildende Schreiblesemeise, wie sie Lüben und Nake aufgestellt haben. Mit dieser Methode können sogar Übungen des Buchstabierens, des Jakototschen Analysierens und Synthetisierens zweckmäßig verbunden werden. Selbst Krugsche Übungen sind nicht ausgeschlossen. So mag man das wirklich Praktische aller Leselehrweisen annehmen nach dem Worte: Prüfet alles und das Gute behaltet!" — In neuerer Zeit ist noch die Normalwörtermethode durch Schulrat Kehr vielfach verbreitet. Das Urteil der Lehrer ist darüber vielfach ungünstig. Aber wenn der Lehrer auf dem Seminar diese Methode gelernt hat, thut der Aufseher gut, ihm darin freie Hand zu lassen, wenn nur das Ziel rechtzeitig erreicht wird.

Ebenso streiten sich die russische Rechenmaschine, die Berliner Knopfmaschine, die Bernsche Punktmaschine mit ihren verschiedenen Abarten um den Preis für das elementare Rechnen. Das Zusammensetzen von quadratförmigen Klötzen hat nicht minder Vorteile. Es genügt, wenn nur die sichere und feste Grundlegung in den Elementen rechtzeitig angeeignet wird.

Durch Lehrerkonferenzen, durch größere Schulkörper, sowie durch theoretische Arbeiten wird der Schulaufseher leicht die Kenntnis der verschiedenen Methoden gewinnen und bald fachmännisches Urteil sich aneignen.

Fachmännisches Urteil übrigens haben alle die Juristen auch nicht, welche fast alle vorsitzenden Stellen in den höheren Behörden inne haben, so wenig wie die Offiziere, welche nach ihrem Austritt aus dem Heere in bürgerliche Ämter eintreten. Sie sind dafür Zeugnis, daß es bei der Leitung der Behörden nicht an erster Stelle auf technische Kenntnis als vielmehr auf allgemeines Urteil ankommt. Der Rat bei einer Regierung wird willig seinem Kanzleirat den Preis für Rechnen und Schönschreiben abtreten, und dennoch führt er über ihn die Aufsicht.

Mit dem Geistlichen steht es aber noch günstiger. Er erteilt selbst Unterricht und wird die Aufgabe haben, bei seiner Unterweisung die beste Methode anzuwenden. Er ist schon als Geistlicher verpflichtet, sich in der Pädagogik fortzubilden. Der Unterricht, in dem er Fachmann ist, ist der allerwichtigste der ganzen Volksschule. Im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Geschichte und Geographie und in Naturwissenschaften muß er zu Hause sein. Auf die Kenntnis der Musik müssen die Geistlichen immer mehr Fleiß verwenden: also sie trifft gar nicht einmal der Vorwurf des Mangels an Fachkenntnis.

Sollen wir endlich daran erinnern, daß es geradezu gar kein Gebiet der Wissenschaft gibt, auf dem Geistliche nicht Hervorragendes geleistet hätten? Sind nicht aus ihnen hervorragende Staatsmänner, Gelehrte, Geschichtsschreiber, Volksschriftsteller, gottbegnadete Dichter, Kunstkenner, Naturforscher, Spezialisten auf dem Gebiet der Bienenzucht, der Blumenpflege, der Baumveredlung hervorgegangen, haben sie nicht vielfach als Naturärzte hohen Ruf gewonnen, ist nicht jüngst erst der Führer der Vereine gegen Tierquälerei mitten aus dem geistlichen Amte abgerufen, nehmen sie nicht eine bedeutsame Stelle in der Besprechung der sozialen Fragen ein, erweisen sich nicht die Missionare in allen technischen Fertigkeiten als Meister, gründen sie nicht überall, wo ihre Arbeit beginnt, Schulen, stehen nicht Theologen an der Spitze unsrer angesehensten christlichen Zeitungen, vertreten sie nicht die Bestrebungen der Schulsparkasse, des Handarbeiten- des weiblichen Haushaltungsunterrichts? Arbeitet nicht, um einen Namen zu nennen, ein Mann wie Stöcker sich in allen Gebieten des öffentlichen Lebens ein? Nein, den Mangel der Fachkenntnis darf man nicht gegen die geistlichen Schulinspektoren erheben.

Doch auch der entschieden evangelisch gerichtete Rektor Dörpfeld verwirft die örtliche technische Schulaufsicht in der Schrift: „Ein Beitrag zur Leidensgeschichte der Volksschule nebst Vorschlägen zur Reform der Schulverwaltung.“ Er meint, die Schulverwaltung besitze nicht die nötige Fühlung mit dem Lehrerstande und darum auch nicht den wünschenswerten Einfluß auf denselben. Die Lehrer seien vielfach der Gefahr ausgesetzt, in verkehrte Lehrwege gedrängt und in ihren Leistungen ungerecht beurteilt zu werden.

Schule und Lehrerstand entbehren der wünschenswerten Vertretung ihrer Interessen. Durch die hergebrachte Aufsichtsordnung erleide das Schulamt eine schwere Erniedrigung, der Lehrerstand noch eine besondere Zurücksetzung, indem bei der Berufung der Schulinspektoren keinerlei Auslese stattfinde und dadurch offen vor aller Welt kundgemacht werde, wie niedriger Art das Volksschulhandwerk sein müsse, da jeder Gebildete es ohne Mühe übernehme. Durch die hergebrachte Ortsschulaufsicht werde das Recht des Lehrerstandes zum Aufrücken in höhere Stellen eingeschränkt. In ihren Folgenwirkungen schädige die herkömmliche Aufsichtsordnung nicht nur die Berufsbildung, sondern auch das sittliche und religiöse Leben im Lehrerstande, indem sie das Widerstreben lähme, die Entwicklung des Standesgeistes und der Standesehre verhindere, Schule und Lehrerstand in das politische Parteigetriebe ziehe und einen bösartigen, das kirchliche und sittliche Leben schädigenden Gegensatz zwischen Pfarramt und Schulamt bringe.

Wir können nicht anders als in diesen Klagen den Ausdruck übertriebenen Mißbehagens zu sehen. So weit wir wissen, sind fast alle Schulräte vor ihrem Eintritt in dieses Amt Seminardirektoren gewesen. Es geschieht allerdings auch jetzt noch, daß wenn ein Schulrat einen Lehrer scharf behandelt, dieser sich damit tröstet, daß der Schulrat kein Fachmann sei. In Gefahr, in seinen Leistungen ungerecht beurteilt zu werden, ist jeder Mensch, jeder Beamte, in höchstem Maße der Geistliche. Der Lehrer hat durch die jährlichen Revisionen des Kreisschulaufsehers, sowie durch den Regierungsrat wahrlich Schutz gegen falsche Beurteilung. Kreisschulinspektor Pollack, indem er die Dörpfeldschen Bedenken in seinem Vortrage zum Abdruck bringt, klagt unmittelbar vorher über die Milde und Nachsicht des geistlichen Schulinspektors. Daß der Geistliche Fachmann ist, daß er in der Pädagogik geprüft ist, wird dabei vergessen. Daß der Standesgeist des Lehrerstandes entwickelt ist, liegt auf der Hand, da sogar die Organisation der Standesvertretung eine musterhafte ist. Ein Fortschritt ist es, daß die Lehrer zur Mittelschul- und Rektoratsprüfung zugelassen werden, manche sind Seminardirektoren und Regierungsräte geworden. Wo mag da von Schädigung der Berufsbildung geredet werden.

Pfarrer Zillessen hebt hauptsächlich den bösartigen, das

kirchliche und sittliche Leben schädigenden Gegensatz zwischen Pfarramt und Schulamt hervor. Zunächst bestreiten wir die Allgemeinheit dieses Gegensatzes. Zwischen vielen Pfarrern und Lehrern ist das Verhältnis ein durchaus mustergiltiges. Beide wissen sich als Mitarbeiter an derselben Jugend und zu demselben Ziele, sie selbst wie ihre Familien sind herzlich befreundet, und sie begreifen nicht, wie von einem Zwiespalt zwischen Pfarr- und Schulhaus kann geredet werden. Pfarrer Zillessen hat die Hoffnung, daß dieses Mißtrauen sofort weichen würde, wenn die örtliche Schulaufsicht fallen würde. Wir sehen nicht, daß dasselbe da gewichen ist, wo die örtliche Schulaufsicht der Geistlichen nicht mehr besteht. In großen Städten ist sie meist auf die Stadtschulräte übertragen. Allerdings nicht als Stadtschulräte, sondern kraft der von der Regierung ihnen übertragenen Vollmacht als königliche Kreisschulinspektoren, führen diese die staatliche Aufsicht. Es war eine irrtümliche Behauptung gelegentlich der Bewegung gegen den preußischen Volksschulgesetzentwurf, als ob den Städten als solche diese Aufsicht im Dienste des Staats zukomme. Der Gegensatz gegen die Geistlichen und gegen die Kirche wird aber gerade in jenen Städten genährt und durch Organisationen, die als solche vorbildlich sind, in Kreise verpflanzt, die der Kirche zugewandt sind und sich durch die geistliche Schulaufsicht durchaus nicht bedrückt fühlen. Im Gegenteil befürchten wir, daß der von Pfarrer Zillessen befürwortete Vorsitz des Geistlichen im Ortsschulvorstande ohne die bestehende Einwirkung auf den Unterricht nur Gelegenheit zu wirklichen Zwiespältigkeiten geben würde, so gewiß die Trennung der inneren und äußeren Schulsachen kaum durchführbar ist. Im Gegenteil jede Einwirkung des Geistlichen auf die Schule wird dann vom Lehrer beargwöhnt werden, der immer ein Zurückkommen auf die dem Geistlichen verlorenen Rechte befürchten und sich deshalb noch zurückhaltender gegen ihn stellen wird.

Die Aufsicht über den Religionsunterricht wird dennoch aber stets dem Geistlichen nach der Verfassungsurkunde von 1850 und den Verfügungen des Ministers Dr. Falk bleiben, da der Kirche die Leitung des Religionsunterrichts gewährleistet ist. Die Gegner der geistlichen Ortsschulaufsicht behaupten, daß diesem der Geistliche auch wohl zu sorgfältige Pflege angedeihen lasse. Hoffentlich ver-

bleibt es dabei, daß der Geistliche diese Aufsicht mit verdoppeltem Eifer übt. Aber dann wird das von Pfarrer Zillessen in zu großen Kreisen gesuchte Mißtrauen der Lehrer gegen die Geistlichen nur noch wachsen, und es wird der letzte Schaden schlimmer denn der erste sein.

Seitens der Freunde der Kirche wird auch noch geltend gemacht, daß der Geistliche durch die Schulaufsicht zu sehr belastet, mit kleinlichen Fragen behelligt und in manche Konflikte hineingetrieben werde. Es soll das nicht geleugnet werden, daß die seelsorgerische Arbeit durch Verweigerung der Erlaubnis zu Schulversäumnissen, durch Eintreten für den Lehrer gegen die Eltern u. dgl. geschädigt werden kann. Aber bei jeder Amtsführung liegen solche Gefahren vor: wir bedauern es jedesmal aufs tiefste, wenn ein Geistlicher aus Verstimmung über erfahrene Verletzungen auf dem Gebiete der Schule das Kind mit dem Bade ausschüttet und die Schulaufsicht aufgibt. Die Belastung, der er entgehen wollte, tritt ihm anderweit entgegen. Gern aber sollte der Geistliche auch eine schwere Last tragen, wenn er meint, damit dem Reiche Gottes zu dienen.

Und daß der Dienst der Geistlichen an der Schule ein Dienst am Reiche Gottes ist, das wird am Schlusse von uns zu zeigen versucht werden.

IV. Die Vorbereitung auf die geistliche Schulaufsicht.

Der Vorwurf von Rektor Dörpfeld, daß es den Anschein habe, als ob jeder Gebildete die Schulaufsicht ohne Mühe so nebenbei lernen könne, trifft uns nicht, denn wir behaupten gerade, daß der Geistliche vor allen anderen zur Übung dieser Aufsicht vorbereitet werde.

Der Pastor selber hat Unterricht zu erteilen. Deshalb muß er auch pädagogisch und methodisch vorbereitet werden. Und so gewiß der Religionsunterricht der höchste Unterrichtsgegenstand ist und deshalb vom Lehrer fast ohne Ausnahme mit besonderer Vorliebe und sorgfältiger Bereitung erteilt wird, so gewiß muß auch der Geistliche bemüht sein, mit seinem Religionsunterricht nicht nur nicht hinter dem des Lehrers zurückzustehen, sondern ihm voranzugehen.

Der Pastor hat durch Universitätsstudien die Einsicht in die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts zu gewinnen, er muß diese Einsicht durch den vor seiner zweiten theologischen Prüfung abzulegenden Seminarlehrgang vertiefen, es ist gut, wenn er durch eigene, nicht zu kurze Lehrthätigkeit einen vollen Einblick in den Unterrichtsbetrieb erhält, und auch im geistlichen Amte hat er sich auf dem Gebiete der Pädagogik fortzubilden, an den Fortschritten der Erziehungskunst teilzunehmen, die Bezirkslehrerkonferenzen gern zu besuchen und gern Vorträge und Probelektionen auf diesen zu übernehmen.

Was zunächst die Universitätsstudien betrifft, so war es bis vor kurzem selbstverständlich, daß die Theologen Vorlesungen über Pädagogik hörten. Der Meister der Katechetik „D. v. Zezschwitz" hat hunderte von seinen Zuhörern um seine Vorträge über Pädagogik gesammelt, und in Halle war bis zum Tode von D. Kramer in der theologischen Fakultät ein Extraordinariat des Waisenhausdirektors für die Pädagogik. Die meisten Zuhörer in diesen Kollegien waren Theologen. Leider ist die Zahl der Dozenten der Pädagogik in Preußen sehr gering. Das pädagogische Seminar ist aber vor wenigen Jahren von Halle nach Magdeburg verlegt, und seine Gelder, die aus der theologischen Fakultät her stammen, sind dieser einfach abgenommen und werden zu Gunsten der Philologen verwendet. Es ist dringend notwendig, daß auf allen Universitäten Lehrstühle für christliche Pädagogik errichtet werden, damit die Studierenden Einsicht in die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts erhalten. Die damit zu verbindenden Seminarübungen müssen auch mit Preisen für Arbeiten ausgestattet werden, damit die jungen Theologen auch dadurch zur Belegung dieser Vorlesungen bestimmt werden.

Der Seminarlehrgang, dessen Besuch den Predigtamtskandidaten in allen deutschen Staaten jetzt auferlegt ist, wird vielfach geringschätzig angesehen. Es darf hervorgehoben werden, daß die Seminardirektoren nichts unversucht lassen, den sechswöchentlichen Lehrgang so erfolgreich auszustatten als möglich. Es kann in diesen Wochen vielerlei gelernt werden, und die vom preußischen Evangelischen Oberkirchenrat neu unter dem 15. April 1889 erlassene Ordnung für den Besuch der Schullehrerseminare seitens

der Kandidaten des evangl. Predigtamts gibt dazu treffliche Anweisung. In Sachsen und in anderen Landen ist der Seminarbesuch auf 10 Wochen ausgedehnt. Aber es steht auch zu bedenken, daß 180 Stunden, auf die Pädagogik verwendet, entsprechen einem zehnstündigen Halbjahrskolleg, oder daß sie demnach gleichzusetzen sind zweien fünfstündigen Universitätsvorlesungen, wie sie auch nur für die Hauptzweige der theologischen Fächer zu Gebote stehen. Mögen die Kandidaten allezeit durch die Teilnahme am Seminarunterricht einen Einblick in Umfang und Zusammenhang der einzelnen Unterrichtsfächer gewinnen und dadurch zu einem richtigen Verständnis von dem Ausgang und Zielpunkt der Lehrerbildung überhaupt, von der Bedeutung jedes einzelnen Unterrichtsfaches für sich und in der gesamten Gestaltung der Lehrer- und Volksbildung, endlich von den Grundsätzen einer guten Lehrweise in erziehlicher und unterrichtlicher Hinsicht angeleitet werden.

Aber aller Seminarbesuch wird die eigne Übung nicht ersetzen können. Darum begehrt Luther von den Pfarrern am liebsten, daß sie an zehn Jahre Schulmeister gewesen seien. Bis vor zwei Jahrzehnten kannte man es nicht anders, als daß die Kandidaten Hauslehrer oder Rektoren waren. Erst der Mangel an Kandidaten in den achtziger Jahren hat die jungen Geistlichen ohne genügende praktische Vorbildung für den Schulunterricht ins frühe Pfarramt treten lassen. Inzwischen aber hat sich der früher gewohnte Weg ungangbar gemacht. Auf Hauslehrerstellen richten sich jetzt die Blicke der unangestellten Philologen, und auf Rektorstellen werden meist geprüfte Rektoren von philologischer oder seminaristischer Vorbildung berufen.

Da ist es nun eine besondere Benachteiligung der Theologen, daß sie nicht ebenso wie die Philologen zur Rektoratsprüfung zugelassen werden. Während früher die sogenannte „Litteratenprüfung“ ganz besonders von den Theologen bestanden wurde, finden sie nach der Prüfungsordnung vom 15. Oktober 1872 nur Zulassung zur Rektorprüfung, wenn sie das Examen als Lehrer an Mittelschulen bestanden haben und wenigstens drei Jahre im öffentlichen Schuldienste thätig gewesen sind. Von der Mittelschulprüfung wird nach III § 2 nur abgesehen, wenn die Kandidaten auf Grund anderweit nachgewiesener Tüchtigkeit durch das Prov. Schulkollegium

davon entbunden sind oder wenn sie zur Leitung einer Schule berufen sind, die geringere Ziele als die Mittelschule verfolgt.

Danach könnten allerdings die Kandidaten der Rektoratsprüfung sich unterziehen, wenn sie für eine bestimmte Stelle berufen werden. Aber die Stadtverwaltungen fragen bei Besetzungen zunächst nach dem bestandenen Rektoratsexamen, und so befinden wir uns in einem Kreislauf: Den Geistlichen wirft man vor, daß sie zu wenig praktische Übung in der Schule haben. Die sie sich gewinnen wollen, werden nicht ohne Prüfung zu Rektoren berufen und die die Prüfung bestehen sollen, werden nicht dazu zugelassen.

So ist denn zunächst zu begehren, daß den Kandidaten der Theologie wieder gestattet wird, sich ohne in eine Stelle berufen zu sein der Rektoratsprüfung zu unterziehen.*) Es ist durchaus nicht abzusehen, in wiefern eine Berufung in eine bestimmte Stelle den Kandidaten zur Prüfung tüchtig machen soll.

In dem § 1 der Ordnung für den Besuch der Schullehrerseminare seitens der evangel. Predigtamtskandidaten vom 15. April 1889 sind von dem Besuch diejenigen Kandidaten entbunden, welche nach Ablegung der ersten theologischen Prüfung eine Lehrthätigkeit an einer preußischen öffentlichen Volks-, Bürger- oder Mittelschule mindestens ein Jahr lang mit Erfolg geübt haben. Solche Kandidaten gibt es aber sehr wenige, weil man sie zur Lehrthätigkeit an den Schulen nicht zuläßt. Wenn wir daran erinnern, daß im Jahre 1882 die Kandidaten der Theologie sogar für tüchtig erklärt worden sind, ohne weitere Prüfung an den Gymnasien bis Quarta zu unterrichten, so ist es gewiß kein ungerechtfertigtes Verlangen, daß Kandidaten der Theologie von vornherein als befähigt gelten, um Unterricht an Bürger- und Volksschulen zu geben. Statt dessen wird es in jedem einzelnen Falle für nötig geachtet, die Genehmigung der Königlichen Regierung dazu nachzuholen, daß Lehr-Pfarrvikare einige Stunden in der Schule hospitierten oder unterrichteten, und die Beschäftigung der Kandidaten an den öffentlichen Volksschulen geschieht nur ganz ausnahmsweise. Sie

*) Eine dahin gehende Bitte hat die Pastoralkonferenz in Gnadau am 27. April dem Kultusministerium in Berlin ausgesprochen.

sollte bei dem Mangel an Lehrkräften und der Überfülle von Kandidaten der Theologie zur Regel werden.

Diese praktische Beschäftigung der Theologen in der Schule als Rektoren und Lehrer halten wir nicht allein notwendig um ihrer Vorbildung willen für die Ortsschulaufsicht. — Auch zu Kreisschulinspektoren, Seminarlehrern, Direktoren beziehungsweise Schulräten müßte auf diesem Wege der Nachwuchs herangezogen werden. Wenn die Staatsregierung bereit ist, Theologen in diesen Ämtern anzustellen, so wird es notwendig sein, daß die Ausbildung des Materials dazu von Kirche und Staat übernommen werde. Aber auch nach dem Eintritt in das Pfarramt wird der Pfarrer sich seine Ausbildung und seine Fortbildung für die Führung der geistlichen Schulaufsicht angelegen sein lassen. Nur dann werden die Einwendungen gegen die geistliche Schulaufsicht aufhören.

V. Die Führung der geistlichen Schulaufsicht.

Als im Jahre 1872 die Geistlichen als solche in Preußen die Schulaufsicht verloren, wurde von einem kirchlich gesinnten Manne behauptet, das Schicksal sei verdient, denn die Geistlichkeit habe ihres Amtes nicht gewartet. Wir halten dieses Urteil für durchaus ungerechtfertigt; um so mehr, als es sich damals gar nicht um die Thätigkeit der evangelischen Geistlichen handelte, und man sie nur in angeblicher „Parität" strafte, weil die katholische Geistlichkeit im Posenschen unpatriotisch war. Jedenfalls aber wird nur dann die geistliche Schulaufsicht die gegen sie gerichteten Angriffe überdauern, wenn sie jetzt mit aller Kraft bemüht ist, ihrer Aufgabe sachgemäß zu entsprechen. Offenbar ist nach dem Fall des Volksschulgesetzes in Preußen die Sache noch kritischer geworden, indem alles was gegen die Kirche feindlich gesinnt ist, jetzt zu siegreichem Angriffe gegen die Einwirkung der Geistlichen auf die Schule sich vereinigt hat.

Wenn je, so sollen darum jetzt die Geistlichen ihres Schulaufsichtsamts mit Treue warten, sollen das amtliche Verhältnis zwischen Geistlichem und Lehrer zu einem Vertrauens- und Freundschaftsbande gestalten, sollen dem Lehrer Führer sein in dem vielfach erschwerten Lehramte, sollen auch bezüglich der äußeren Bedingungen des Wohlbefindens die Lehrer gern vertreten. In der

vom „Pfarrerverein“ in der Provinz Sachsen gelegentlich des Volksschulgesetzes ausgegangenen Erklärung haben wir namentlich Freude gehabt an den Äußerungen, welche die Aufbesserung des Gehalts der Lehrer mit Dank begrüßen. Die Geistlichen sollten den Lehrern bezüglich der Gehaltserhöhungen und der Alterszulagen und Unterstützungen stets empfehlend und ratend zur Seite stehen.

Wenn wir darauf verzichten müssen, im einzelnen Fingerzeige für die Führung der Schulaufsicht zu geben, und dem Kreisschulinspektor Polack zu zeigen, wie die geistlichen Schulinspektoren im Nebenamt seinen Anforderungen an dies Amt ebenso gut nachkommen als der weltlichen im Hauptamt, so begnügen wir uns, einzelne Sätze aus der Verfügung des Königlichen Konsistoriums zu Magdeburg zum Abdruck zu bringen, welche dieses aus Anlaß des Schulaufsichtsgesetzes am 25. März 1872 erlassen hat.

„Die evangelische Kirche, welche“ — so sagt das Konsistorium — wie einst ihr ewiges Haupt, bei innerer Hoheit doch das Gepräge der Knechtsgestalt, bei innerem Reichtum das Siegel der Armut trägt, wird es sich immer wieder klar machen müssen, daß auf ihrem Lebensgebiet ein bloßer Rechtstitel, und wäre er noch so wohlbegründet, nirgends ausreicht, daß sie vielmehr nach jenem klassischen Kanon das Erbe der Väter erwerben muß, um es zu besitzen oder — mit der Sprache der Schrift zu reden — daß im Reiche Gottes jede Perle, wenn sie unser eigen sein soll, um den Preis innerer Hingebung immer neu gekauft werden muß.

Die Lokalschulinspektion bietet ihrem Träger eine dreifache Aufgabe dar: eine gesetzliche, um nicht zu sagen polizeiliche, eine technische und eine persönliche; und nur wenn sie sich nach allen drei Seiten hin bewährte, wird sie ihren vollen Segen entfalten.

Wir dürfen nicht erst bemerken, daß für uns vom kirchlichen Gesichtspunkt aus der Schwerpunkt nicht auf dem zuerst genannten Moment liegt, und doch wird auch die äußere Überwachung des gesamten Schullebens, die pünktliche Durchführung der Schulgesetze und Ordnungen, die Aufsicht über die gewissenhafte Innehaltung der Schulstunden, die Handhabung der Schuldisziplin, nebst der Schlichtung der daraus erwachsenden Zwistigkeiten und Anderes,

was auf dieser Linie liegt von denen nicht unterschätzt werden, welche die Gebrechlichkeit menschlichen Thuns aus eigener Erfahrung kennen und es wissen, wie sehr auch der treueste Arbeiter des überwachenden Auges bedarf. Allein ebenso gewiß ist es, daß diese Seite der Inspektion, wenn sie dem Amtsträger nur zu oft die Mißernte persönlicher Verstimmungen einbringt und ihn mehr zum gefürchteten als erwünschten Organ der Aufsichtsbehörden macht, so auch dann erst auf eine wirkliche Segensfrucht rechnen kann, wenn derselbe auch technisch die ihm gestellte innere Aufgabe beherrscht.

Die Qualifikation des evangl. Geistlichen hiefür ist im allgemeinen bei dem gesamten Bildungsstande, den er einnimmt, und bei der speziellen, bekanntlich mit mancherlei Opfern erworbenen Vorbereitung für diese Seite des Amtes von vornherein so wenig zweifelhaft, daß es schwer halten würde, den Gegenbeweis zu führen. Aber die Lokalschulinspektion, insofern sie nicht nur darauf gerichtet ist, die betreffende Schule auf dem von ihr eingenommenen Niveau zu erhalten, sondern auch mit kräftiger Initiative über das Durchschnittsmaß elementarer Tüchtigkeit hinzuheben, wird dem Geistlichen um so dringender die Pflicht auflegen, sich durch fortgesetzte pädagogische Studien auf der Höhe seiner Aufgabe zu halten.

Allein auch die technisch vollkommenste Ausrüstung bedarf, um fruchtbar zu werden, vor allem der dauernden persönlichen Einwirkung. Es ist mit Recht hervorgehoben, daß gerade hierauf der besondere Segen, ja die Unentbehrlichkei der Lokalinspetion, in ihrem Unterschiede von der Kreisschulinspektion beruht, da der Träger der letzteren, wie eingreifend seine Wirksamkeit auch sonst sein mag, doch dem Lehrer zu fern bleibt, als daß ein engeres persönliches Band auf dieser Stufe möglich wäre. Die Aufgabe des Lokal-Inspektors nach dieser Seite ist klar. Auch für ihn gilt des Apostels Wort: „Strebet nach den besten Gaben — und ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen.“ Derjenige Geistliche wird der Schule nicht nur der tüchtigste, treueste Inspektor, sondern ihr auch zur Erreichung ihres höchsten, über das Zeitliche hinaus in die Ewigkeit weisenden Ziels, der gesegnetste Mithelfer sein, der von der Liebe Christi getrieben, mit demütigem Geiste dem Lehrer als Freund und persönlicher Berater zur Seite steht, mit ihm Last und Lust des Amtes trägt, sich seiner äußeren und inneren Nöte

von Herzen annimmt, sich seiner Leistungen dankend und selbstlos erfreut, ihm seine Mängel mit Sanftmut aufdeckt, keinen andern Dank begehrt als die fortgesetzte, immer wachsende Beweisung der Amtstreue, und es ihn in allem fühlen läßt, daß er nicht herrschen, sondern dienen will. Die Geistlichen, müssen dieses bedeutungsvollen, ihnen annoch anvertrauten Amtes mit so unerschütterter Treue warten, als wäre es weder ein bloßes Ehren- noch ein Nebenamt, sondern in der goldenen Kette der pfarramtlichen Thätigkeiten ein unveräußerliches Glied. Die Diener der Kirche dürfen sich auch durch die herben zum teil verunglimpfenden Urteile, die im Gegensatz gegen die Intentionen der Königlichen Staatsregierung in der Presse wie an andern Orten laut geworden sind, in ihrem heiligen Beruf nicht beirren lassen, sondern sollen auch auf diesem Gebiete um des Herrn willen alle gute Treue beweisen und die Dienste erfüllen, deren es zum Wohlergehen des irdischen Vaterlandes nicht weniger als zum Aufbau des Reiches Gottes bedarf."

So weit das Königliche Konsistorium in Magdeburg.

VI. Die Bedeutung der geistlichen Schulaufsicht.

Es ist die Aufgabe unser Betrachtung bis hierher gewesen, nicht blos die geistliche Schulaufsicht als natürlich und vernünftig nachzuweisen, sondern auch ihre Träger inständigst zu bitten und zu mahnen, des ihnen gewordenen Amtes an der Schule mit aller Treue zu warten. Wir bitten auch die gesamte Lehrerwelt, sich nicht in dieser Frage allein vom Selbstbewußtsein leiten zu lassen, sondern zu erwägen, um was es sich dabei handelt. Es handelt sich weder um Ehre und Ansehen der Geistlichen noch der Lehrer, sondern vornämlich um das Reich Gottes, um christliche Schule, um konfessionelle Schule.

„Im deutschen Volke ein Pädagog und dabei kein begeisterter Missionar des Christentums und einer christlichen Bildung sein — heißt der ganzen Geschichte der Pädagogik ins Angesicht schlagen." Mit diesen Worten schließt Dr. v. Zezschwitz seine Pädagogik. Die geistliche Schulaufsicht ist das klarste Zeugnis dafür, daß die deutsche Pädagogik unter der Pflege der Kirche groß geworden ist. Zezschwitz weist sehr richtig nach, daß die beiden Epochen weltlicher

Erneuerung des klassischen Ideals in der modern-christlichen Welt, die Restauration der Wissenschaften vor der Reformation und die Wiederentdeckung des ästhetischen Ideals vor der französischen Revolution überwiegend der Bildung in wachsender und allseitiger Formvollendung des didaktischen Elementes gedient haben, daß dagegen für Erneuerung der sittlichen Erziehungsideale dort die Reformation und hier die national-sittliche Erneuerung die ungleich höhere Bewährung aufweisen. Nur der Erzieher kann für allseitig geeignet gelten, der in seinem persönlichen Einflusse auf den Zögling die organische Vereinigung echt christlicher Einwirkung mit klassisch humaner Bildung zur Darstellung zu bringen und erziehlich zu vermitteln weiß und vermag. Ein solcher Erzieher aber wird auch Wert darauf legen, daß die geschichtliche Einwirkung der Schule unter der Pflege der Kirche zum offnen Ausdruck kommen.

Je mehr viele Kräfte in unsrer Zeit darauf hinwirken, die Schule von der Kirche zu lösen, an stelle der konfessionellen die gemischte, an stelle der christlichen die konfessionslose Schule zu setzen, desto mehr wird jedes Band aufrecht zu erhalten sein, welches Kirche und Schule verbindet. Gesetzt auch andere Schulaufseher würden für den christlichen Charakter der Schule eintreten, so thun diese es doch immer nur aus persönlicher Überzeugung, nicht kraft amtlicher Verpflichtung. Jene können andrer Meinung werden oder können entfernt werden: Geistliche einer bestimmten Konfession aber werden immer die Verbindung ihrer Konfession mit der Schule aufrechterhalten, werden daher immer die beste Garantie für die Erhaltung des konfessionellen Charakters der Volksschule bleiben. Und daß dieser erhalten wird, darauf beruht allein die Hoffnung, daß unser Volk wieder erneuert und des köstlichen Erbes der Väter teilhaftig wird.

Schon wird der Religionsunterricht bedroht und in seiner Gestaltung erörtert. Wir übergehen die einzelnen Vorschläge, welche bei den jüngsten Parlamentsverhandlungen über die Erteilung des Religionsunterrichts gemacht sind. Den dort von Virchow vertretenen Wunsch eines bloßen „Moral"unterrichts übertrumpft Muser in seinem Vortrage auf der Lehrerversammlung in Offenburg. Er will die Religion zu einer Religion des Diesseits

machen. Von den tiefsten Bedürfnissen der Menschenseelen, von der Sehnsucht des Menschengeistes nach Frieden mit Gott und nach ewigen überirdischen Gütern, von der Sorge für die Seele darf nach ihm die Jugend nichts erfahren. Mitten in seine Moralsätze stellt er das Citat von Kieland. „Wie sollen die Kinder auf ihre Augen Obacht geben, wenn sie nichts anderes lernen als: wenn dich dein rechtes Auge ärgert, reiß es heraus. Wie sollen sie ihren Körper überhaupt in Acht nehmen, wenn sie lernen, derselbe sei ein verwerfliches oder unwürdiges Gefäß für die unsterbliche Seele?" Das Wort Jesu: so dich jemand auf deinen rechten Backen schlägt, dem biete den andern auch dar — durchzuführen, erklärt Muser nach seinem Egoismus für unmöglich und unnatürlich. Die Volksschulen sündigen nach ihm an der natürlichen Entwicklung des Geistes dadurch, daß sie mit den Kindern Metaphysik treiben. Nach ihm ist es für ein Kind unmöglich, die Antwort zu begreifen, welche die Frage 46 bringt im evangl. protest. Katechismus: Warum wird Jesus auch Christus d. h. der Gesalbte genannt? — die Antwort lautet dort: Weil er der verheißne Messias ist, von Gott gesandt, mit dem heiligen Geist gesalbt. Warum sollte ein Kind im fünften Schuljahr solche Antwort nicht geben können?

Polack verwahrt sich gegen den Gedanken eines Abfalls der Schule vom Geist der Kirche und versichert uns, daß es sich bei ernsten Schulmännern niemals um eine Entchristlichung der Schule oder um eine Entfernung der Erziehungsarbeit von dem Boden und aus der erzieherischen Lebensluft der Kirche, sondern nur um eine naturgemäße und zweckdienliche Neuordnung der Schulaufsicht nach den Forderungen der heutigen Erziehungswissenschaft handle. Dasselbe meinen auch Zillessen und Potz. Aber wer bürgt dafür, daß die ernsten Schulmänner dem rollenden Wagen Stillstand gebieten können, daß sie die Bewegung in der Hand halten? Der Vorstand des „Evangel. Bundes" verwahrt sich in diesem Augenblick dagegen, daß er in der Sache des Volksschulgesetzentwurfs gemeinsame Sache mit dem Unglauben gemacht. Aber thatsächlich haben seine und gar des Ev. Ober-Kirchenrats zu Berlin Bedenken den trefflichen Volksschulgesetzentwurf zu Falle gebracht. Als Graf Zedlitz die drei Einwendungen des Ev. Ob.-K.-Rats wegen der

Privatschulen, der Religionsprüfung der angehenden Lehrer durch General-Superintendenten und wegen der in der That ganz formellen, durch die Ordnung bei den andern Regierungsabteilungen von selbst gegebenen entscheidenden Stellung des Regierungspräsidenten zu Händen bekam, die dem Kaiser vorgelegt werden mußten: da hat er alsbald erklärt, daß das Gesetz nicht verabschiedet werde. Und wer hat den Gewinn von jenem Auftreten des „Ev. Bundes" und des Ev. Ob.-K.-Rats gehabt? Die Mächte des Unglaubens, des Atheismus, welchen der Reichskanzler geschildert, fühlen sich seitdem als Herren.

Die geistliche Schulaufsicht ist die denkbar günstigste Bürgschaft gegen die Entchristlichung der Schule und für ihre konfessionelle Gestaltung. Darum sollte kein Freund der konfessionellen Schule, auch Pf. Zillessen nicht, für den Wegfall der örtlichen geistlichen Schulaufsicht eintreten. Darum danken wir es der preußischen Generalsynode, daß sie auch durch die beredten Worte ihres eben genannten Mitgliedes sich nicht hat bestimmen lassen, die geistliche Schulaufsicht aufzugeben. Daß die Mitglieder des Generalsynodalvorstandes dem Gutachten des Ev. Ob.-K.-Rats betreffs des Volksschulgesetzentwurfs beigestimmt haben sollen, will uns unmöglich erscheinen. Sie sind wohl nicht danach gefragt worden, so gut es gewesen wäre. Die jüngst erschienenen Angriffe des Professors Gneist auf die konfessionelle Volksschule zeigen zur Genüge, wie wenig ernst es den nationalliberalen Gegnern des Volksschulgesetzentwurfs mit der Zusage gewesen, daß auch sie die Grundlage der noch dazu durch die Verfassung gewährleisteten konfessionellen Volksschule sein sollen.

Noch eine Bedeutung hat die geistliche Schulaufsicht. Dadurch daß die Geistlichen auf dem Gebiete des Religionsunterrichts Fachleute sind, hebt der Staat, indem er die Geistlichen zu Schulaufsehern ernennt, die hohe Stellung des Religionsunterrichts in das rechte Licht. So lange sie die Aufsicht führen, wird dieser Unterricht immer als wichtigster hervortreten, durch Lehrer, Schüler und Gemeinde bewußt und unbewußt anerkannt werden. Um ihn schließen sich die andern Gegenstände in koncentrischen Kreisen. Alle ernsten Schulmänner, auch Polack, Zillessen und Potz, stimmen mit uns betreffs des hohen Werts des Religions-

unterrichts überein — darum haltet fest auch die geistliche Schulaufsicht — verderb' es nicht, es ist ein Segen darin.

Die geistliche Schulaufsicht ist der natürlichste Weg für die Herstellung der Verbindung der Schule mit der Kirche, sie ist der einfachste Weg für die Aufrechterhaltung der Verbindung des Geistlichen mit den von ihm getauften Christenkindern, sie ist die vernünftigste Handhabe zu der ihm zugewiesenen Arbeit an der Schule. Alle Synodalordnungen weisen ihm dieselbe zu. Wie soll er sie anders handhaben, als wenn ihm der Weg in die Schule offensteht?

Die geistliche Schulaufsicht öffnet auch dem Seelsorger den Weg zu den Eltern. Sie sehen ihn als ihren natürlichen Vertreter und Vermittler bei allen den Anliegen an, die sie für ihre Kinder an die Schule haben. Durch jedes freundliche Wort, das er in der Schule an die Kinder richtet, gewinnt er das Herz der Eltern. Erfährt er, daß die Kinder krank sind, nimmt er gern die Gelegenheit wahr, das Elternhaus zu besuchen. Mit ihnen bespricht er gern die Fortschritte der Kinder, mit ihnen die Berufswahl. Viele Wege und Handhaben der Seelsorge sind dem Geistlichen verschlossen. Das Zivilstandsgesetz hat nicht allein das Ansehen der Kirche, sondern auch den Verkehr des Geistlichen mit dem Gemeindegliede verkürzt: freuen wir uns daher darüber, auch wenn es äußerliche Angelegenheiten sind, die dem Geistlichen den Vater oder die Mutter des Kindes in das Pfarrhaus führen. Nicht allein Bitterkeit gegen Schule und Lehrer kann da der Geistliche wenden: er findet auch zu innerlichen seelsorgerischen Gesprächen die Gelegenheit. Manchmal wird die Störung ihm unangenehm, das Anliegen unbequem sein. Aber der Gewinn wird immerdar größer sein als die Belastung, über die der Geistliche vielleicht klagt. Ihm ist es möglich, auch bei solchen Bitten, die das Gesetz schwerlich zugesteht, geistlich zu urteilen und die Herzen der Eltern dadurch zu gewinnen. Die unter seiner Aufsicht stehenden Kinder werden seine Konfirmanden. Wie viel ist es wert, wenn er sie schon kennt, wenn die Autorität des Schulaufsehers ihn im Unterrichte stützt.

Und endlich, wenn zu irgend jemanden das Verhältnis des Geistlichen auf Vertrauen gegründet sein muß, so ist es das Ver-

hältnis zwischen Lehrer und Geistlichem. Einem treuen und tüchtigen Lehrer ist nichts erwünschter, als ein oftmaliger Besuch seiner Schule durch den Schulaufseher. Das sind Stunden des Genusses, wenn dem Aufsichtführenden, dem Lehrer, den Schülern das Herz aufgeht, und sie alle sich freuen über das Gute, was der Lehrer in schwieriger Arbeit geleistet. Wollten nur die Ortsschulaufseher recht oft solche Weihestunden bereiten: dann würde der Lehrer ihnen mit vollem Vertrauen entgegenkommen. Tauschen sie unter einander ihre Erfahrungen an den Herzen der Schüler in Freud und Leid aus, teilen sie sich die Fortschritte in Leistungen und Methodik mit, lernt der Geistliche vom Lehrer die Treue im Kleinen und der Lehrer vom Geistlichen den Blick auf das Große, hilft der Geistliche zu tiefen Blicken in die Geschichte des Reichs Gottes und in den Reichtum der heiligen Schrift, zeigt der Lehrer auf, was er in Lehrerkreisen für seinen Unterricht Neues gelernt hat, dann wird leicht auch das Herz für den christlichen Glauben gewonnen, ein Freundschaftsband verbindet die beiden Mitarbeiter für das Reich Gottes, und bereitwillig öffnet sich das verschwiegene Herz des Lehrers dem Seelsorger. Gemeinsam gehen beide zum heiligen Altarsakrament. Da heißt es nicht Aufseher und Untergebener, sondern Bruder und Freund, nicht Herr über das Thun, sondern Genosse der Freude, und nicht trotz der geistlichen Schulaufsicht, sondern durch dieselbe stehen beide mit freudigem Bekenntnis zum christlichen Glauben für evangelische Lehre, für konfessionelle Schule, gegen alle Feinde des Christentums, gegen Atheismus und Materialismus, gegen sozialen Umsturz und Abfall. Das sind hohe, ideale Forderungen, aber doch nicht etwa unerreichte Ideale, sondern Zustände, die thatsächlich vorhanden sind. Mancher weiß von solchen Erfahrungen zu sagen, und diese sind es, die immer wieder uns bitten lassen: Halte, was du hast, evangelische Schule!

Daß das Verhältnis zwischen geistlichem Kreisschulinspektor und Lehrer ein anderes ist als das zum weltlichen Kreisschulaufseher, ergibt sich leicht. Jener trifft auch anderweit mit dem Lehrer zusammen und hat schon um des Glaubenslebens willen in der Gemeinde, die ihm unterstellt ist, eine nähere Verbindung zum Lehrer, der ja oft auch Kantor oder Organist oder Küster ist. Die niederen Küsterdienste sind dem Lehrer längst abgenommen.

Gern aber rüstet er Altar und Taufstein zu für die Verwaltung des Sakraments. Der weltliche Kreisschulinspektor hat einen viel größeren Kreis von unterstehenden Lehrern. Als ein Mann des Gesetzes tritt er dem Lehrer entgegen: das Gesetz aber richtet Zorn an.

Es bleibt übrig, daß wir uns noch über die vielangefochtene Bestimmung des preußischen Volksschulgesetzentwurfs auslassen, der dem Generalsuperintendenten die Entscheidung über die Befähigung des Lehrers zum Religionsunterricht zuweist. Es ist dies eine leidige Folge des Schulaufsichtsgesetzes von 1872 und der dadurch herbeigeführten Trennung der Schule von der Kirche. Wenn die Kirche nach der Verfassungsurkunde von 1850 den Religionsunterricht leitet, so muß eine kirchliche Instanz vorhanden sein, die die Zulassung des Lehrers zum Religionsunterricht ausspricht, also an der Prüfung des angehenden Lehrers teilnimmt. Schon Minister Dr. Falk und nach ihm erneut Dr. v. Goßler haben den Generalsuperintendenten als diese Instanz bezeichnet. Er ist bereits Mitglied des Provinzialschulkollegs, in dessen Auftrag die Prüfung am Seminar stattfindet, und ist bei dieser Prüfung anwesend. Gegen jeglichen Mißbrauch schützt den Prüfling die geweihte Persönlichkeit des Provinzial-Oberhirten, ferner die Prüfung durch den Lehrer und die Gegenwart der Schulräte und des Lehrerkollegiums. Der Generalsuperintendent sieht den angehenden Lehrer zumeist zum ersten Mal. Wenn nicht der prüfende Seminarlehrer auf die ungenügenden Leistungen und Kenntnisse des zu Prüfenden hinweisen will, so wird der Generalsuperintendent kaum auf ihn besonders aufmerksam werden. Genügt aber das Ergebnis der Prüfung nicht: nun so wird nicht allein der Generalsuperintendent, sondern die Kommission das Prüfungszeugnis verweigern.

Wir fassen jene Bestimmung des Schulgesetzentwurfs nur als die formale Folgerung aus der Trennung der Schule von der Kirche, infolge deren eine kirchliche Instanz die Befähigung zum Religionsunterricht anerkennen und aussprechen muß.

Ob es nun besser ist, das Prüfungszeugnis gänzlich zu verweigern oder nur die Befähigung zum Religionsunterricht, das erscheint uns als eine „Doktorfrage," weil einerseits in unsern Seminaren ein Prüfungszeugnis ohne Religionsunterrichtsbefähigung

überhaupt nicht erteilt wird, und weil eine Differenz zwischen Generalsuperintendent und den Mitgliedern des Prüfungsausschusses uns ausgeschlossen erscheint. Nach unsrer unmaßgeblichen Ansicht würde dem Prüfling das ganze Zeugnis verweigert werden müssen, da es der Kirche nicht daran gelegen sein kann, Lehrer, die keinen Religionsunterricht erteilen können, an den öffentlichen konfessionellen Volksschulen angestellt zu sehen.

Den Generalsuperintendenten pflegt auch die Aufsicht über den Religionsunterricht in sämtlichen Gymnasien und andern höheren Schulen zuzustehen. Leider erlaubt die Zeit denselben nicht, die Revision in dem vorgeschriebenen Raum von drei bis vier Jahren durchzuführen. Die Erwägung würde daher sich empfehlen, ob nicht die Ortsaufsicht dem ersten Geistlichen der Stadt zu übertragen wäre nach der Weise der früher bestandenen Ephorate, vermöge dessen der erste Geistliche in einem bestimmten Verhältnis zur höheren Schule stand. In Bezug auf den Religionsunterricht an höheren Schulen sind in der jüngsten Zeit so viele Anträge und Vorschläge gemacht, daß es zweifellos erscheint, daß eine Fruchtbarmachung dieses hochwichtigen Unterrichtszweiges herbeigeführt wird. Möge es gelingen, das höhere wie das Elementarschulwesen in die rechte Beziehung zur Kirche zu setzen beziehungsweise zu erhalten!

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 6.

Lutherzelle und Trappistenkloster.

Eine Betrachtung über Heiligung im evangelischen und katholischen Sinne.

Von

Dr. Heinrich Rocholl,

Mil. Oberpfarrer des 10. Armeekorps.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

„Luther hat die Pforten der neueren Zeit aufgethan, und alle großen Männer der letzten Jahrhunderte stehen auf seinen Schultern", so lautete im Jahre 1883, dem sogenannten Lutherjahre, ein Urteil über den großen Reformator, natürlich von allen Protestanten freudig begrüßt, aber von den Katholiken heftig angegriffen. Ja, Luthers Persönlichkeit ist eine von den großen, geschichtlichen Gestalten, in welchen für ganze Völker und Geschlechter ein neues Lebenslicht wieder aufgegangen ist; er gehört zu den absonderlichen Menschen, welche für einen beträchtlichen Teil der Mit- wie der Nachwelt auf Jahrhunderte hin sichere Führer werden konnten auf dem gewichtigsten Gebiet des menschlichen Wesens, von dem alles Fühlen, Denken und Forschen Feuer und Kraft herninmt, auf dem der Religion.

Ein Mensch mit hervorragenden Charaktereigenschaften, mit seltener Größe, mit einem Heldenmut, wie wenige ihn gezeigt haben, ein Mensch, der ein großes Herz hatte für alles Edle und Schöne in der Natur um uns und in der kleinen Welt des Herzens in uns, ja Luther ist es gewesen, aber er war mehr. Auch ein deutscher Mann war er, ein Patriot, der für seines Volkes Glück und Ruhm sann Tag und Nacht, der dem deutschen Volk seine Sprache erhielt und veredelte, so daß er zu den Heroen unserer Litteraturgeschichte gehört, der seinen Mitbürgern wiederholt durch sein treues, deutsches Raten vor den Gewaltigen der Erde, die Geißel des Krieges abwendete, ja ein deutscher Mann, der das deutsche Familienleben mit christlicher Kinderzucht und mit christlichem, trautem Hausglück als das Schönste und Beste, als die gottgesegnete Grundlage der nationalen Wohlfahrt anpries und vorlebte, und doch, wir wiederholen es, er war mehr unser Dr. Martin Luther. Auch ein Volksmann im edelsten Sinne des Wortes ist er gewesen, der ein Herz für alles, was im sozialen

Leben geschieht und geschehen soll, stets gehabt, der sich der Armen und Elenden, der Pestkranken und Sterbenden mit liebevollem Sinn, mit bereitwillig ausgestreckter Hand annahm, den die Städte als ihren Ehrenbürger gerne begrüßten und aufnahmen, der auch den Mut hatte, den Kaiser und die Fürsten, die Adligen wie die Bürgerlichen daran zu mahnen, daß sie nicht für sich allein, sondern im Dienste für die Mitwelt dastehen, der dem mächtigen Bankhaus Fugger den Wucher als Anklage in's Gesicht zu schleudern wagte, der im Namen Christi in's Volk zog, und wenn sich die Gelegenheit dazu bot, selbst von den Fenstern aus zum Volke redete: „Was ihr höret in das Ohr, das prediget von den Dächern!" Dr. Martin Luther ist auch ein gelehrter Universitäts-Professor und Theologe gewesen, ein Mann der Wissenschaften, der Bescheid wußte in den Werken der Altvorderen und eine scharfe Klinge schlug im Kampfe der Geister, der ein Bergmannssohn blieb, wenn es galt in den Schacht der Wissenschaften hinabzusteigen und das Gold der Wahrheit und Weisheit hervorzuholen. Nach allen diesen Seiten vergiß deines Luthers nicht, deutsches evangelisches Volk; du wirst den größten Sohn deiner Geschichte im sechzehnten Jahrhundert nicht ausdenken können! doch vergiß eins nicht: Luther war mehr. Seine weltgeschichtliche Bedeutung hat er für das deutsche Gemüt, ja weit über Deutschlands Grenzen hinaus dadurch gewonnen, daß er ein Mann war, welcher die inneren Kämpfe um Frieden und um unmittelbare Gottesgemeinschaft selbst durchlebte und die tiefsten Lebensfragen in des Menschen Brust bewegte und beantwortete, so daß er mit seinen inneren Errungenschaften auch seine Mitmenschen beseligen und befriedigen konnte.

In seinem Glauben liegt das Geheimnis seiner Kraft; seine Lebensarbeit wurzelte, wie Dorner ganz richtig sagt, darin, daß er auch dem schlichtesten Christen die Herrlichkeit des Evangeliums aufgeschlossen und ihm den schmalen Weg gewiesen hat, der zum ewigen Leben führt. Was Luther vor allen Männern seiner Zeit turmhoch erhebt, ist das, daß er durch Gottes Geist erkannt und mit dem Ton göttlicher Posaune in die Völker des Erdballs gepredigt hat: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht wird ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben."

Um die Größe des Reformators, um den Lebenskern seiner gewaltigen Persönlichkeit zu verstehen, dazu soll die folgende Abhandlung zwei Bilder vorführen, die vieles mit einander gemein haben und doch im größten Gegensatz zu einander stehen, zwei Bilder aus dem Klosterleben, welche recht geeignet sind, uns den tiefeingreifenden Unterschied der römischen Anschauung von der evangelischen in Betreff der Heiligung darzulegen.

Wir wollen neben Dr. Martin Luther einen Mann näher betrachten, in welchem auch die katholische Glaubenslehre wie verkörpert erscheint, einen Mann, der mit seltener Kraft und mit schauerlichem Ernst den katholischen Standpunkt in dem Bußleben bis zur letzten Folgerung durchgeführt hat, ja einen Helden in der Kasteiung und im Klosterleben, dem selbst die Evangelischen ihre Achtung nicht versagen dürfen, sofern sie erkennen, daß er in allen seinen Selbstzermarterungen nur seinem Gewissen und seiner inneren Überzeugung gemäß gehandelt hat; es ist der Reformator des Trappistenklosters „Le Bouthillier de Rancé."

Doch nicht mit einer theologisch-dogmatischen Darlegung der Ideen dieses frömmsten aller Frommen, dieses gestrengsten aller gestrengen Katholiken soll uns gedient sein. Was Völker gestaltend sich im Leben bewegt, das liest sich am Besten aus dem Leben selbst heraus. Wir wollen dem Trappistenkloster Oelenberg im Ober-Elsaß bei Mülhausen, in welchem Lande der Verfasser acht Jahre wirken durfte, einen kurzen Besuch machen, um die Lebensanschauungen und das Hantieren der strengsten römischen Bußheiligen in Augenschein zu nehmen und sie in Parallele zu den Lebenserfahrungen eines Martin Luther zu setzen.*)

I.

„Es hat viel inneren Kampf gekostet, bis unser Reformator Le Bouthillier de Rancé sich selbst besiegte und die Welt floh, um in der Einsamkeit des Klosters den Frieden seiner Seele zu finden," so sprach in den siebenziger Jahren der Prior des Trappistenklosters Oelenberg zu mir, als ich ihn in Mülhausen in dem Hause eines katholischen Freundes antraf und mit ihm über das

*) Der Verfasser veröffentlichte 1881 in der „Kreuzzeitung" eine ausführlichere Erzählung seines Besuchs im Kloster zu Oelenberg.

Leben der Trappisten eine kurze Unterredung halten durfte. Seit jener Zeit fühlte ich in mir einen mächtigen Antrieb, jenen inneren Kämpfer und Sieger, von dem der Prior gesprochen, näher kennen zu lernen. Nicht minder wurde der Wunsch in mir rege, jenes altberühmte Kloster im Oberelsässischen Lande zu besuchen, das einzige, das damals auf deutschem Boden noch bestehen durfte. Wir fanden in unseren historischen Nachforschungen bestätigt, was die Geschichtsschreiber jenes wundersamen Mannes, des Bouthillier de Rancé, ein Chateaubriand und Dom Pierre le Nain einstimmig lehren, daß derselbe eine der ersten und würdigsten Größen der katholischen Heiligung gewesen ist. Er gehört zu jenen heroischen Naturen, zu den mit seltener Willensausdauer begabten Kraftmenschen, die den Mut haben, ihre einmal gefaßten Vorsätze bis in die letzten Folgerungen durchzuführen. Angesichts seines leichtsinnigen, ja ausschweifenden Lebens hatte er in einer von Gott ihm geschickten Stunde erkannt, daß er dem Gerichte Gottes anheimgefallen sei; in strengem Bußernst nahm er sich vor, „sich der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen."*) „In demütiger Geduld, so schrieb er an eine Nonne, erwarte ich den Augenblick, der mich für immer der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer bringen soll. Alle Momente meines Lebens werden verwendet, um mich für diese große Handlung vorzubereiten." Mit einer fast übermenschlichen Energie, mit einer nie ermüdenden Kraft gab sich Rancé daran, sein Gelübde der Askese und Selbstzüchtigung zur That werden zu lassen; er wurde Mönch und zwar Trappist, ja der Reformator der Trappistenkongregation.

Der Oelenberger Prior hatte Recht, wenn er zu mir sprach: es hat viel inneren Kampf gekostet, bis unser Reformator sich selbst besiegte. Armand Jean le Bouthillier de Rancé, Sohn des Staatsrats und Sekretairs der Maria von Medici, gehörte einer der vornehmsten Familien Frankreichs an; bei seiner Taufe stand als Pate der Kardinal Richelieu. Hochbegabt war der Knabe; er zeichnete sich im Unterricht bedeutend aus; in seinem zwölften Lebensjahr betrat er die Bahn des Schriftstellers. Obwohl in priesterlicher Umgebung dahinlebend, und von seinem Vater

*) Vrgl. die Broschüre: Der deutsche Reformator Martin Luther und der Trappisten-Reformator Le Bouthillier de Rancé, Elberfeld, Martini 1860.

für den geistlichen Stand bestimmt, fühlte er in sich wenig Sinn für frommes Denken und Leben; vielmehr lockte ihn der Reiz der Sinnlichkeit mächtig an, sich dem weltlichen Leben hinzugeben. An wissenschaftlicher Beschäftigung schien er noch Gefallen zu finden; er war kaum 13 Jahre alt, als er schon den Anakreon mit Anmerkungen herausgab, bewies aber freilich hiermit, daß in ihm noch keine Neigung zu klösterlichen Übungen der Enthaltsamkeit vorhanden war. Eine Lobschrift auf ihn, als jungen Schriftsteller, enthält die Stelle, welche für Rancé's Jugend sehr charakteristisch ist. „Welche Wünsche entsteigen deiner Brust, o Sänger von Teos? Brennst du für Bathilden, für Bacchis oder für Cytheren? Liebst du die Tänze der jugendlichen Jungfrauen, siehe, da ist Rancé, der den Sieg davonträgt über Bathilde, über die Mädchen; ist aber Rancé dir eigen, dann lebe glücklich!"

Von der Mutter Ludwig XIV. und von Richelieu vor vielen Granden am Hofe bevorzugt, erhielt Rancé reiche Pfründen. So wurde er, als er kaum elf Jahre alt war, Chorherr an der Kirche Notre-Dame zu Paris, Abt von la Trappe und Prior einiger anderer Stiftungen, so daß er bereits als Knabe sich im Besitz großer Einkünfte sah. Dazu kam, daß er als Kanzelredner in Paris großen Beifall fand. In den Salons der feinen Pariser Welt mit der allbekannten Sinnlichkeit und Lüsternheit des Zeitalters Ludwigs XIV. wußte Rancé sich so zu benehmen, wie man es von einem am Hofe hochgestellten jungen Mann erwartete; er war Priester und Kavalier, Beichtvater und Weltmann zugleich. In der Nähe von Paris auf seinem Schlosse Veretz gab er großartige Gesellschaften, auf denen vornehmlich seine „Verschwendung" angestaunt wurde. Dort lebte er mit Freuden der Jagd; er erdachte neue Lustbarkeiten, seine Gesellschaften waren glänzend, seine Gastmähler prachtvoll; so herrlich aber, wie sie seinem Geist vorschwebten, „vermochte er sie nicht einzurichten." Für die Art, wie er, der geweihte Priester, der Doktor der Theologie und Kanzelredner mit äußerlich loyaler Versehung seiner geistlichen Amtspflichten ein üppiges Genußleben zu verbinden wußte, ist charakteristisch die Antwort, die er einem Freunde eines Tages gab. Als ihm Champeillon auf der Straße begegnete, fragte er ihn: Wo willst du hin, Abbé? was treibst du heute?" „Heute Morgen," gab er

lachend zur Antwort, „will ich predigen wie ein Engel und heute Abend jagen wie ein Teufel."

Doch plötzlich wurde Rancé wie umgewandelt; es vollzog sich an dem lustigen Weltmenschen auf einmal eine Bekehrung zur düsteren asketischen Strenge und Weltverachtung. Verschiedene Gründe sind für diese seltsame Erscheinung in der Seele des eigenartigen Mannes gesucht worden.*) Er soll eines Tages den vielleicht zu anatomischen Zwecken abgeschnittenen Kopf eines früh verstorbenen Gefährten gesehen haben, und dies erschütterte seine Seele. Einen ferneren Anstoß zur gänzlichen Abkehr vom Weltleben soll er etwas später dadurch empfangen haben, daß die plötzlich einstürzende Zimmerdecke seines Gemachs im verwahrlosten Abteigebäude la Trappe ihn nahezu erschlagen hätte, worauf er mit dem Klageruf: voilà ce que c'est que la vie! in die Klosterkirche geflohen wäre und hier den ihn erschütternden, aber auch tröstenden Gesang des Psalms: „qui confidunt in Domino" vernommen habe.

Doch seine Umkehr hat einen anderen Grund gehabt. Er wurde Freund im Hause des wollüstigen, höchst verderbten Duc de Monblazon, welcher die sechszehnjährige, bildhübsche Tochter des Grafen Vertus heiratete. Nach dem Tode des Herzogs wurde das schon bei seinen Lebzeiten anstößig gewesene Verhältnis Rancé's zu dieser jungen Frau noch vertrauter. Doch da war es die Hand des Allmächtigen, welche in das Sündenleben des Priesters und Geweihten Rancé eingriff; plötzlich starb seine Geliebte. Der Anblick des Todes sollte ihn anderen Sinnes machen, sollte ihn zum neuen Leben bringen.

Rancé, voll tiefen Kummers, im Innern höchst aufgeregt, zog sich auf sein schönes Schloß Veretz zurück: „Einsamkeit verdoppelte seinen Schmerz, düstere Schwermut trat an die Stelle der Heiterkeit, die Nächte wurden ihm unerträglich." Am Abend durchstrich er die Wälder, die Ufer der Flüsse, der Seen, den Namen derjenigen rufend, die ihm nicht mehr antworten konnte. Rancé bekam Gewissensbisse, hatte sogar Visionen und sah beängstigende Bilder im Träumen. „Während ich noch in meines Herzens Wahn lebte," so bekennt er selbst, „verschlang ich nicht nur die Sünde gleich Wasser, sondern alles, was ich von Sünden las und ver-

*) Vergl. den Artikel in Herzogs Realencyklopädie „Trappisten".

nahm, diente nur dazu, mich noch schuldbeladener zu machen. Da brach endlich die gnadenreiche Zeit an, wo es dem Allbarmherzigen gefiel, sich mir zuzuwenden. Mit Anbruch des Tages erblickte ich das höllische Ungetüm mit dem ich gelebt. Der Schrecken, der bei diesem furchtbaren Gesichte sich meiner bemächtigte, war so ungeheuer, daß ich kaum glaube, mich je von ihm erholen zu können."

Rancé war wie umgewandelt, er trieb Bußübungen, weil er sich als einen Verdammten fühlte. Trotz aller Abmahnungen von Seiten seiner früheren Genossen, beschloß er, sich ganz dem Mönchsleben hinzugeben. „Ich sehe keine andere Thür," so sprach er zu dem Generalvikar der reformierten Cistercienser von Frankreich, „an welcher ich, um wieder zu Gott zurückzukehren, anklopfen könnte, als das klösterliche Leben. Nach einem solchen Lasterleben, wie das meinige ist, gibt es für mich kein anderes Mittel, als daß ich in einem Sack schlafe und mich mit einem Bußkleid umhülle, sofort den armseligen Rest meines Lebens mit Trauer über meine vorigen Tage in Schmerz und Bitterkeit meines Lebens Gott, dem Herrn aufopfere." Nachdem er alle seine übrigen reichen Pfründen veräußert oder zu Unterstützungen verwendet hatte, zog er sich in die Einöde von La Trappe zurück, ließ die Abteigebäude wieder herstellen und begann mit den wenigen daselbst lebenden Mönchen ein strenges Klosterleben. Achtunddreißig Jahre war er alt, als er auf den Antrag der Königin Mutter zum Regulär-Abte von la Trappe ernannt wurde. Wie staunte Paris, als der Mann als Trappist auf einem Karren zu einer Priesterversammlung wie ein Bettler angefahren kam, der noch vor kurzem in den Salons der Welt der gefeierte Priester, Kanzelredner und Doktor der Theologie gewesen! Unter seinen Mitmönchen fand er großen Widerspruch; aber mit feurigem Fanatismus verfolgte er seine Pläne zur Einführung einer harten Klosterregel; er gab sich den ausgesuchtesten Selbstquälereien hin. Zweimal mußte er behufs Erlangung der nötigen päpstlichen Konzessionen nach Rom (1664 und 1665) reisen; während seines Aufenthalts daselbst soll er nur von Wasser und Brot gelebt haben. Nur mit großer Mühe erlangte er die päpstliche Genehmigung zu seinen Klosterregeln; keine Milderung derselben ließ er sich gefallen; er ließ sich von seinen Conventualen Treue bis in den Tod für die

Beobachtung derselben schwören. Es mögen hier folgende Regeln eine Stelle finden: „Um zwei Uhr morgens soll man aufstehen zu den Frühmetten; dabei sollen die Glockenschläge schnell aufeinander folgen, um jede Faulheit zu verhindern. In der Kirche soll große Demut beobachtet werden. Man soll unbedeckten Hauptes bleiben von Anfang der Frühmette bis zum ersten Psalm. In dem Dorment soll man sich nie umsehen, und mit ernster Würde umhergehen. Man soll niemals eine andere Zelle betreten. Man soll auf einem abgenähten, höchstens halbfußdicken Strohsack schlafen; das Kopfkissen soll mit langem Stroh gefüllt werden; das Bettgestell muß von Brettern zusammengefügt sein. Ein einfacher Teppich dient als Decke. Die Kleidung, ein wollenes Gewand, wird für den Schlaf nicht ausgezogen, welcher von 7—2 Uhr im Winter, von 8—2 Uhr im Sommer gestattet ist. Die Tageszeit teilt sich in 11 Stunden, Gebets- und Andachtsübungen und in die dazwischenfallende harte Arbeit auf dem Felde in beständigem Stillschweigen. Jede wissenschaftliche Beschäftigung ist untersagt; denn die Gedanken sollen nur auf die Buße und den Tod gerichtet sein. Speisen sind mittags Wurzeln, Gemüse, Kräuter, aber ohne Butter und Öl, abends Wasser und Brot; nur Kranken können in besonderen Fällen Fleisch- und Eierspeisen gestattet werden; der Tisch ist ohne Tischtuch. Im Refektorium soll man den Blick stets niederschlagen, ohne sich doch zu weit auf das herabzuneigen, was man speist. Gastfreundschaft ist zwar erlaubt, aber sie darf die Lebensweise des Klosters nicht ändern. Sobald die Arbeitsglocke schlägt, müssen sich alle Mönche und Novizen im Sprechzimmer einstellen. Man soll zur angewiesenen Arbeit schreiten mit großem Ernst und innerer Sammlung und sie betrachten als die erste Strafe der Sünde. Nach der Abendmahlzeit, an die sich zunächst eine religiöse Betrachtung und Übung schließt, soll der Trappist eine kurze Zeit an seinem künftigen Grabe arbeiten, dann begibt er sich zur Ruhe. Den Religiösen ist beständiges Stillschweigen auferlegt, das nur in Ausnahmefällen zu brechen ist; außer den Gebeten und dem gegenseitigen Gruß: memento mori darf der Trappist kein Wort sprechen; Wünsche und Bedürfnisse muß er durch Zeichen zu erkennen geben. Zweimal wöchentlich soll das Kapitel der Selbstanklagen gehalten werden. Bevor diese

beginnen, sollen sich alle niederwerfen, und wenn der Prior fragt: was bekennt ihr? so soll jeder halblaut antworten: „meine Schuld." „Wenn irgend ein Verwandter, Vater oder Mutter eines Mönches gestorben war, so empfahl der Abt im Kapitel für ihn zu beten, nannte aber den Verstorbenen nicht, damit diese Nachricht weder Schmerz noch Unruhe noch Zerstreuung in demselben Bruder erzeuge, welchen sie betraf, und damit ein jeder gleichen Anteil an ihr nehme. Die natürliche Familie sollte ertötet sein, dagegen eine einzige Gottesfamilie an ihre Stelle treten. Man beweinte den eigenen Vater, so oft als man den ungenannten Vater eines der Bußgenossen beweinte." Ja, das Ziel der Trappisten sollte die Abstumpfung aller menschlichen Empfindungen, das stetige Gefühl eines allmählichen Sterbens, die Abtötung aller Lebensfreudigkeit, also der wahre Lebensekel sein. In dieser seltenen Art der Reue und Buße wollte Rancé sich vorbereiten, „um sich für immer der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen." „Mir bleibt nach solchen Ausschweifungen," sagt er, „kein anderer Ausweg, als mich mit Kutte und Stachelgürtel zu bekleiden und meine früheren Tage in meines Herzens Bitterkeit zu überdenken." Ueber den durch düsteren Lebenshaß charakterisierten Stil dieser Rancé'schen Klosterregel bemerkt Chateaubriand: Dieselbe erinnere an die römischen Zwölftafelgesetze oder an den Wachtbefehl eines der israelitischen Heerlager während der 42 Stationen in der Wüste.

Die heutigen Jünger und Nachfolger dieses strengsten aller gestrengen Asketen der römisch-katholischen Kirche in ihrem von dem Geräusch der Welt ferngelegenen Klosterleben näher kennen zu lernen, darnach stand schon lange mein Sinn, seitdem ich mich über die Schicksale und die strengen Grundsätze des Trappisten-Reformators unterrichtet hatte. Dankbar nahm ich daher die Aufforderung meines katholischen Freundes an, am Dienstag in der Charwoche von Mülhausen aus das Trappisten-Kloster Oelenberg zu besuchen. Wir fuhren im Wagen hinaus in die Ebene an dem Städtchen Dornach vorüber. Nach etwa anderthalbstündiger Fahrt an den Feldern vorbei und durch kurze Waldungen erblickten wir den Kirchturm des Klosters, welches auf einer kleinen Anhöhe liegt. Durch eine hohe Wand vom Männerkloster ganz

abgeschlossen, steht auch ein Trappistinnen-Kloster da. Zwei kleine Türme bezeichnen die Gotteshäuser, die übrigen Gebäude bilden ein großes Gasthaus zur Aufnahme von Fremden, Gästen und Pilgern, die Wohnungen der Insassen des Klosters und die zur Ackerwirtschaft dienenden Häuser, Scheunen, Kuhställe und eine Brauerei. Im allgemeinen macht das Ganze den Eindruck eines großen Gehöftes, wie man sie in den Ostprovinzen Preußens auf den Rittergütern findet. Man sieht große Viehbestände; Federvieh läuft in Scharen umher; hier wird Holz zersägt, dort baut man an einem Hause, dort bereitet man den Dünger, um ihn auf's Feld zu fahren. Das ganze Kloster ist von Wein- und Obst-Gärten und von Wiesenland umgeben. Wir fuhren durch einen lieblichen Baumhof der Klosterpforte zu; sie trägt die Inschrift: Solitudo coeli janua, zu deutsch: „Die Einsamkeit ist die Thür zum Himmel." Das ist also auch eine Thür, so mußte ich mir sagen, wie der Asket Rancé sie gewollt. An diese glaubt mit ihm mancher Reuige und Bußfertige anklopfen zu müssen, um zu Gott zurückzukehren. Ja, wie viele Bekümmerte mögen auch durch die Oelenberger Klosterpforte gewandert sein, welche mit dem Reformator der Trappisten gerufen haben: „Wer kann mir die Schwingen der Taube verleihen, um der Menschen Gesellschaft zu fliehen? Eine katholische Stimme weiß von dieser Pforte rühmend zu erzählen: „Das Geräusch der Welthändel dringt nicht hinein in die stille Klause der „Philosophen der Kutte", wie man die Trappisten treffend genannt hat, und auch Ehrgeiz, Neid, Zank und wie auch immer die irdischen Leidenschaften heißen mögen, haben keine Gewalt über Leute, deren Dasein eben lediglich dem Höchsten gewidmet ist." (??) Eine andere ebenfalls katholische Stimme setzt hinzu: „Alle Trappisten leben friedlich und einträchtig, denn sie sprechen die ganze Zeit, die sie noch leben, kein Wort miteinander. Alle Nationalitäten, alle Bildungsgrade und Gesellschaftsschichten haben sich da zusammengefunden. Gar manches mit der Welt zerfallene Menschenkind, gar mancher Schiffbrüchige der guten Gesellschaft hat in den Mauern des Trappistenklosters eine Zufluchtstätte gesucht und gefunden. Was die Phantasie des Romandichters zu erfinnen sich bemüht, ist hier greifbare Wahrheit geworden." (?)

Allerdings haben sich in die Trappistenklöster nicht etwa blos solche zurückgezogen, welche in besonderen Tugenden der Frömmigkeit als Mönche ihrem Gott einen Dienst leisten wollten, nein, dort hinein sind der Mehrzahl nach solche geflohen, die übersättigt vom Weltgenuß vor dem Leben einen Ekel empfanden, welche es verdroß, mitten unter Menschen ihres Gleichen zu leben. Dort in der „Einsamkeit" glaubten sie den Himmel wieder zu finden, der ihnen in dem Sündenrausch verloren gegangen; dort wollten sie büßen für ihre Sünden und, womöglich, durch die Verdienstlichkeit ihrer Werke auch die Schuld abtragen, unter welcher die Mitwelt seufzt. König Jacob II. von England und seine Gemahlin, viele Gewaltigen der Erde, namentlich große, berühmte Kriegführer, empfahlen sich schon bei Lebzeiten Rancé's gern den Fürbitten der Trappisten; ihnen sind in der katholischen Christenheit bis auf unsere Tage nicht wenige gefolgt. Durch die Oelenberger Klosterpforte zieht mancher katholische Priester noch heute, um dort bei den Bußhelden, den Trappisten, seine Beichte abzulegen oder seine sonstigen Andachtsübungen zu verrichten. Was das Räderwerk des menschlichen Lebens ihm versagt, das hofft er zu finden, an jenem stillen Ort der Einsamkeit, an der janua coeli, an der Thür des Himmels.

Wir gelangten durch den Thorweg in den inneren Hof; hie und da sehen wir Mönche in ihren braunen Gewändern, wie sie in der Ackerwirtschaft thätig waren gleich emsigen, fleißigen Landleuten. Der eine hatte eine Stallreinigung vor, der andere arbeitete an den Ackergerätschaften. Aber keiner nahm Notiz von unserer Ankunft Es dauerte indes nicht lange, so öffnete sich die Thür des Klosters, und ein Mönch in grauweißem Gewand kam meinem katholischen Freund mit dem Gruß entgegen: „Gelobt sei Jesus Christus!" Es war der Pater Schaffner; sein Gesicht zeugte von großer Freundlichkeit und Gutmütigkeit. Auf der Treppe kam uns auch der Pater Prior, ebenfalls in grauweißer Kutte entgegen; die Begrüßung war auch eine herzliche. „Ehrwürdiger Pater Prior, so fragte mein katholischer Begleiter," dürfen wir hier zu Mittag bleiben? Lächelnd schaute uns der Prior an, da Gastfreundschaft sich bei den Trappisten von selbst versteht; alsdann lief er hurtig in das Trappistinnen-Kloster, woselbst er die Mahl-

zeit für uns bestellte. Um jeden Verkehr der männlichen und weiblichen Insassen im Oelenberger Kloster zu verhindern, ist die Vorrichtung getroffen, daß die Aufträge, welche die Mönche an die Nonnen auszurichten haben, durch eine von Weitem her aufzuschließende Öffnung, durch eine Art von Schalter gesprochen werden müssen. Nur in Krankheitsfällen, in denen die dem Tode nahe Trappistin mit dem Abendmahl versehen werden soll, hat der Abt oder ein anderer Vertreter des Kapitels Eintritt in das Frauenkloster.

Wir wurden in das alte sogenannte bischöfliche Zimmer geführt. An den Möbeln dieses für einen „vornehmen" Besuch ausgerüsteten Gemachs erkannte man sofort, daß man sich im Hause von Menschen befand, die der Buße und Weltentsagung sich hingeben wollen. Bretterne Stühle, hölzerne Tische, das einfache Betpult, das schlichte Bett, alles dient zum Zeichen, daß sich die Trappisten mit dem Allernotwendigsten begnügen wollen. In dieser stillen, mit einfachem Kalk bestrichenen Stube konnte ich mir auch die Tracht der Mönche näher ansehen. Sie besteht in einer langen Kutte mit weiten Ärmeln von grober, grauweißer Wolle, welche sie auf bloßem Leibe tragen, in einer schwarzwollenen Kapuze mit zwei fußbreiten, bis an die Knie herabhängenden Streifen, einem breiten, schwarzledernen Gürtel, an dem ein Rosenkranz und ein Messer als Sinnbilder der Andacht und Arbeit hängen und in Holzschuhen. Die sogenannten „Brüder" tragen dunkelbraune Mäntel mit Ärmeln und eine gleichfarbige Kapuze. Die Novizen haben keine weiten Ärmel an ihrer Kleidung. Der damalige Abt des Klosters, ein hochbetagter Mann, ein Vertreter des rheinischen Adels, welcher in der Umgegend der Stadt Mülhausen einen guten Ruf als Landwirt besaß, war sehr krank, so daß wir ihn nicht besuchen und sprechen konnten. Seine Stelle vertrat der Pater Prior, ein geborener Baier, der schon sehr viele Jahre im Kloster zugebracht hatte. Sein scharfgeschnittenes, mönchisches Gesicht verrät dem stillen Beobachter sofort, daß er die redliche Absicht durchzuführen gewillt ist, der Welt als ein echter Jünger Rancé's abzusterben und nur der Einsamkeit zu leben.

Da uns noch einige Zeit bis zum Mittagessen blieb, führte mich mein Freund in die Kirche; es wurde gerade zur Vesper, die in der Charwoche am Vormittag abgehalten wird, geläutet.

Die Kirche, nicht schön, ganz einfach gehalten, war im Innern der Passion wegen mit schwarzen Tüchern behangen. Wir stiegen die Empore hinauf und von der hatten wir einen Blick in's Chor und in den Vorhof. Einzeln traten die Patres in ihrem weißen Gewand mit gravitätischer Haltung in's Gotteshaus, und ein jeder griff zu den Glockensträngen, um etliche Male zu läuten, getreu der Klosterregel des gestrengen Reformator's Rancé: „Die Glockenschläge sollen schnell aufeinander folgen; in der Kirche soll große Demut beobachtet werden; man soll unbedeckten Hauptes bleiben." Auch hatte er ja jede schöne Musik wie den kunstvollen Gesang verboten; daher sangen die Patres ihre Horen mehr in klagender, jammernder Weise. Wunderliche Heilige, sonderbare Menschen! so mußte ich in meinem protestantischen Herzen denken; und doch war das Gesamtbild, welches ich in der Kirche sah, ergreifend, ein großartiges Stück Romantik; es war mir, als wenn ich den alten Weltpriester Rancé auch unter den Büßern gesehen hätte. Als wir das eiskalte Gotteshaus verließen und durch die langen Gänge des Klosters wandelten, begegneten uns viele Trappisten in ihren grauweißen Arbeitsmänteln. Nur auf unseren Gruß zogen sie zum Zeichen der Erwiederung desselben in geheimnisvoller Weise ihre Kapuze etwas über den Kopf zurück; grüßten wir aber nicht, so gingen sie schweigend an uns vorüber, ohne uns bemerken zu wollen. Ja, wenn man diese Leute, die wegen ihrer Kasteiung ein recht mageres, langgezogenes Gesicht bekommen haben, in der Nacht sehen würde, würde man sie für Gespenster halten; uns erschienen sie am Tage als würdige Nachfolger des Mannes, der anstatt seiner Weltliebe düstere Schwermut in sein Herz ziehen gelassen, der das Bußkleid angezogen, „um sich für immer der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer zu bringen."

In's Bischofszimmer zurückgekehrt, bekamen wir ein vortrefflich mundendes Mittagsessen aus vegetarianischer Kost mit feurigem Burgunderwein,*) während in einem Nebensaal wohl 150 Mönche lautlos ihr einfaches Mittagsbrot verzehrten; sie meiden, was wir gewöhnliche Menschen in der Gesellschaft am liebsten haben, die freundliche Unterhaltung in Worten. Nach dem Mittagsessen erschien bei uns der Prior; er hatte ein feineres und weißeres

*) Die nähere Beschreibung siehe aus meinem „Kreuzzeitungsartikel" 1881.

Gewand angelegt, sein Ceremonienkleid; er machte seinen „vornehmen" Gästen gleichsam einen Gegenbesuch. Dieser Herr führte mich, da mein Freund zur Beichte ging, wohl an zwei Stunden durch das Kloster und beantwortete meine Fragen, obwohl er wußte, daß ich Protestant war, in bereitwilligster und offenster Weise.*) Er betonte, daß die Insassen des Klosters sich sehr wohl fühlten. Freilich, so fügte er hinzu, wir haben zuweilen einige Mönche unter uns gehabt, die plötzlich von der Sehnsucht nach dem Weltleben ergriffen wurden. Sie verließen uns mit aufgeregtem Herzen und noch mehr mit geängstigtem Gewissen; wir sahen ihnen mit Schmerz nach und baten zu Gott, daß er die Verirrten wieder heimkehren lasse; und es dauerte nicht lange, nach Verlauf etlicher Wochen standen sie vor der Pforte und flehten unter bußfertigem Weinen um Verzeihung ihrer Untreue und um barmherzige Wiederaufnahme. Ihnen ist es nie wieder eingefallen, ihr Gelübde zu brechen; sie wurden die treuesten Brüder im Trappistenkloster.

Mit großer Zuvorkommenheit zeigte mir der Prior die Räume, in denen die Mönche zur Zeit des französischen Krieges die verwundeten Krieger beider Nationen gepflegt haben. Sie sind kahl, fast ohne Möbel, ohne Bücher; in keinem ist ein Ofen zu finden; nur ein Ofen befindet sich überhaupt im Kloster, nämlich im Laboratorium. Mit Vorliebe erzählte mir mein Begleiter, wie die Trappisten auch nach dem Kriege gar oft viele deutsche Offiziere mit ihren Mannschaften im Quartier gehabt hätten. Irre ich mich nicht, so war in dem Blute dieses bairischen Mannes trotz aller Weltflucht und trotz alles Absagens der Berührung mit dem nationalen Leben der deutsche Patriotismus nicht ausgestorben.

Nachdem wir den ebenfalls kahlen Kapitelsaal besehen hatten, gelangten wir an eine Treppe, in welcher ein großes schauerliches Bild hängt. Ein österreichischer General, welcher das Soldatenleben mit dem Trappistenberuf vertauscht hatte, malte es einst; es ist recht charakteristisch für die Seelenstimmung, in welcher der frühere Kriegsmann sich im Klosterleben befand. Das Bild stellt den Tod in der bekannten Gestalt des Sensenmannes dar; das Knochengerippe, namentlich der Schädel machen einen erschreckenden

*) Darüber Näheres a. O.

Eindruck; und darüber steht die Inschrift: cette nuit peut être (diese Nacht vielleicht). In jedem Augenblick sollen ja die Jünger Rancé's an das Sterben denken; sie leben stets das Grab im Auge behaltend. Memento mori!

Der Trappist hat folgendes Reimspiel, welches alle seine Herzenswünsche und Lebensideale umfaßt: „Viel leiden, viel meiden, gern scheiden — nicht zagen, nicht fragen, nicht klagen — geborgen, nicht sorgen für morgen — geschlagen, still tragen die Plagen — Ohn' eigen sich neigen und schweigen — Frohsinnig, herzinnig, gottminnig — aufstreben, hergeben sein Leben — nicht weilen, gleich Pfeilen hineilen — Gott loben gehoben nach oben — das wähle, o Seele, vermähle — auf ewig dem Herrn dich, als Braut."

Der Prior zeigte mir den Eßsaal und kam auf die Vortrefflichkeit der geringen, vegetarianischen Kost zu sprechen, mit welcher sich seine Conventualen begnügen. „Sehen Sie," sagte er, „das ist ein Irrtum unserer Zeit, daß nur das sogenannte kräftige Essen, namentlich der Genuß von fettem Fleisch die Gesundheit des Menschen bedingt. Die Regierungen sollten die Vertreter der ärmeren Klassen einmal zu uns schicken, damit sie sich überzeugen, daß ihre Gelüste nach fetter Mahlzeit, nach übermäßigem Essen und Trinken nicht berechtigt sind. Hier im Kloster la Trappe's könnte man Sparsamkeit und Mäßigung lernen, hier wird der Thatbeweis geliefert, daß die einfachen Gaben der Natur hinreichend sind, den Menschen gesund zu halten." Freilich fiel in dieser Darlegung meines Errachtens der Prior von dem Programm seines Vorbilds Rancé ab. Dieser bekam, als er sein Noviciat angetreten hatte, eine schwere Krankheit; er wollte aber auch nicht durch kräftigende Speise wieder seine Gesundheit erlangen, getreu seinem Grundsatz: Kein Kranker soll im Krankenhause jammern; nur der Tod soll ihm vor Augen schweben; und er soll nichts mehr fürchten, als länger zu leben.

Wir gingen weiter in's Freie und traten auf den Friedhof. „Sehen Sie hier, sagte der Prior, hier ruhen die Brüder, die den Kampf hienieden ausgekämpft haben. Ein jeder bekommt auf einem hölzernen Kreuz die Inschrift: requiescat in pace, er ruhe im Frieden! Sie wissen wohl, daß der Jünger la Trappe's keinen Sarg bekommt; nein, wie er gelebt hat, so wird er bestattet,

in seinem Ordenskleide." Schauerlich ernst ist der Anblick der Ruhestätte dieser Männer, welche dem Gebot Rancé's folgen: „Geht in den Tod, und euer einziges Streben sei, durch Geduld ein wenig Gnade vor den Augen des Ewigen zu finden." Ein eifriger Mönch sprach in seinem leidenschaftlichen Lebenshaß auf dem Sterbebett den Wunsch aus, daß sein Leichnam auf den Schindanger geworfen werde; er war der Meinung Rancé's: „Viele Jahrhunderte meines Lebens würden nicht hinreichen, um einen Moment des Lebens zu sühnen, das ich in der Welt geführt habe." Rancé kannte in den letzten Jahren keine Grenze in seiner asketischen Strenge mehr, je älter er wurde, desto leidenschaftlicher legte er sich Büßungen auf; er sehnte sich nach dem Sterben. An's Sterben soll auch das Nachtlager des Mönches erinnern; der Schlafsaal, den wir besuchten, hatte über hundert Schlafzellen; in jeder stand das hölzerne Bett aus rohen Brettern; sargartig soll es nach Rancés Vorschrift sein.*)

Auch durch das Laboratorium führte mich der leutselige Prior; dort arbeiteten etliche Trappisten an allerlei Ackergerätschaften; doch für sie waren wir nicht da; sie schwiegen, sie sahen uns nicht an; es war, wie wenn wir gar nicht anwesend gewesen wären. Schauerlich, anders kann man diese Stummheit nicht bezeichnen.

Was dieses Stillschweigen anlangt, so gab mir der Prior auch hierüber Aufschluß. Von sieben Uhr abends bis sechs Uhr morgens herrscht außerhalb des Klosters wie innerhalb desselben das silentium magnum; da darf kein Trappist reden. Nur der Prior macht eine Ausnahme, wenn er Gäste, die um Herberge bitten, aufnimmt. Sollte Feuer im Kloster ausbrechen oder eine andere Gefahr nahen, so dürfen in diesem Falle auch alle Insassen reden. Die Sprache ersetzen sie durch die Zeichensprache. Doch, so mußte ich denken, wozu denn die Last, sich das Sprechen zu verbieten, wenn der Verstand den Menschen dazu bringt, einen Ersatz in der Zeichensprache zu geben? Die Trappisten disputieren mit Zeichen lebhafter, als manche Menschen, die ihre Zunge zum Ausdruck ihrer Gedanken in Bewegung setzen.

Nach dieser Unterredung, welche ich nur in den Hauptzügen mitteilen konnte,*) trat ich, nachdem ich dem Pater Prior meinen

*) Siehe die ausführlichere Darlegung in der Kreuzzeitung 1881.

schuldigen Dank ausgesprochen, mit meinem Begleiter den Rückweg nach Mülhausen an. Ein wahrhaft wunderliches, eigentümliches Bild hatte ich gesehen, wie man es im deutschen Vaterland nicht wieder antreffen kann. Der oberflächliche und leichtsinnige Besucher des Trappistenklosters kann sich nichts darunter denken; der spottlustige ist geneigt Chateaubriand's Worte nachzusprechen: „elende Affenmanieren vernarrter und ausschweifender Mönche." Der große Schlachtendenker Moltke, der auch das Kloster genau besehen, sagte, wie der Prior mir selber mitteilte: „gute Menschen, aber halbe Narren, wollen sie in Ruhe lassen." Wollen wir nun dieses Bild, das Leben der Jünger Rancé's, wie der Philosoph sagt, weder belachen noch bedauern, sondern verstehen, so müssen wir noch einmal die eigentlichen Beweggründe uns vergegenwärtigen, welche die Leute treiben, ein so trauriges und über alle Maßen schauerliches Leben zu führen.

Im tiefen Gefühl der Reue über seine Sünde und Schuld jagt der Trappist nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, und nach dem Frieden seines Herzens mit dem zürnenden Gott. Er kann in der Welt, selbst in der römischen Kirche, als einer Institution weiter in der argen, versuchungsvollen Welt, keine Rechtfertigung finden, daher will er Werke seltenster Buße thun bis an sein Lebensende; er sagt mit Rancé „ich bin allezeit der unglücklichste unter den Sündern." Der Trappist hat die richtige Vorstellung von Gott, daß er eine erschreckliche Majestät darstellt, daß er ein eifriger Gott ist, der der Väter Missethat heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied, wenn man seine Gerechtigkeit anruft. Genugthuung muß Gott haben, der Gerechte und Heilige. Rancé und seine Nachfolger werden von Bußschauern erfaßt; sie glühen für den Gedanken der Genugthuung; sie versuchen auf Grund ihrer kirchlichen Überzeugung die Entsündigung aus eigenen Kräften, Werken und Verdiensten auch auf die Gefahr fortwährender innerer Verzweifelung. Sie erkennen mit Recht, daß, um Gott zufrieden zu stellen, etwas ganz Besonderes geleistet werden muß; denn die gewöhnlichen Bußwerke sind nicht ausreichend, selbst die Entsagungen des einfachen Mönchlebens für die Bezahlung der Schuld vor Gott nicht genügend. So ist denn ein genugthuendes Leiden mit zahllosen Ängsten und Schrecken

nötig. Rancé bricht entzwei mit starker Hand und stummem Schmerz, was irgend an Genuß und Behagen, an Lebensfrohsinn mahnen möchte. Er bricht mit allem, selbst mit den süßesten Erinnerungen; er sucht die Dornen, die am tiefsten verwunden; er wählt die Fesseln, die am wehesten thun. Er gönnt sich keine Rast, und kennt nicht den Augenblick, da er sich gestehen darf: es ist genug, du darfst dich deines Zieles freuen. Er läßt seinen Mund stumm werden; er verbannt alles Erbarmen mit sich selbst in Leibesnot und mit dem Schmerz der anderen Büßer; ja kein Kranker soll im Krankenhause jammern, nur der Tod soll ihm vor den Augen schweben, und er soll nichts mehr fürchten, als länger zu leben.

Dieser Rancé und mit ihm jeder Trappist ist ein Held nach der Anschauung der römischen Kirche; er steht auf der Höhe der Heiligung, welche diese Kirche lehrt und fordert. Er stellt uns die katholische Lehre von der Buße und vom Glauben in ihrer letzten Folgerung dar; er hat den Mut, was die Kirche lehrt, bis ins T Z durchzuführen. Er trägt die Schuld für sich und andere. Seine Bußqualen sind verdienstlich vor Gott als ein Bußwerk für sich und seine Mitmenschen. Sie sind überfließende Genugthuungen gleich den Leiden der seligen Jungfrau Maria und aller übrigen Heiligen, welche mehr gelitten haben, als ihre Sünden erforderten. Die Kirche hat durch ihn einen reichen Schatz versöhnender Kräfte bekommen, den sie an gehorsame gläubige Kinder austeilen kann.

II.

Einen ähnlichen Standpunkt, wie die Trappisten, nämlich den der römisch-katholischen Kirche in der Lehre von der Heiligung, die ewige Seligkeit sich selbst aus eigenen Kräften zu verdienen, durch Werke der Kasteiung und Selbstzermarterung für sich und andere Sünder dem gerechten und heiligen Gott eine völlige Genugthuung anzubieten, diesen Standpunkt hat auch ein anderer Büßer im Klosterleben geteilt, ähnliche Überlegungen haben auch seine feurige Seele zermartert, ähnliche Beweggründe auch ihn in's Kloster getrieben — es ist der Jüngling Martin Luther.

Sowohl von seinen strengen Eltern wie Lehrern war dem Knaben des Bergmannsohnes zu Eisleben ein wahrer Schrecken,

ein Grausen vor dem lebendigen Gott anerzogen, ja in harter Zucht eingeschlagen worden. Luther sagt selbst darüber: „Ich wurde von Kindheit an so gewöhnt, daß ich erblassen und erschrecken mußte, wenn ich den Namen Christi nur nennen hörte; denn ich war nicht anders unterrichtet, als daß ich ihn für einen gestrengen und zornigen Richter hielt.“ Und an einer anderen Stelle: „Wir wußten nicht anders, Christus wäre ein zorniger Richter, dessen Zorn wir mit guten Werken und heiligem Leben versöhnen müßten.“ Dieses Bewußtsein, vor den Augen eines allwissenden und allgegenwärtigen Gottes zu wandeln, dessen Majestät im Anklagen und Züchtigen besteht, legte sich wie ein Alpdruck auf die Seele des jungen Mannes. Große innere Not ergriff ihn, wie später Rancé, trotz seines munter angelegten Temperaments und trotz seines fröhlichen Jugendsinnes; es peinigte ihn immer stärker der Gedanke: „wie finde ich Ruhe vor dem höchsten göttlichen Richter, dessen Augen sind wie Feuerflammen?“ Und es war Gottes Hand die ihn erfaßte. Weil er ein starker Mann war, sollte er den ganzen vollen Einblick in die Verlorenheit der menschlichen Natur thun. Er sollte die Zentnerlast schaurigen Todesgefühls einmal tragen, das uns befällt, wenn wir erkennen, was wir selbst von Natur sind; er sollte blicken in die große Kluft, die sich erhebt zwischen dem gerechten Gott und dem sündenbeladenen Menschenherzen. Gott ließ seine Not immer größer werden; er wurde schwer krank, indem er sich mit dem eigenen Degen in Folge eines Falles verletzte. Während seiner Krankheit beschäftigte er sich mit den Gedanken des Todes und des ewigen Gerichtes und daneben mit peinigenden Selbstanklagen, daß er kein Heiliger vor Gott sei. Als ihn eines Tages der Blitz zu Boden streckte, da rief er die heilige Anna um Hilfe an und gelobt ihr: „Ich will Mönch werden.“

„Mönch sein,“ d. h. abgeschieden von aller Welt, sich ausschließlich dem Dienste Gottes weihen, sich durch Selbstzüchtigungen der strafenden Gerechtigkeit hingeben, büßen für die eigenen und der Mitwelt Sünden — das dünkte unsern Luther gleich einem Rancé das einzige Mittel zu sein, vor dem lebendigen Gott, dem Richter über Lebendige und Tode, bestehen zu können. Trugen doch auch zu Luthers Zeiten die Klöster die Inschriften über ihren

Pforten: „Die Thür des Himmels." Er dachte oft an ein Bild, das er in seiner Jugend gesehen hatte. Von einem Klosterhof aus ragt eine Leiter bis zum Himmel empor. Mönche steigen auf. Die auf den mittleren Stufen stehenden haben Flügel, den Obersten, gänzlich den Engeln gleich, reicht Gott selbst seine Hand entgegen. Ein solcher obenstehender Mönch will nun Luther werden. In diesem Drange kennt er weder die Freunde, er gibt ihnen den Abschied, noch kennt er die Eltern mehr; er denkt: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Eltern, den Menschen. „Ich ging in's Kloster, so erzählt er, weil ich verzweifelte; ich habe immer gedacht, o wann willst du einmal fromm werden und genug thun, daß du einen gnädigen Gott kriegest. Am Alexiustage, den 17. Juli 1505, schritt Martin Luther durch die Klosterpforte der Augustinermönche in Erfurt. Was ihn in das Kloster trieb, war die Sehnsucht nach Frieden und Vergebung; denn wie Melanchthon von ihm berichtet, es durchzuckten ihn, ähnlich wie später den Trappisten Rancé, die Schrecken der Verdammnis, welche ihn zu vernichten drohte.

Und welch' ein Mönchsleben voll Entsagung und Selbstpeinigung hat Martin Luther geführt! Er bekam das Lob aller Vorgesetzten; einen solchen treuen und gewissenhaften Novizen hatten sie lange nicht in den Klostermauern gesehen. Seinem Verfolger, dem Grafen Georg, konnte er in den allbekannten Verteidigungsworten sagen: „Ich hätte mich, wo es länger gewährt, zu Tode gemartert." Der Grund solcher unvertilglichen Unruhe lag darin, daß ihm nicht genügte, vor Menschen untadlig und fromm dazustehen, auch mit der Kirche im Frieden zu leben; sein innerstes Bedürfnis war auf Gott gerichtet, und dieser Gott war ihm, wie hernach dem Büßer Rancé, ein erschrecklicher Gesetzesgott voll von Zorn, Drohung und strafender Gerechtigkeit. In Gott sah er nur den wilden Rächer der Sünden, welcher den Menschen mit Höllenstrafen heimsuchen muß. Schriftworte wie der Seufzer: „rette mich in deiner Gerechtigkeit" erfüllten ihn mit Grauen, weil er für seine arme, geplagte, schuldvolle Seele nur Tod und Gericht von Seiten Gottes erwarten konnte.

Und gleich Rancé und seinen Trappisten hatte Martin Luther die wahre Erkenntnis, daß, wenn der Mensch einmal dazu über-

geht, Gott Genugthuung anzubieten, er etwas ganz Außerordentliches leisten muß, was in eines gewöhnlichen Menschen Kraft sicherlich kaum liegen kann. Übermenschliche Büßungen legte er sich auf. Gesenkten Hauptes schlich er einher, Grauen des Todes überschattete ihn, Verzweiflung führte ihn an den Rand des Verderbens. Sein tägliches Seufzen endete: o meine Sünden, meine Sünden! Ja, er glich dem späteren Trappisten-Reformator, der allein durch des unerbittlichen Gesetzes Werke Gott zu versöhnen suchte; er verbannte wie er alles Erbarmen mit sich selbst. Physische Abtödung und vernichtender Lebenshaß, Lebensekel, das war der Inhalt seiner Seele; er wollte sich auch der Gerechtigkeit Gottes zum Opfer bringen. Auch sein einziges Streben geht dahin: durch Geduld ein wenig Gnade vor den Augen des Ewigen zu finden. „Die Stimme des Gewissens," bekennt er später in der Erinnerung an seine erste Leidenszeit, „ist nicht ein einzelnes, sondern ein Haufe von Übeln, eine Jlias malorum, ein bellender Höllenhund, eine wütende Furie, ein höllischer Plagegeist. Wenn mir jemand gesagt hätte, wie teuer ich den Frieden erkaufen könnte, ich wollte auf mein Angesicht gefallen sein, wollte mein Leben gern dahingegeben und nur allein um Errettung meines Gewissens gebeten haben."

Ja, so liegt Martin Luther mit dem späteren Büßer Rancé und den heutigen Trappisten im Staube, wälzt sich wie ein Wurm vor Gott und kann das Licht der Gnade und Barmherzigkeit nicht finden; er hat vorher geseufzt, was Rancé einst aus qualvoller Brust seinen Konventualen vorhielt: gehet in den Tod und euer einziges Streben sei, durch Geduld ein wenig Gnade vor den Augen des Ewigen zu finden."

Aber es ist das göttliche Wohlgefallen gewesen, daß gerade an dem Klosterbruder Martin Luther das Licht des Evangeliums von der freien Gnade in Jesu Christo wieder aufleuchten sollte, daß durch Martin Luther die Christenheit von den Fesseln des Gesetzes in Buße und Selbstzüchtigung entbunden und mit der Freiheit des Glaubens beglückt und beseeligt werden sollte. Mit den Trappisten geht Luther denselben Weg, bis ihm ein göttliches Licht darüber aufging, daß alle Anstrengungen, Gott dem Allwissenden und Heiligen aus eigenen Kräften Genugthuung anzubieten erfolg-

los, unnütz und seelenverderblich sind. Gott der Herr, hat fast Alles auf Erden und im Himmel in die Hand der Natur und Menschen gelegt — wie Drummond so klar auseinandersetzt — nur einen Punkt hat er sich vorbehalten, die Entstehung des Lebens. Jedes Leben hängt von der Berührung mit dem göttlichen Leben ab; es kann nicht aus sich selbst entstehen, es kann sich nicht aus etwas entwickeln, was nicht Leben ist. Sowohl im Reiche der Natur, wie im Reiche der Gnade finden wir, daß ein unübersteigbares Gesetz die Schwellen zweier Welten hütet und sichert, daß der Eintritt aus einer niedrigeren nur durch einen unmittelbaren Akt des Lebens aus Gott in die obere stattfinden kann. Um der in Sünden verderbten und toten Menschenwelt neues Heil und Leben zu geben, sie in eine bessere Sphäre zu versetzen, mußte Gott sein ureigenes Leben der Liebe und Gnade offenbaren, eine neue Lebensquelle aufschließen, gleichsam neues Leben in die ersterbenden Adern der Menschheit leiten. Und das hat er gethan; Jesus Christus ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Er ist der außerordentliche Büßer für uns geworden; er teilt neue Lebenskräfte mit. Nun heißt es: wer den Sohn hat, der hat das Leben; wer den Sohn nicht hat, der hat das Leben nicht. Es gibt nur einen Weg des Heils: „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du und dein Haus selig!"

Von den mönchischen Idealen, von den Vorbildern aller Klosterbrüder wendete sich Luther ab, sobald der Ruf der Ewigkeit an sein inneres Ohr gedrungen war: „Aus Gnaden selig durch den Glauben an das alleinige Verdienst und Opfer Jesu Christi." So war denn Luther ganz durch die Seele des Mönchtums gegangen, hatte sich völlig hingegeben mit aller Liebe der klösterlichen Denk- und Lebensweise, und nun, da er später, nicht mit leichtem Sinn, sondern mit blutendem Herzen das Glied von sich warf, das ihn ärgerte, stand er da als ein erprobter Held und redete aus eigener Herzens-Erfahrung und Überzeugung. Wie einst Paulus von sich sagen konnte, er sei der eifrigste Jude, der energischste Verfechter des Gesetzes gewesen, aber durch die Gnade sei er dem Gesetz abgestorben durch das Gesetz, so konnte auch Luther von sich bezeugen, daß er in der That ein guter Katholik

und Mönch aus Überzeugung gewesen sei, bis ihm Gott habe die Schuppen von den Augen fallen lassen.

Wie ging dies zu? wie wurden die Ketten gesprengt, welche sich an seine Seele gelegt hatten, wie kam er hindurch aus dem Tod zum Leben?

Gott ließ ihn nicht versinken in den Fluten der inneren Angst, wo hier eine Tiefe und dort eine Tiefe. Allmählich fiel das Licht göttlichen Erbarmens, geleitet durch das Lesen der heiligen Schrift und durch den Zuspruch frommer Männer, wie des Dr. Staupitz, in das Herz Luthers, das sich abquälte und selbst verzehrte: „der Gerechte wird seines Glaubens leben." Nach vielem Kämpfen und Ringen wurde es unserem Luther allmählich zur innersten Überzeugung, daß es ein großer Unterschied ist, vor den Satzungen einer Kirche gerecht zu sein oder wirklich der Gerechtigkeit des lebendigen Gottes Genüge zu thun. Die kirchlichen Gnadenspenden des Ablasses, die Büßungen in der Askese können die Unruhe einer sündigen Seele nicht beschwichtigen. Gott selbst muß sprechen durch seinen heiligen Geist zu des Menschen Geist, daß das Gericht aufgehoben ist, und die Seele Frieden hat mit Gott durch den außerordentlichen Büßer am Kreuz, durch das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt. Alle guten Werke können nicht den Seufzer unterdrücken, der aus der Tiefe wie ein Notschrei hervorquillt: „meine Sünden, meine Sünden!" Nein, die Kirche kann nicht für mich glauben; ich selbst muß glauben, und Christus selbst muß mich im Geiste binden, nämlich im heiligen Geist; darin vollzieht sich allein die tiefste Befreiung unsres eigenen Geistes.

Das Wort „aus Gnaden" wurde der Lebens-Stern und -Kern in der Seele unsres Luther. Voll Dank erinnerte er sich so gern jenes uns leider unbekannt gebliebenen frommen Mönches, der ihm zum Trost die Vergebung der Sünden durch Jesum Christum so erquicklich vorgehalten. Dieser alte Mann hat, wie der Reformator selbst einmal auseinandergesetzt, recht und vom Grund aus den Büßer getröstet und ihm die Thür der Schrift sonderlich zur Erkenntnis der wahren Meinung Pauli von der Gerechtigkeit des Glaubens geöffnet, ihn aber mit seinem Trost im Herzen und seinem Evangelium vom Trost der wahren Gerechtig-

keit und von dem einzigen, wahren Frieden aus der Kirche hinausgeleitet, in welcher die Lehre von der freien Gnade in Christo Jesu ein Ärgernis und ein Grund der Verdammnis ihrer Bekenner war. Was Luther mit dem Ernst der Ewigkeit gesungen: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir, o Gott, erhör' mein Flehen," und am Schluß seines köstlichen Bußliedes: Ob bei uns ist der Sünde viel, bei Gott ist viel mehr Gnade" — das hat er wahr und voll empfunden, auf den Knien erbeten, im heißen Kampf des Glaubens mit seinem Gott errungen in des Augustinerklosters Zelle zu Erfurt.

Und diese persönliche Erfahrung des Heils durch den Glauben an Jesum Christum ist der Keim seines ganzen Reformationswerkes gewesen, sie gab ihm ein anderes Heilssystem, als er in der katholischen Kirche gefunden. Sie gab ihm die evangelische Erleuchtung und die evangelische Freiheit. Und Luthers Predigt „von der Freiheit eines Christenmenschen" schlug durch, erweckte alle deutschen Herzen, die nach Wahrheit rangen, auf, weil der Prediger selbst sie in seinem innersten Leben erfahren und durchkostet hatte. „Luther erkämpfte, wie Dorner richtig sagt, für die Menschenwelt das gesunde schlichte Christentum wieder, das nicht verleitet wird von dem Überreize entzügelter Einbildungskraft und von keinem Wahne der Eigengerechtigkeit, das keine Abenteuerlichkeit in göttlichen Dingen kennt."

So hat denn in der einsamen Mönchszelle im Augustinerkloster zu Erfurt unter den schwersten Kämpfen des ringenden Herzens, Gott der Herr den Keim der Reformation in die Seele Luthers gelegt. Es war nicht in ihm der begabte Geist, der ungeduldig die Fesseln einer verirrten Wissenschaft durchbrach, es war nicht ein stark empfundener Freiheitstrieb, der sich wider jeden Zwang auf geistlichem Gebiet auflehnte; es war nicht ein dem Blitz gleich zündender Gedanke eines Genie's, das für spätere Geschlechter fruchtbar wurde — das alles hätte noch keine Reformation zu Wege gebracht. Nein, es war der Schmerz eines geängstigten Gemütes, welches den Weg zum Heil suchte; es war die Trauer eines zerschlagenen Herzens, welches Zuflucht bei der Gnade Gottes fand. Dies und nichts anderes ist es gewesen, was unserm Luther das Verständnis für die großen Wahrheiten der Rechtfertigung aus dem Glauben und der Heiligung im Glauben

aufschloß. Der Hauch Gottes, welcher da wehet, wohin es ihm gefällt, der mit dem Lebensgeheimnis die toten Seelen der Menschen berührt, welcher sie über die brückenlose Kluft zwischen der Sündennatur desselben und dem Herzen Gottes trägt, der begabte unsern Luther mit neuen Kräften und entwickelte in ihm neues Leben, ein anderes Leben, als er sonst gefühlt hatte, nicht die gewöhnliche Lebenskraft, nicht blos geistige Begabung, nicht etwa nur neuen sittlichen Aufschwung; es war Christus selber in ihm.

Das war alles dem gestrengen Büßer Rancé fremd; er sah nur auf seinen armen Geist, ja er fühlte nur die Schauer des Todes, aber nicht den Flügelschlag neuen Lebens. Jesus Christus blieb ihm verborgen!

Wie anders Dr. Martin Luther! Er ging durch die Klosterpforte hindurch und zwar wiederum hinein in's Leben, in die Mitte der Gesellschaft, in's Volk auf den Kampfplatz zum Streite für den Herrn, der ihn errettet. Denn nachdem er Christum erkannt und mit Glaubensaugen gesehen hatte, da hat ihn nichts mehr von ihm trennen können. Schmeicheleien haben ihn nicht beirrt, Bannstrahlen haben ihn nicht erschüttert, Henkersknechte hat er nicht gefürchtet. Der Glaubensheld zu Worms sprach: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen. —

Die Zeichen der Zeit weisen uns über die Gegenwart hinaus. Auf dem Gebiete des religiösen kirchlichen Lebens ist die Friedhofsstille gewichen. Kampf wird die Signatur unsrer Tage. Wir werden nicht müssige Zuschauer bleiben können; es gilt, unsern evangelischen Heilsglauben sowohl dem Unglauben wie dem Aberglauben gegenüber zu verteidigen, es gilt als lebendige Christen selbst ein Zeugnis für den Heiland in der That und Wahrheit dazustehen.

Wir sagen vor dem Bild des großen Reformators Dr. Martin Luther stehend: „Deutsches Volk, behalte was du hast, daß Niemand deine Krone raube!"

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 7.

Die christliche Zeitrechnung

und

der deutsch-evangelische Kalender.

Von

Ernst Scharfe,
Pastor in Staßfurt.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Beim Herannahen jedes neuen Jahres wird uns der Kalender ins Haus gebracht, der uns die genaueste Berechnung dieses neuen Zeitabschnittes darbietet. Das ist uns so selbstverständlich geworden, daß kaum noch jemand daran denkt, daß eine Geistesarbeit der Menschheit von vielen Jahrhunderten dazu gehört hat, die Zeit so bestimmt einzuteilen, die einzelnen Zeitabschnitte so genau zu berechnen, und den äußern Verlauf der Geschichte der Menschheit in eine so geordnete Reihenfolge zu bringen. Es erscheint uns demnach als eine dankenswerte Aufgabe, den Anfängen aller Zeitrechnung nachzugehen, zu untersuchen und festzustellen, wie die Menschen dazu gekommen sind, die gleichmäßig dahin eilende Zeit in solche Abschnitte von Tagen, Wochen, Monaten, Jahren, Jahrhunderten einzuteilen, und wie sich unsere heutige christliche Zeitrechnung allmählich herausgebildet hat.

Immerhin hätte diese Erwägung uns noch nicht veranlaßt, diesem Gegenstand unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Vielmehr sind wir erst durch die Wahrnehmung dazu getrieben worden, daß gerade die Kalender, mit denen Jahr um Jahr unser Volk überschwemmt wird, dazu benutzt werden, um unchristliche Anschauungen zu verbreiten. Hat doch der „Vorwärts", das Hauptorgan der sozialdemokratischen Partei in Deutschland, seit einigen Jahren begonnen, einen Kalender herauszugeben, der an den einzelnen Monatstagen alle revolutionären Unternehmungen und die scheußlichsten Verbrechen, die je verübt worden sind, aufzeichnet. Dem gegenüber wird es zur ernsten Pflicht, unserem Volke Kalender darzubieten, in denen die christliche und deutsch-evangelische Weltanschauung zu klarem Ausdruck, auch schon in der ganzen äußeren Einrichtung, kommt.

Wir werden demnach zuerst die Anfänge der Zeitrechnung überhaupt darlegen, sodann die Entstehung der christlichen Zeitrechnung klarstellen, und endlich die Einrichtung des deutsch-evangelischen Kalenders einer Beleuchtung unterziehen.

Fragen wir zunächst: wie sind die Menschen überhaupt zu einer Zeitberechnung gekommen, so haben wir von der Thatsache auszugehen, daß Naturvölker keine Zeitrechnung haben. Die Erinnerung an wichtige Ereignisse des Volkslebens, wie Kriege und außergewöhnliche Naturerscheinungen, wird um so dunkler, je weiter zurück von den Lebenden das Ereignis liegt. Von der Angabe eines bestimmten Jahres kann keine Rede sein; „vor langer, langer Zeit geschah es u. s. w.", so werden die Erzählungen aus der Vergangenheit eingeleitet, bis auch die wichtigsten Ereignisse entweder der Vergessenheit anheimfallen, oder in die leichten Gebilde der Sage sich wandeln.

Wie sind nun also die Menschen zuerst zu einer Zeiteinteilung geführt worden? Die Antwort lautet nach dem übereinstimmenden Ergebnis aller bezüglichen Forschungen*): Es waren die wechselnden Gestalten des Mondes, die die Menschen zuerst auf bestimmte sich wiederholende Zeitabschnitte aufmerksam gemacht haben. Vergegenwärtigen wir uns, wie am Abendhimmel zuerst die Mondsichel erscheint, wie dieselbe dann immer mehr sich vergrößert, bis in wunderbarer Pracht der Vollmond über die Erde hinschaut; wie dann der Mond wieder in immer kleineren Bildern vor das Auge tritt, bis er ganz unsichtbar wird; und denken wir weiter daran, wie diese so auffallenden Mondbilder sich immer in derselben Reihenfolge wiederholen: so ist es leicht einzusehen, wie durch diese Erscheinungen des „wechselnden Mondes" die ersten Anfänge einer Zeitrechnung gegeben waren.

Sehr bald machte man weiter die Wahrnehmung, daß sich der Mond nicht genau an 29 Tage für seine Laufbahn bindet, sondern etwa $29\frac{1}{2}$ Tage braucht. Deshalb nahm man immer je zwei Mondumläufe zusammen, d. h. 59 Tage, und teilte dem einen 30, dem andern 29 Tage zu, wie dies, wie es scheint, die ältesten Ägypter mit ihrem „Zweimonats-Jahr" [annus bimestris, Censorin.] so gehalten haben.

Nahm man nun zu diesen so gefundenen Mondumläufen, die wir also „Monat" oder früher „Mond" nennen, den Wechsel der Jahreszeiten, Frühling, Sommer, Herbst, Winter, hinzu, die sich ja allen Völkern gleichmäßig fühlbar machten, — so wurde bald

*) Vgl. bes. Ideler, Handbuch der math. und techn. Chronologie, Berl. 25. 26; Schmoeger, Grundriß der christl. Zeit- und Festrechnung, Halle 54.

der Lauf eines Jahres mit 12 Monaten festgestellt. Und zwar war dies zunächst ein sogenanntes Mondjahr, so genannt, weil es sich nicht nach dem scheinbaren Umlauf der Sonne, sondern nach dem des Mondes richtet. Dies Mondjahr aber hat einen großen Fehler. Die 12 Umläufe des Mondes ergeben nur eine Gesamtheit von 354 bis 355 Tagen; es entsteht also jährlich, da sich nun einmal die Erde nach der Sonne richtet, ein Ausfall von 10 bis 11 Tagen. Daher ist das Mondjahr für eine geordnete Zeitrechnung unbrauchbar. Das zeigt sich bei den Muhammedanern, die, wie die Araber von alter Zeit her, noch heute nach dem Monde rechnen. Sie haben also ein Jahr mit 6 Monaten zu je 30, und mit 6 Monaten zu je 29 Tagen, — Summa 354 Tage —, außerdem legen sie einen Schalttag innerhalb 30 Jahren 11 mal ein, so daß ein Schaltjahr 355 Tage hat. [Der Überschuß eines Mondjahres über 354 Tage beträgt 8 Stunden 48 Minuten 32,6 Sekunden.] Da nun diesem Jahre von dem Sonnenjahre jährlich 10 bis 11 Tage fehlen, so wandert der Jahresanfang der Türken durch alle Jahreszeiten hindurch, und zwar rückgängig in einem Zeitraum von etwa 33 von unsern Jahren. — Die Unsicherheit dieser Zeitrechnung nach dem Monde hat wohl die sprichwörtliche Redensart veranlaßt, daß man einem, der etwa einen bestimmten Zeitpunkt nicht einhält, vorwirft: er richte sich wohl nach dem Monde!

In eigentümlicher Weise wußten die alten Hebräer den Mangel des Mondjahrs auszugleichen. Sie fingen ihr Jahr mit dem Monat Nisan an, der etwa unserm März—April entspricht. Nun war vorgeschrieben, daß um die Mitte dieses Monats, nämlich am Tage nach dem Passahfest (d. 16.), reife Gerstenähren geopfert werden sollten, die in Palästina eben um diese Zeit reifen. Daher besichtigte eine Abordnung der Priester im letzten Monat des ablaufenden Jahres die Saatfelder; und wenn dieselben noch nicht so weit waren, daß man mit Sicherheit auf reife Ähren rechnen konnte, so wurde ein dreizehnter Monat eingeschaltet, und dann erst das neue Jahr begonnen. Da das Wachsen des Getreides ja immer mit dem Sonnenjahr im Einklang bleibt, so erreichte man durch diese Anordnung in der That, daß die israelitische Zeitrechnung trotz der fehlerhaften Mondrechnung immer ziemlich richtig blieb.

Das erste Volk, dem das Sonnenjahr bekannt geworden ist,

sind nach allen Nachrichten die Ägypter. Infolge der genauen Beobachtung der Gestirne, die bei ihnen schon in der ältesten Zeit verbreitet war, hatten sie schon etwa im 14. Jahrhundert v. Chr. die Dauer des Sonnenjahres auf 365 1/4 Tage berechnet,*) und teilten ihr Jahr in 12 Monate zu je 30 Tagen mit 5 Ergänzungstagen ein, Summa 365 Tage. Sie haben also die Einteilung in Monate von der Rechnung nach dem Monde mit dem Sonnenjahr verbunden. Eigentlich aber ist diese Einteilung in Monate durch das Sonnenjahr keineswegs geboten, man hat sie nur beibehalten, weil man die alte Ordnung nicht außer acht lassen wollte. Dagegen wissen wir von den ältesten Römern, daß sie ein zehnmonatliches Jahr hatten, und von den alten Mexikanern, den Azteken, daß sie ihr Jahr in 18 Monate einteilten.**) Und so könnten auch wir unser Jahr in 10 oder 20 Monate einteilen, wie jetzt in 12 zu 30 und 31 Tagen, die ja auch nicht mehr mit dem Mondumlauf übereinstimmen.

Von den Ägyptern nun hat Julius Cäsar die Anregung erhalten, seine bekannte Kalender-Verbesserung vorzunehmen, und durch den letzteren sind jene also auch unsere Lehrmeister geworden. Während nämlich im römischen Volke von alten Zeiten her das Sonnenjahr der Zeitrechnung zu Grunde lag, war es infolge ungenauer Berechnungen und unrichtiger Einschaltungen im Jahre 47 v. Chr. dahin gekommen, daß sich das römische Jahr um 67 Tage von der wirklichen Jahreszeit entfernt hatte. Während also der römische Kalender Frühling anzeigte, war man in Wirklichkeit noch mitten im Winter u. s. w. Das war denn doch ein zu schreiender Übelstand. Daher verordnete Cäsar in seiner Eigenschaft als oberster Priester (pontifex maximus), nachdem er in Ägypten die bessere Zeitberechnung kennen gelernt und mit Hilfe eines Astronomen die nötige Verbesserung des römischen Kalenders festgestellt hatte, daß dem Jahre 46 (vor Christus) noch 67 Tage in Form zweier Schaltmonate angefügt werden sollten. Mit dem ersten Januar

*) Indem sich nämlich ergab, daß die Stellung der Sterne zur Sonne nach einem Zeitraum von 365 1/4 Tagen immer die gleiche sei.

**) Die Azteken hatten 18 Monate, zu je 20 Tagen, mit 5 Ergänzungstagen, Summa: 365 Tage; außerdem wurden nach 52 Jahren jedesmal 13 Tage eingeschaltet.

des Jahres 45 begann sodann die Reihe der Julianischen Jahre, mit einer Zeitdauer von 365 1/4 Tagen, indem, wie bekannt, immer drei Jahre 365 und das vierte 366 Tage haben.

Leider war auch hiebei noch ein kleiner Fehler geblieben, der sehr unheilvolle Folgen haben sollte. Denn das Sonnenjahr hat nicht genau 365 1/4 Tage Länge, sondern es fehlen 11 Minuten 10 1/2 Sekunden [genau: 11 Min. 10,464 Sek.]. Wir werden unten sehen, wie ungeheuer diese jährlichen 11 Minuten im Lauf der Jahrhunderte anwuchsen.

Immerhin beruht die Zeitrechnung der ganzen kultivierten Menschheit auf dieser Kalender-Verbesserung des Julius Cäsar. Es ist daher hier der gewiesene Ort, zunächst die kleineren Zeitabschnitte innerhalb dieses so festgestellten Jahres zu beleuchten.

Daß die 12 Monate aus dem alten Mondjahr stammen und eigentlich im Sonnenjahr gar keine Stelle haben, ist schon oben erwähnt.*) Die Namen derselben stammen aus dem alten römischen Kalender und erinnern an die Götter, die in ihnen vornehmlich verehrt wurden, so der Januar an den Gott Janus, der Februar an den alten etrurischen Gott der abgeschiedenen Seelen Februus, der März an den Kriegsgott, der Mai an die Göttin Maja, der Juni an die oberste Göttin. Der April hat seinen Namen von dem Zeitwort aperire (öffnen), weil in diesem Frühlingsmonat die Erde von neuem erschlossen wird. Die andern Monate wurden nur mit Zahlennamen belegt, September „der 7. Monat" u. s. w. bis zum Dezember „der 10. Monat", nach ihrer früheren Stellung im römischen Kalender. Der Juli hieß ursprünglich Quintilis („der 5. Monat") und der August Sextilis („der 6. Monat"), sie wurden aber später zu Ehren des Julius Cäsar, der am 12. Quintilis 100 v. Chr. geboren war, Julius (seit 43 v. Chr.), und zu Ehren des Augustus, dem sich am 1. Sextilis 30 v. Chr. Alexandria ergeben hatte, Augustus (seit 8. n. Chr.) genannt. Daraus ergiebt sich, daß die Namen unserer Monate noch heute die Ehre der alten Götter und Helden verkünden, und es mag uns dies daran erinnern, daß das christliche Leben nicht außerhalb der Entwicklung der Welt steht, son-

*) Wenn auch die Sonne in ihrer scheinbaren Bewegung ungefähr je die Dauer eines Monats braucht, um ein Zeichen der Ekliptik zurückzulegen, z. B. Widder 30 Tage 13 Stunden, Stier 30 Tage 1 Stunde, Zwillinge 31 Tage u. s. w.

dern vielmehr die höchste Blüte derselben darstellen soll. Immerhin bleibt es sehr zu beklagen, daß der Versuch Karls des Großen, deutsche Monatsnamen einzuführen, mißlungen ist; die Namen sollten folgende sein: 1. Wintermonat, 2. Hornung, 3. Lenzmonat, 4. Oster-, 5. Wonne- (Blumen-), 6. Brach-, 7. Heu-, 8. Ernte-, 9. Herbst-, 10. Wein-, 11. Wind-, 12. Christ- (oder „heiliger") Monat. — Auch in der verschiedenen Dauer der Monate spukt noch altes heidnisches Wesen nach. Fragt man nämlich, warum die 12 Monate eine so verschiedene Zahl von Tagen haben, vor allem der Februar nur 28 bis 29, während es doch geboten zu sein scheint, daß alle Monate gleichmäßig 30 oder 31 Tage hätten, so lautet die Antwort: Cäsar scheute sich, die Tage der alt-hergebrachten Götterfeiern zu verändern, sie sollten an ihren bestimmten Tagen bleiben und die Zwischenräume zwischen den Festen dieselben bleiben;*) und da besonders in der zweiten Hälfte des Februar bestimmte Tage den Unterirdischen geweiht waren, behielt er in diesem Monat die Zahl von 28 Tagen bei. Der Februar hat also noch heute aus dem Grunde zu wenig Tage, damit die unterirdischen Götter nicht verletzt werden!

Besser ist es um die Einrichtung der Wochen bestellt. Die Woche ist das Einzige, was aus der israelitischen Zeitrechnung in die christliche übergegangen ist. Sehr beachtenswert ist es, daß dieser siebentägige Zeitabschnitt sich mit keiner Naturerscheinung begründen läßt, wie Jahr, Monat, Tag, und daß er sich trotzdem nicht nur bei den Israeliten von der Urzeit her findet, sondern auch bei manchen andern Völkern, bei denen sich keine Verbindung mit dem israelitischen Volk nachweisen läßt, so bei den Chinesen und Peruanern. Daß in Israel die Woche mit dem Sabbath als siebentem Tag nicht erst durch die Gesetzgebung des Mose eingeführt ist, beweist schon der Wortlaut des 3. Gebotes, das nach wörtlicher Übersetzung lautet: „Gedenke des Ruhetages, ihn zu heiligen." Das Gesetz erinnert also nur an eine bereits bestehende Einrichtung. Demnach wird die beste Erklärung die sein, daß die Bestimmung des je siebenten Tages als Ruhetag eine ursprüngliche Gottesordnung ist,

*) Cäsar legte je 2 Tage den Monaten Januarius, Sextilis und Dezember bei, je 1 Tag dem Aprilis, Junius, September, November, die übrigen fünf behielten ihre Zahl.

von der sich auch bei andern Völkern Nachklänge erhalten haben. Bei den Griechen und Römern der älteren Zeit findet sich keine Spur einer siebentägigen Woche und einer Feier des siebenten Tages. Bei den Athenern finden wir 10tägige, bei den Römern 8tägige Abschnitte. Auch die germanischen Völkerschaften scheinen die Woche erst mit der römisch-christlichen Zeitrechnung überkommen zu haben; allerdings tragen unsere Wochentage jetzt sämtlich deutsche Namen, die schon in alter Zeit vorkommen, aber dieselben sind nur für die römischen Namen eingesetzt. Die sieben Wochentage erhielten nämlich ihre Namen von den sieben der alten Welt bekannten Planeten, Sonne, Mond, Mars, Merkur, Jupiter, Venus, Saturn.*) Die Namen des Sonntags und des Mondtags wurden beibehalten, den Namen des römischen Kriegsgottes Mars vertauschte man mit dem Namen des deutschen Kriegsgottes Tue (auch Tun, Tüg), daher unser Dienstag; aus dem Merkurtag wurde der Odinstag gemacht, für den später das prosaische „Mitte-woche" aufgekommen ist; aus dem Jupitertag — der Tag des Thor, des Donnergottes der sächsischen Vorfahren, unser Donnerstag; aus dem Tag der Venus der Tag der Fría oder Frigg (Gemahlin Odins, nicht etwa zu verwechseln mit Freyja, der Göttin der Liebe). Sonnabend ist zusammengezogen aus Sonntag-Abend, d. h. Abend vor Sonntag, Samstag aus Sabbathtag. Die ursprünglichen germanischen Namen sind noch am besten in den englischen und schwedischen Bezeichnungen der Wochentage vom Dienstag an zu erkennen; englisch: Tuesday, Wednesday, Thursday, Friday; schwedisch: Tisdag, Onsdag, Torsdag, Fredag. — Endlich sei noch bemerkt, daß der Name „Woche" wahrscheinlich von dem gothischen „Wik", bei Ulfilas gleich „Ordnung, regelmäßiger Wechsel" [lat. vicis], herkommt, und daß das Wort „Jahr" wahrscheinlich so viel wie „Kreislauf" bedeutet, eine Wiederkehr in sich selbst, [altdeutsch: yra, Kreisen, noch im Schwedischen gebräuchlich, griech.: γυροῦν, engl.: year = Jahr; ebenso hängt im Lat. annus mit annulus zusammen].

Was nun endlich die Einteilung des Tages anbetrifft, so war zwar die Einteilung in 24 Stunden schon den Astronomen der alten

*) Man nahm von den Planeten an, daß sie nach einander in einem Kreislauf die 24 Stunden des Tags beherrschten; der, welcher die erste Stunde des Tags beherrschte, gab ihm den Namen.

Welt bekannt, insbesondere den chaldäischen Sternkundigen in Babylonien, aber nur zum Zweck astronomischer Berechnungen, und keineswegs für den bürgerlichen Tag gültig.

Die ersten Tagesabschnitte waren natürlich Tag und Nacht, sodann teilte man den Tag in Morgen, Mittag, Abend, und später die Nacht in drei bis vier Nachtwachen. Z. B. im Alten Testament ist nur von drei Nachtwachen die Rede; Richt. 7, 19 wird die mittlere Nachtwache erwähnt,*) ferner 2 Mos. 14, 24; 1 Sam. 11, 11 die Nachtwache des Morgens (Luther: „Morgenwache"). Von diesen drei Nachtwachen rechnete man die erste von 6 Uhr bis 10 Uhr abends, die zweite von 10 bis 2 Uhr, die dritte von 2 bis 6 Uhr. Im Neuen Testament finden wir die Einteilung der Nacht in vier Nachtwachen, jede zu 3 Stunden. Z. B. heißt es Matth. 14, 25: „in der 4. Nachtwache kam Jesus zu ihnen." — Weiter schritt man dazu fort, die Tageszeit dadurch zu bestimmen, daß man aus dem Stande der Sonne gegen Gegenstände auf der Erde feststellte, der wie vielste Teil des Tages abgelaufen sei. Daran nahm man wahr, daß der erste, zweite, dritte u. s. w. bis zwölfte Teil des Tages vergangen war, und so teilte man dann den Tag in 12 Stunden, und mit der Nacht zusammen in 24. Dies ist der Anfang der Sonnenuhren und damit der Uhren überhaupt. Auch die Sonnenuhren stammen aus dem Orient; wir wissen, daß sie um das Jahr 290 v. Chr. nach Rom von den Babyloniern gekommen sind. Etwas Ähnliches wie eine Sonnenuhr finden wir im Alten Testament schon zu des Königs Hiskia Zeit, um 720 v Chr. (2 Kön. 20, 9—11; Jes. 38, 8**), jedoch finden wir in allen Büchern, die vor der babylon. Gefangenschaft (um 550 v. Chr.) verfaßt sind, noch keine Erwähnung der Stunden. — Neben den Sonnenuhren gebrauchte man in den ältesten Zeiten auch Wasseruhren, die ähnlich wie unsre Sanduhren eingerichtet waren. Um die verschiedene Tageslänge auszugleichen, verengerte man die Ausgußöffnungen mit Wachs oder erweiterte sie wieder, so daß also

*) Nach genauer Übersetzung: „und so kam Gideon, und hundert Mann mit ihm, ans Ende des Lagers, zu Anfang der mittleren Nachtwache; eben hatten sie die Wache aufgestellt. Da stießen sie in die Posaunen u. s. w.

**) Es ist der Sonnenzeiger des Ahas erwähnt, von dem der Schatten 10 Grade vorwärts oder zurück gehen soll.

das Wasser an den längsten Tagen am langsamsten abfloß, und an den kürzesten am schnellsten.

Der Beginn des Tages wurde von allen Völkern, deren Zeitrechnung von der Beobachtung des Mondes ausgegangen ist, auf den Abend gesetzt, wie denn noch jetzt die Juden ihren Tag abends 6 Uhr beginnen, die Woche der Juden beginnt Sonnabend abends 6 Uhr. Schon in der Schöpfungsgeschichte heißt es dementsprechend: da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Ebenso rechneten die alten Griechen und Macedonier und die vorderasiatischen Völkerschaften, und ebenfalls noch jetzt die Muhammedaner.

Wenn wir ferner die Tage nach ihrer Zahl im einzelnen Monat bezeichnen, indem wir vom 1. bis 31. fortzählen, so war auch dies keineswegs in der alten Welt üblich, wenn man auch in einzelnen Fällen die Zahl des Monatstags angab; z. B. wird in der mosaischen Sintflutsgeschichte der 17. Tag des zweiten Monats und derselbe Tag des siebenten Monats erwähnt. Vielmehr soll Papst Gregor d. Gr. (um 600) der Erste gewesen sein, der die Monatstage hinter einander fortgezählt hat; aber noch 1350 ließ der König Peter von Arragonien einen landesherrlichen Befehl ausgehen, daß man die Tage so bezeichnen solle. Es war nämlich das ganze Mittelalter hindurch bis in die neue Zeit hinein üblich, die Tage vielmehr nach den Tagen der Heiligen zu bezeichnen. Wenn z. B. von irgend einem Ereignis am 25. März zu berichten ist, so wird kein Chronist des Mittelalters diese Zahl angeben, sondern berichten: „am Tage Mariä Verkündigung des Jahres X. geschah es u. s. w.", oder wenn etwas am 28. Juni geschehen ist: „am Tage vor Petri-Pauli u. s. w."

Sehr verschieden wurde weiter der Anfangstag des Jahres angesetzt. Auch die christliche Welt, die jetzt das Jahr einmütig mit dem 1. Januar beginnt, ist lange schwankend geblieben. Wie es scheint, war der Anfang des Jahres bei allen jenen Völkern des Orients, die ein festes Sonnenjahr hatten, ursprünglich die Frühlingsnachtgleiche, wie dies noch heute bei den Chinesen der Fall ist. Unser Jahresanfang mit dem 1. Januar rührt von den Römern her, die seit den ältesten Zeiten ihn so nahe als möglich an den kürzesten Tag im Jahr verlegten, und Cäsar wählte denjenigen Tag, auf welchen der erste Neumond nach der Wintersonnenwende fiel. So sind wir zum 1. Januar als Jahresanfang gekommen. Indessen

hat sich diese Zeitbestimmung erst erst seit dem 16. Jahrhundert allgemein eingebürgert. Im Mittelalter fing man das Neue Jahr in einigen Gegenden mit dem Ostermonat an, wohl in Anlehnung an die israelitische Rechnung, in andern galt der Tag Mariä Verkündigung als erster Jahrestag, am verbreitetsten aber war in Deutschland der Anfang des Jahres mit dem 25. Dezember, dem Geburtstag Jesu Christi. Besonders unter den Karolingern war dieser Jahresanfang der herrschende. Es liegt auf der Hand, zu welchen Irrtümern in Bezug auf die Jahreszahl eines geschichtlichen Ereignisses diese verschiedene Annahme des Jahresanfangs veranlassen kann. Z. B. die Krönung Karls d. Gr. in Rom zum Kaiser fand bekanntlich am Weihnachtstag 800 statt. Eine Chronik giebt als Jahreszahl 801 an, weil ihr Verfasser das Neue Jahr eben mit dem 25. Dezember begann. Oder: Karl d. Gr. ist im Januar 814 gestorben; einige Quellen geben 813 an, weil ihre Verfasser das Neue Jahr erst mit dem 25. März beginnen. — Die letzten Spuren eines Jahresanfangs mit dem 25. März verschwinden erst seit dem westfälischen Frieden.

Der größte Übelstand jedoch in der gesamten Zeitrechnung der alten Welt bestand darin, daß man keine fortlaufende Jahreszahl hatte. Man bezeichnete die Jahre allgemein nach der Regierungszeit der Regenten, sei es, daß diese souveräne Fürsten waren, sei es, daß sie erwählte Beamte wie die römischen Konsuln waren. Zahlreiche Beispiele finden sich dafür in allen geschichtlichen Erzählungen aus der alten Welt. So wird im Alten Testament das Jahr der Erbauung des Tempels Salomos folgendermaßen angegeben: „Im 480. Jahre nach dem Auszug der Kinder Israel aus Ägypten, im 4. Jahre der Regierung Salomos über Israel, im Monat Sif, d. i. der zweite Monat, ward das Haus dem Herrn gebaut" (1 Kön. 6, 1). Oder im Neuen Testament: „Im 15. Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius, da Pontius Pilatus Landpfleger in Judäa war u. s. w." *) So dringend war das Bedürfnis, für die Jahresrechnung einen Anhalt zu gewinnen, daß unter den

*) Als besonders einleuchtendes Beispiel für diese Art der Jahresbezeichnung führt man wohl an, wie Thucydides das Anfangsjahr des peloponn. Kriegs angiebt: „Im 48. Jahre der Priesterin Chrysis von Argos, unter Ainesias dem Ephoren von Sparta, zwei Monate vor Abgang des Pythodoros, des Archon der Athener."

jährlichen 9 Archonten in Athen einer mit der besonderen Bestimmung erwählt wurde, dem Jahre den Namen zu geben [ἄρχων ἐπώνυμος], wie auch von den 5 lacedämonischen Ephoren einer dazu erwählt wurde; auch die römischen Konsuln erhielten sich mit aus diesem Grunde weit bis in die Kaiserzeit hinein, weil man in Verlegenheit gekommen wäre, wie man ohne sie das Jahr bezeichnen sollte.

Auf die Dauer mußte jedoch diese Bestimmung des Jahres sich als eine völlig ungenügende erweisen. Noch heute hat die Geschichtschreibung wegen des Mangels einer fortlaufenden Zahl in den älteren Zeiten mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, da man leicht über die genaue Ansetzung eines geschichtlichen Ereignisses in Zweifel geraten kann. Daher hat man schon in vorchristlicher Zeit versucht, eine fortlaufende Zeitrechnung zu gewinnen. Am bekanntesten von diesen sogenannten „Ären“ sind die griechische nach Olympiaden, nach Zeitabschnitten von je 4 Jahren, und die später im Orient aufgekommene „Seleukidische Ära“, die von dem Jahre 312 v. Chr. (Sieg bei Gaza) ausging.*) Jedoch hat es keine von diesen Zeitrechnungen zu allgemeiner Anerkennung und Annahme gebracht, und in den ersten christlichen Jahrhunderten war die Verwirrung geradezu heillos geworden.

Da bot sich denn den Christen als dasjenige Ereignis der Weltgeschichte, von dem aus die Zeitrechnung ihren Ausgangspunkt zu nehmen habe, ganz selbstverständlich die Geburt Jesu Christi dar. Es war der Abt Dionysius, der um 500 n. Chr. in Rom lebte, der sich das unsterbliche Verdienst erworben hat, der christlichen Welt ihre feste und bestimmte Zeitrechnung gegeben zu haben [ab incarnatione Domini, anno gratiae, a nativitate Domini].

Und so groß war das Bedürfnis nach einer einheitlichen Zeitrechnung, daß die von Dionysius vorgeschlagene bald die weiteste Verbreitung und Annahme fand, ohne daß durch irgend welche gesetzliche Bestimmungen ein Zwang ausgeübt worden wäre. Immerhin dauerte es noch mehrere Jahrhunderte, ehe sie zur allgemeinen

*) Die römische Rechnung „von Erbauung der Stadt“ hatte im bürgerlichen Leben keine Gültigkeit. — Von andern Zeitrechnungen seien noch erwähnt die Indiktionenrechnung, mit Zeitabschnitten von je 15 Jahren, seit Mitte des 4. Jahrhunderts, als die Konsulrechnung schwankend wurde, und die diokletianische Ära, vom Regierungsantritt des Diokletian 284 an.

Anerkennung kam. Der erste Regent, der sich derselben in seinen Erlassen und Kundgebungen bediente, ist Karl d. Gr. Sein Testament ist vom Jahre 811 datiert. Auch auf der Grabschrift Karls hat man als Todesjahr 814 angegeben. Aber erst vom 10. Jahrhundert an wurde der Gebrauch der dionysischen Zeitrechnung in Deutschland und Frankreich allgemein.

Fragt man nun, ob denn auch Dionysius, obwohl er 500 Jahre nach Christus lebte, das Geburtsjahr Christi richtig getroffen habe, so lautet die Antwort, daß der Zeitpunkt zweifellos fast genau getroffen ist, wenn auch Jesus Christus wahrscheinlich einige wenige Jahre früher geboren ist, als Dionysius angenommen hat. Ein wesentlicher Irrtum war dabei auch nicht möglich, da Christus nach bestimmter geschichtlicher Überlieferung in der zweiten Hälfte der Regierungszeit des Kaisers Augustus geboren ist, wie uns dies durch den römischen Geschichtschreiber Tacitus und durch viele kirchliche Schriftsteller gewährleistet ist.*) Im Neuen Testament findet sich über das Geburtsjahr Jesu bekanntlich nur die Nachricht, daß er unter der Regierung des Augustus und in den letzten Jahren des ersten Herodes geboren sei. Schon aus dieser letzteren Nachricht ergiebt sich, daß Dionysius das Geburtsjahr um einige Jahre zu spät angesetzt hat, denn Herodes ist drei Jahre vor unserer Zeitrechnung gestorben, Jesus muß also mindestens vier Jahre vor derselben geboren sein. Es ist nun weiter sehr interessant, daß Johann Kepler, der große Astronom, der über das Geburtsjahr Jesu eine besondere Schrift geschrieben hat,**) berechnet hat, daß etwa 6 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung (im Jahre nach Gründung der Stadt 747) eine dreimalige Zu-

*) Bekanntlich berichtet Tacitus in den Annalen 15, 44, daß der Urheber der Sekte der Christen unter dem Prokurator Pontius Pilatus die Todesstrafe erlitten habe. — Von christl. Schriftstellern seien Justinus Martyr (geb. um 100), der in seinen Schriften (um die Mitte des Jahrhunderts) sagt, daß Christus vor 150 Jahren geboren sei; ferner Irenaeus (geb. um 140), der in seiner Schrift adv. haeres. I. 3. c. 25 berichtet, Christus sei um das 41. Jahr des Augustus geboren (von dem Triumvirat mit Antonius und Lepidus an gerechnet); endlich Tertullian (adv. Jud. c. 8) und Clemens Alex. (Strom. I. 1) erwähnt, die ebenfalls beide wissen, daß die Geburt Jesu in die Regierungszeit des Augustus hineinfalle.

**) De Jesu Christi servatoris nostri vero anno natalitio, im Anschluß an seine größere Schrift: de stella nova, vgl. bes. S. 133 ff.

sammenkunft des Saturn und Jupiter im Sternbild der Fische stattgefunden habe, wozu sich im folgenden Jahre noch der Mars gesellt habe. Diese höchst seltene Vereinigung der drei Planeten habe die astrologische Neugier der Magier um so mehr erregt, als noch ein außerordentlicher Stern dazu gekommen zu sein scheine. Demnach setzt Kepler Christi Geburt an den Schluß des 5. Jahres vor unserer Zeitrechnung*). Als Geburtstag ist von der lateinischen Kirche frühzeitig der 25. Dezember angenommen worden, während die griechische Kirche bis zum 4. Jahrhundert den 6. Januar als solchen feierte.

Nach allem, was wir über den Beginn unserer Zeitrechnung angeführt haben, steht also fest, daß dieselbe vom Leben Jesu Christi ausgeht; das ist über jeden Zweifel erhaben, und dadurch wird dieselbe die christliche Zeitrechnung.

Freilich hatte alle die Mühe und Arbeit, die man an die Richtigstellung der Zeituhr gewandt hatte, noch nicht genügt, eine ganz fehlerlose Zeitrechnung zu schaffen. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß Cäsar bei seiner Kalender-Verbesserung dem Sonnenjahr 365 $^1/_4$ Tage beilegte, während dasselbe in Wirklichkeit 11 Minuten 10 $^1/_2$ Sekunden weniger hat. Es sollte sich bald zeigen, daß dadurch die ganze Zeitrechnung wieder unsicher wurde. Aus Kleinem wird Großes. Kleine Versehen rächen sich oft in unheimlicher Weise. Diese dem Sonnenjahr jährlich zu viel beigelegten 11 Minuten 10 $^1/_2$ Sekunden wachsen nämlich in 128 Jahren zu einem Tage an, nach ungefähr 400 Jahren also schon ungefähr zu drei Tagen u. s. w., so daß das Kalenderjahr, das julianische, hinter dem wirklichen Naturjahr, dem tropischen, um ebenso viele Tage zurückblieb, zuletzt ergab sich ein Unterschied von 10 Tagen. Dies mußte sich bald bei der Osterberechnung auch weiteren Kreisen unangenehm bemerklich machen. Ostern soll bekanntlich nach dem ersten Frühlingsvollmond gefeiert werden. Wie nun, wenn dieser Vollmond in die Tage fiel, die zwischen der Frühlingsnachtgleiche in der Natur und der im Kalender lagen? Wer sollte dann die richtige Jahresrechnung bestimmen? So finden wir denn das Mittelalter hindurch Klagen über die unrichtige Zeitrechnung. Schon das Concil zu

*) Er nennt das 41. Julianische Jahr. — Wie Gott durch die Sterne dem Abraham seine Nachkommenschaft gezeigt habe, so habe er auch die Magier „incensa stella" zu Christus geführt.

Nicäa (325) suchte Abhilfe zu schaffen, indem man die Frühlingsnachtgleiche auf den 21. März (statt des 24., wie Cäsar) ansetzte. Auf dem Concil zu Konstanz (1414) wie auf dem zu Basel (1431) wurden Vorschläge zur Kalender-Änderung gemacht. Auch Luther klagt über die Unsicherheit der Zeitrechnung und nennt Ostern das „Schuckelfest". Vielfach hatte man sich sogar andre Kalender verschafft, die neben dem kirchlich-amtlichen den mit der Natur übereinstimmenden aufwiesen, wie er von Astronomen berechnet war.

Endlich ging Papst Gregor XIII. 1582 ans Werk. Er ordnete durch eine Bulle vom 28. Februar [Inter gravissimas pastoralis officii nostri curas] eine endgültige Kalender-Verbesserung an, nachdem er durch gewiegte Astronomen die genaue Berechnung hatte anstellen lassen. Die Verbesserung des Gregorianischen Kalenders besteht nun darin, daß

1. so viele Tage, als das Kalenderjahr hinter dem Naturjahr zurückgeblieben war, übersprungen wurden. Es wurde angeordnet, daß man im Jahre 1582 vom 4. Oktober sogleich auf den 15. Oktober fortzählen sollte, was denn auch in dem größten Teil der katholischen Länder befolgt wurde.

2. Damit ferner in Zukunft der Fehler vermieden würde, wurde zugleich verordnet, daß nur diejenigen Schlußjahre der Jahrhunderte, welche durch 400 ohne Rest teilbar sind, Schaltjahre sein sollten, die übrigen Schlußjahre aber gemeine bleiben sollten. Durch diese Anordnung wurde erreicht, daß in vier Jahrhunderten immer drei Schalttage ausfallen, eben so viele, als die zuviel berechneten 11 Minuten $10\frac{1}{2}$ Sekunden des julianischen Jahres in diesem Zeitraum von vier Hundertjahren ergaben. Wir werden demnach bald Gelegenheit haben, diese Regel des Gregorianischen Kalenders zu beobachten, nämlich im Jahre 1900. Da diese Jahreszahl durch 4 teilbar ist, müßte es eigentlich ein Schaltjahr sein; da es aber das Schlußjahr eines Jahrhunderts und die Jahreszahl nicht durch 400 teilbar ist, wird es kein Schaltjahr sein. Wir werden also einen 29. Februar im Jahre 1896 und dann erst wieder 1904 haben. Übrigens hat auch das Gregorianische Jahr noch einen ganz kleinen Fehler, es ist nämlich um 22 Sekunden (genau 22,464) zu hoch veranschlagt. Diese 22 Sekunden würden erst etwa in viertausend Jahren zu einem

Tag anwachsen, und auch dieser Fehler würde demnach leicht zu vermeiden sein, wenn man in diesem Zeitraum ein Schaltjahr ausließe.

So sehr notwendig nun diese gregorianische Kalenderverbesserung war und so vortrefflich sie eingerichtet war, so dauerte es doch noch sehr lange, bis sie allgemeine Annahme fand. Die katholischen Länder verstanden sich schnell dazu; sogleich der größere Teil Italiens, Spanien, Portugal; im Dezember desselben Jahres folgte Frankreich nach, wo man vom 10. Dezember auf den 21. Dezember sprang, und Holland, wo man von dem 14. auf den 25. weiterzählte. Zwei Jahre später, 1584, nahmen die katholischen Stände des deutschen Reiches den neuen Kalender an, Polen 1586, Ungarn 1587. Dagegen sahen die Protestanten diese römische Neuerung mit mißtrauischen Augen an. Man fürchtete, Rom wolle dadurch einen gewissen Einfluß ausüben, und war gerade in jener Zeit am allerwenigsten geneigt, von Rom Gutes zu erwarten. So kam es, daß man wirklich noch länger als ein Jahrhundert die alte fehlerhafte Zeitrechnung beibehielt. Erst im Jahre 1700 wurde, besonders auf Betreiben des Philosophen Leibnitz, der Gregorianische Kalender auch von den deutschen Protestanten (laut Beschluß der ev. Stände vom 23. September 1699) angenommen. Da nun bereits der Unterschied des julianischen und des tropischen Jahres auf 11 Tage angewachsen war, so zählte man vom 18. Februar gleich auf den 1. März weiter. Endlich folgte auch England 1752 und Schweden 1753. Von den christlichen Völkern Europas sind nur die zur griechisch-katholischen Konfession gehörigen zurückgeblieben. Diese, die Russen und Griechen, haben also noch den alten julianischen Kalender, daher sie jetzt 12 Tage hinter unserm Kalender zurück sind, vom Jahre 1900 bis 2099 wird der Unterschied 13 Tage betragen.

Übrigens konnte es nicht ausbleiben, daß in der Zeit, in der in Deutschland die beiden Zeitrechnungen galten, die größten Schwierigkeiten entstanden, besonders in Gegenden mit gemischter Bevölkerung. Ja es kam zu öffentlichen Unruhen, wie in Augsburg, wo dieselben mehrere Jahre anhielten, und die unter dem Namen des Kalenderstreits bekannt sind; auch in der Pfalz, in Schwaben und anderswo entstanden Gährungen und Mißhelligkeiten.

So ist denn unsre Zeitrechnung und unser Kalender wohl für

alle Zeit festgestellt. Unser Kalender ist ein zuverlässiger Hausfreund. Aber woher trägt er eigentlich seinen Namen? Kalendarium, so nannten die Römer ursprünglich ein Verzeichnis der Zinsen, die sie einzunehmen oder zu zahlen hatten. Da die ersten Tage jeden Monats Calendae hießen, und an diesen die Zinsen fällig waren, gab man dem Verzeichnis diesen Namen. Diese Verzeichnisse wurden dazu benutzt, um den Verlauf des ganzen Jahres mit den Götterfeiern und dergl. festzustellen. Diese Sitte hat auch die christliche Welt übernommen. Ja, der christliche Kalender war ursprünglich weiter nichts als ein Verzeichnis der christlichen Feste, wie sie in dem betreffenden Jahre zu feiern waren. Dazu kamen die Tage der Heiligen, deren Namen je zu dem betreffenden Tage angemerkt wurden, allmählich immer mehr. Endlich kam man darauf, auch alle übrigen Tage, deren es wohl nur noch wenige gab, mit Namen zu versehen, und zwar finden wir im 16. Jahrhundert zuerst solche vollständig mit Namen versehene Kalender. Wer zuerst auf den Gedanken kam, solche Kalender herzustellen, ist bisher unbekannt geblieben. Wie nun also unsere ganze Zeitrechnung mit Recht auf dem Eintritt des Christentums in die Welt beruht, wodurch dieselbe zu einer neuen Welt geworden ist, so weist auch unser Kalender, der durch die christlichen Feste jährlich seine bestimmte Gestalt empfängt, auf den wichtigsten Inhalt der Zeitgeschichte hin, auf die Heilsthaten der Erlösung, aus denen auch für unser Leben die schönsten Früchte erwachsen sollen. Es ist ja besonders das Osterfest, das infolge des wechselnden Tages jedem Jahre ein andres Gesicht giebt; daneben doch auch das Weihnachtsfest, da es bald näher bald ferner von dem Sonntag liegt und so immer wieder neue Gestaltungen bewirkt. Die Veränderlichkeit des Ostertermins ist mit manchen Schwierigkeiten für das bürgerliche Leben verbunden. Da sich z. B. der Schluß der Schulen (mit der Entlassung der in das bürgerliche Leben eintretenden Zöglinge) und die Konfirmation nach dem Ostertermin richtet, kann der Anfang des Vierteljahrs am 1. April nicht berücksichtigt werden, was doch mit mancherlei Unzuträglichkeiten verbunden ist. Man hat wohl deshalb in neuerer Zeit vorgeschlagen, Ostern auf einen bestimmten Tag zu verlegen, entweder den 1. April oder den ersten Sonntag im April. Wir

würden von einem solchen Versuche auf das dringlichste abraten. Einerseits zeigt die Geschichte der Kalender-Verbesserungen, wie wir sie oben dargelegt haben, wie unendlich schwierig es ist, solche Neuerungen zu allgemeiner Annahme zu bringen; die Verwirrung würde zweifellos eine heillose werden. Andrerseits scheint es uns durchaus nicht wünschenswert, in einer Zeit, die alles schablonisiert und in mechanisches Einerlei zu zwingen droht, eine Einrichtung zu beseitigen, die doch noch den gleichmäßig dahin eilenden Jahren ein charakteristisches Gepräge zu geben vermag. „Es war in dem Jahre, in dem Ostern so spät fiel“ oder „Ostern fiel damals in den März“ — das sind Äußerungen, die man aus dem Volksmunde bei Erzählungen wichtiger Erlebnisse oft hören kann. Und welcher Beamte wüßte nicht, wie endlos sich „das lange Vierteljahr“ zuweilen von Weihnachten bis Ostern ausdehnt, — um dann das Sommerhalbjahr wesentlich abzukürzen? — Rütteln wir nicht an einer Einrichtung, durch die christliche Ordnungen sich noch den weitesten Volkskreisen mit bestimmender Macht fühlbar machen! Die christlichen Festkreise beherrschen doch noch das ganze öffentliche Leben.

Mit Recht hat man aber in neuerer Zeit den Rahmen dessen, woran der Kalender uns erinnern soll, sehr erweitert, indem man an den einzelnen Tagen die wichtigsten Ereignisse der Weltgeschichte und des Volkslebens, die Entdeckungen und Erfindungen, die Geburtstage der hervorragendsten Männer aller Zeiten verzeichnet. Alles Große, was in der vergangenen Zeit erblüht ist, soll in dem Kalender gleichsam seinen Niederschlag finden, wie die Menschheitsgeschichte eben durch die Thaten Einzelner gebildet wird. Zweifellos gewinnt der Kalender erst dann seine volle Bedeutung, wenn an die Stelle völlig nichtssagender Heiligen-Namen die Namen von Männern treten, die entweder für die Entwicklung der ganzen Menschheit bahnbrechend gewirkt oder ganz besonders die Wohlfahrt und das Glück eines Volkes gefördert haben. Insonderheit würde also der deutsch-evangelische Kalender neben den allgemein christlichen Gedenktagen, neben der Erinnerung an große Weltereignisse die Namen der Helden unseres deutschen Volkes und unserer evangelischen Kirche und alle wichtigen Begebenheiten aus der Geschichte des deutschen Reiches und der evangelischen Kirche verzeichnen. Früher wurde der Kalender offiziell von der kirchlichen Obrigkeit festgestellt, (wie

schon Cäsar nur als Pontifex Maximus seine Kalenderverbesserung wagte), vielleicht kommt es noch einmal dahin, daß für das deutsch-evangelische Volk von einer irgendwie berufenen oder erwählten Körperschaft ein deutsch-evangelischer Kalender festgestellt wird, in dem sich das ganze geistige Leben unseres Volkes im Rahmen der Weltgeschichte widerspiegelt. Zugleich würde es für die besten Männer des Volks aus allen Jahrhunderten eine Ehrung sein, die fast größer wäre, als wenn ihnen hier oder dort ein Denkmal errichtet würde, wenn ihre Namen so in den Geschichtstafeln ihres Volkes verewigt würden. Den Einfluß, den ein solcher Kalender auf das Leben des Volkes ausüben müßte, kann man kaum zu hoch anschlagen.

Und es thut dringend not, daß in dieser Weise der evangelische Sinn in unserem Volke belebt und gestärkt wird. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die sozialdemokratische Partei seit einigen Jahren einen Kalender verbreitet, durch den in der offenkundigsten Weise die ganze Weltanschauung derselben dem Volke eingeflößt werden soll. Das Einzige, was in demselben noch an die christliche Welt erinnert, sind die großen Feste, die doch noch aufgeführt werden, weil dieselben für das ganze Volksleben eben noch einen so bestimmenden Einfluß haben, daß auch diese Weltanschauung mit ihnen rechnen muß. Welche Männer und Thaten im übrigen unser Volk für die Zukunft begeistern sollen, das zeige eine kurze Aufzählung von den nur im Januar und Februar aufgeführten „Heiligen" und weltgeschichtlichen Ereignissen dieses Kalenders: Januar 1.: Aug. Blanqui, soz. Revolutionär, † in Paris 1881; 2.: Fieskos Verschwörung zu Genua; 12: 1885 Polizeirat Rumpff erstochen; 21.: 1793 Ludwig XVI. guillot.; 30.: 1649 König Karl I. v. England geköpft. Februar 5.: 1880 Dynamit-Explosion im Winterpalast zu Petersburg; 7.: 1885 Anarchisten Reinsdorf und Küchler geköpft; 8.: Maria Stuart auf Befehl Elisabeths geköpft; 23: 1350 Mordnacht in Zürich; 24.: 1848 Februar-Revolution in Paris; 29.: 1868 August Bebel gewählt. Aus den übrigen Monaten, in denen es ebenso Tag um Tag durch Blut und Greuel geht oder aber auch die nichtigsten Begebnisse aus der sozialdemokratischen Partei ewigen Gedächtnisses würdig befunden werden, seien nur noch einige Daten angeführt, die am grellsten diese Weltanschauung kennzeichnen.

März 13: 1881 Bomben-Attentat Alexander II. 18.: 1848 Barrikaden-Kampf in Berlin. 1870: Kommune in Paris. April 15: 1881 Sophie Perowskaja mit 3 Gen. geh. Juni 13: 1886 Ludwig II. von Bayern im Starnberger See ertränkt. 16: 1872 Liebknecht tritt die 2jährige Strafe in Hubertusburg an. Juli 23: 1848 Preußens Verrat bei Übergabe von Rastatt. August 31: 1864 F. Lassalle † in Genf an der Duellwunde. September 18: Lichnowski und Auerswald in Frankfurt gelyncht. November 14.: 1833 Caspar Hauser, angeblich badischer Thronerbe, erstochen. 29: 1878 Massenausweisung (67 Sozialisten, dar. 66 Familienväter). Dezember 5.: Mozart, größter Komponist, stirbt im Elend.*)

Man sieht, diese Weltanschauung ist weit über das Christentum „fortgeschritten", und dieser Kalender rechnet nicht mehr nach den Thaten, die die Grundlage der christlichen Welt bilden. Er hat sein Vorbild in dem Kalender der ersten französischen Revolution. Durch Dekret vom 5. Oktober 1793 wurde von dem Nationalkonvent die christliche Zeitrechnung abgeschafft und der republikanische Kalender eingeführt. 100 Sekunden machten eine Minute, 100 Minuten eine Stunde, 24 Stunden einen Tag, 30 Tage einen Monat, 12 Monate mit 5 oder 6 Ergänzungstagen ein Gemein- oder ein Schaltjahr, 3 Gemeine und 1 Schaltjahr eine Franciade. Die Monate wurden (ganz treffend) nach den Jahreszeiten genannt, z. B. Brumaire = Nebelmonat (November); Nivôse = Schneemonat (Januar). Das Jahr begann mit der Herbstnachtgleiche, die neue Zeit wurde von der Herbstnachtgleiche 1792 an gerechnet. Die Sonntage wurden beseitigt, statt derselben sollte der je 10. Tag ein Ruhetag sein, so daß also der Monat in drei Decaden eingeteilt wurde. An Stelle der christlichen Feste traten die Feste „der Arbeit", „der Thaten", „des Geistes" u. dergl. und Nationalfeste. Die Wochentage verzeichneten nicht mehr die alten Kalender-Namen mit den Erinnerungen an die Zeugen der christlichen Kirche, sondern führten Bezeichnungen aus dem Naturleben, z. B. Tiere: Hund, Katze u. s. w.; oder Früchte: Apfel, Birne u. s. w.; oder Geräte: Kelter, Tonne u. s. w. Als Festtage sollten vor allem die jährlichen Ergänzungstage gefeiert werden. Aber die neue Zeitrechnung hat nur eine kurze Dauer gehabt, nicht einmal 14 Jahre ist sie be-

*) Vgl. Kalender des Vorwärts der Jahre 1891 und 1892.

stehen geblieben. Durch Senatsbeschluß vom 8. September 1805 (21. Früctidor XIII) wurde verfügt, daß am 11. Nivôse XIV (1. Januar 1806) wieder der Gregorianische Kalender gelten solle.

So wird es bei der christlichen Zeitrechnung bleiben, wie sie aus der gemeinsamen Arbeit aller Kulturvölker der Erde erwachsen ist. Und unser Kalender, der vor allem von den großen Festthatsachen redet, die der allmächtige Gott in die irdische Zeit hineingepflanzt hat, soll auch fernerhin von allem Großen und Herrlichen uns zeugen, was in unserem deutschen Volke und auf allen Gebieten des Weltlebens geschehen ist. Stellen wir nur einmal jenen sozialdemokratischen Gedenktagen diejenigen gegenüber, die etwa jeder deutsch-evangelische Kalender verzeichnen wird. Januar 1.: Zwingli geboren; 7.: Wittekind getauft; 12.: Pestalozzi geboren; 15—17 Heldenkämpfe der deutschen Armee vor Belfort; 18.: Preußen Königreich; das deutsche Kaisertum in Versailles; 22: Lessing geboren; 24: Friedrich d. Gr.; 27.: Kaiser Wilhelm II.; Mozart; 28.: Kapitulation von Paris. Februar 3: Ansgar †; 6: Der große Kurfürst geboren; 16: Melanchton; 18.: Luthers Todestag; 19.: Copernicus; 20.: Andreas Hofer †; 23.: Händel; 26.: Frieden zu Versailles. — Man wird getrost sagen dürfen, so lange noch der Sinn für das Große, Gute und Wahre in der Menschenbrust lebt, hat die Weltanschauung des sozialdemokratischen Kalenders keine Aussicht zum Siege zu kommen; wo ihr größere Volkskreise anheimfallen, da wird es immer nur eine vorübergehende Verirrung sein. Sorgen wir nur dafür, daß der Kalender, das bei weitem verbreitetste Buch im Volke, so ausgestaltet wird, daß er zu einer großen Gedenktafel aller ruhmeswürdigen Ereignisse wird. Er soll neben den großen christlichen Festen, neben den Werken der bahnbrechenden Geister der Menschheit uns auch die Namen der Helden unseres Volkes melden, damit wir durch die große Vergangenheit angespornt werden, für eine große Zukunft zu arbeiten.

Soll aber der deutsch-evangelische Kalender den segensreichen Einfluß auf unser Volksleben gewinnen, der von ihm ausgehen müßte, so genügt es freilich nicht, daß es jedem Buchhändler überlassen bleibt, zu bestimmen, welche Namen und Ereignisse er in denselben aufnehmen will. Wir verkennen nicht, daß viele von den in neuerer Zeit herausgegebenen evangelischen Kalendern in einem so

trefflichen Geiste verfaßt sind, daß sie viel zur Stärkung des deutsch-nationalen und evangelischen Lebens in unserem Volke beigetragen haben. Die erste Stelle unter ihnen gebührt wohl dem Daheim-Kalender, der jeder evangelischen Familie ein wahres Hausbuch sein wird, doch sind neben ihm allmählich mancherlei ähnliche Kalender der verschiedensten Form und Art entstanden, die nicht minder zur Pflege deutsch-evangelischen Wesens bestimmt und geeignet sind.

Aber ein durchgreifender Einfluß auf unser Volksleben könnte doch erst dann von dem Kalender ausgehen, wenn derselbe nicht mehr aus privater Veranstaltung hervorginge, sondern, wie der alte Kalender eine Einrichtung der Kirche und als solche von unzweifelhafter Autorität umkleidet war, von irgendwelcher Behörde oder erwählten Körperschaft, wie wir schon oben sagten, festgesetzt und veröffentlicht würde. Selbstverständlich würde sich diese Festsetzung nur auf die Namenreihen erstrecken, während der übrige Inhalt dem freien Ermessen überlassen bliebe.

Dieser Vorschlag wird manchem befremdlich erscheinen, und doch ist derselbe keineswegs neu, sondern ist schon von Behörden und kirchlichen Versammlungen in Erwägung gezogen worden. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, der ein so tiefes Verständnis für alle Fragen des evangelischen Volkslebens hatte, hat in dem ersten Jahrzehnt seiner Regierung das preußische Kultusministerium beauftragt, Nachforschungen nach den verschiedenen Kalendern anzustellen, und es sind daraufhin solche nicht nur aus Deutschland und Europa, sondern auch aus Nordamerika und Brasilien, wie aus andern Ländern zusammengebracht worden. Aus der Zusammenstellung und Vergleichung derselben sollte dann das für einen evangelischen Kalender geeignete Material gewonnen werden. In derselben Zeit befaßte sich auch die Rheinische Provinzial-Synode mit dieser Frage. Es wurde von ihr 1847 die Erklärung veröffentlicht: „Es sei vom kirchlichen Standpunkte aus zu wünschen, daß der historische Teil des Kalenders unter der Leitung der evangelischen Kirche eine Umarbeitung im kirchlichen Sinn durch Aufnahme der Zeugen evangelischer Wahrheit erleide und daß ein Kalenderbuch für deren Lebensbeschreibungen zum Gebrauche des Volkes bestimmt werde." Endlich gehörte die

Kalenderfrage zu den Gegenständen, über die der Stuttgarter Kirchentag vom Jahre 1850 verhandelte. Hier war es der Berliner Professor Ferd. Piper, der den Bericht erstattete, und er ist es, der in neuerer Zeit am nachdrücklichsten auf die Wichtigkeit dieser Frage hingewiesen, und mannigfache Schriften über dieselbe veröffentlicht hat.*) Er forderte vornehmlich, daß in dem neuen Kalender einerseits von den sogenannten Heiligen nur die Namen wirklich hervorragender und vorbildlicher Märtyrer, Kirchenlehrer und anderer Christen beibehalten würden, andererseits die Zeugen der evangelischen Kirche, die Reformatoren, Liederdichter und alle ein Gedächtnis ihres Namens fänden, die irgendwie von segensreichem Einfluß für die evangelische Kirche gewesen seien. So gelte es, ein kostbares Gut, welches der Kirche abhanden gekommen oder vielmehr in langer Verwahrlosung unkenntlich geworden sei, in seiner echten Gestalt ihr wieder zuzueignen. Wenn der Kalender in der angegebenen Weise verbessert sei, so würde in ihm „das evangelische Zeugentum von der Apostel Zeiten her" dargestellt werden, und „jedes Glied der Kirche würde die erziehende und heiligende Kraft der Geschichte in der Berührung gottgesendeter Persönlichkeiten erfahren, deren Strahl im Dunkel der Geschichte nicht erlischt". „Dies Bewußtsein, einem Volke Gottes anzugehören, das nicht von heute oder gestern ist, sondern von den Tagen des Sohnes Gottes herstammt, der selber von Ewigkeit ist, — geweckt und genährt durch Anschauung der Thaten, die der Geist Gottes aller Orten und Zeiten in seinem Volke gewirkt hat, — hat als ein Harnisch Gottes eine weltüberwindende Macht, daß es nicht sorgfältig genug gepflegt werden kann." Nach diesen Grundsätzen hat Piper sodann einen „verbesserten evangelischen Kalender" zusammengestellt und veröffentlicht, ein „Verzeichnis evangelischer Zeugen der Wahrheit sowohl aus der christlichen Kirche vor der Reformation als insbesondere aus der evangelischen Kirche."**) Er war dabei keineswegs der Meinung, daß damit die Verbesserung des evangelischen Kalenders schon endgültig hergestellt sei, vielmehr hoffte er, daß durch emsigste

*) Vgl. hiezu F. Piper, die Verbesserung des evang. Kalenders, Berl. 50; ferner die von demselben herausgegebenen „Evang. Kalender".

**) So viel wir sehen, haben wohl alle neueren evang. Kalender die Piperschen Namenreihen aufgenommen oder doch verwertet.

Prüfung, Begutachtung und Bereicherung seitens sachkundiger Männer allmählich sich herausstellen würde, welche Namen und Ereignisse den bleibenden Inhalt des evangelischen Kalenders bilden müßten. Wenn der so verbesserte Kalender erst die Kritik der Wissenschaft und die Probe der Erfahrung bestanden, wenn er Wurzel gefaßt habe in der Gemeinde, dann könne „die Behörde, welche das liturgische Interesse wahrzunehmen hat, — so Gott will eine deutsche evangelische Generalsynode, den Bildungsprozeß zum Abschluß bringen, indem sie dem lebensfähigen Gehalt definitive Gestalt und bleibende Berechtigung im Kreise der Gemeinden verleihe."

Wenn nun auch diese letztere Hoffnung bisher leider nicht in Erfüllung gegangen ist, so wird man doch sagen dürfen, daß die von Piper gewünschte Fortführung seiner Arbeit bis auf den heutigen Tag nicht geruht hat; fast jeder neue Kalender enthält in den in denselben aufgenommenen Namen-Reihen neue Vorschläge, während andrerseits doch schon eine große Zahl von Namen und Ereignissen in allen gleichmäßig sich findet, die also schon einen festen Bestand bilden. Als notwendige Bereicherung des neuen Kalenders gegenüber dem Piperschen Entwurf, der fast nur Namen der Kirchengeschichte aufführt, hat sich je länger je mehr die Aufnahme vaterländischer Helden und Gedenktage und solcher Namen empfohlen, an die sich die großen Kulturfortschritte der Menschheit knüpfen. Und in Wahrheit, soll der Kalender für das Volk eine Gedenktafel alles Großen sein, was in der Zeit erblüht ist, so dürfen diese Seiten des Lebens nicht unberücksichtigt bleiben. Es ist an der Zeit, an die Arbeit zu erinnern, die es die Jahrhunderte hindurch gekostet hat, um uns alle die Güter in Kirche, Vaterland und Gesellschaft zu erwerben, deren wir heute uns erfreuen! Es ist an der Zeit, daß ein Jeder zu der Einsicht geführt wird, daß wenn uns diese Güter erhalten bleiben sollen, wir alle die gleiche Arbeit thun müssen, die die besten Männer aller Zeiten vor uns gethan haben. Der Kalender muß demnach aus folgenden Bestandteilen zusammengesetzt sein:

1) der alte kirchliche Festkalender als Grundlage des Ganzen;
2) die Zeugen der Kirche aus allen Jahrhunderten;
3) die Helden des deutschen Volkes, mit den wichtigsten vaterländischen Gedenktagen;

4. die Bahnbrecher und die wichtigsten Fortschritte der menschlichen Kultur.

Es sei uns gestattet, wenigstens an dem Beispiel eines Monates zu zeigen, wie dieser deutsch-evangelische Kalender sich etwa gestalten würde. Wir legen den Piperschen Entwurf zu Grunde, den wir nach dem Vorgang neuerer evangelischer Kalender umändern. Links daneben stellen wir als Gegenstück den vom „Vorwärts" veröffentlichten sozialdemokratischen Kalender.

Sozialdemokratischer Kalender.	Juni.	Evangelisch-deutscher Kalender.
1891 Agitation gegen die Kornzölle.	1.	Oberlin † 1826.
1878 Nobiling-Attentat a. Wilhelm I.	2.	Pothinus v. Lyon, † als Märt. 177.
1887 Grundsteinlegung des Nordostsee-Kanals.	3.	Chlotilde, die christl. Franken-Königin.
1876 Sultan Abdul Assiz erdrosselt.	4.	Quirinus.
1891 8 Protest-Versammlungen in Berlin gegen die Kornzölle.	5.	Bonifatius, der Apostel d. Deutschen, † 755.
1861 Cavour †.	6.	Norbert † 1134.
1826 Frauenhofer †.	7.	Paul Gerhard † 1676.
1888 Sturz Puttkamers.	8.	August Hermann Francke † 1727.
1832 Gentz, Demagogenriecher †.	9.	Columba † 597.
1868 Mich. Obrenowitsch, Fürst von Serbien, ermordet.	10.	Friedrich I. Barbarossa † 1190.
1878 Auflösung des deutschen Reichstages.	11.	Barnabas.
1885 Karl Höchberg †.	12.	Renata von Ferrara.
1886 Ludwig II. von Bayern im Starnberger See ertränkt.	13.	Luther und Katharina v. Bora 1525.
1882 Ablehnung des Bismarck'schen Tabak-Monopols.	14.	Karl August von Weimar † 1828.
1891 Zünftler-Konferenz in Berlin.	15.	Kaiser Friedrich III. † 1888.
1872 Liebknecht tritt die 2jähr. Strafe in Hubertusburg an.	16.	Richard Baxter † 1691.
1891 Porzellanmaler-Konf. i. Berlin.	17.	Brüdergemeinde in Herrnhut 1722.
1855 Arnold von Brescia als Ketzer verbrannt.	18.	Sieg Blüchers und Wellingtons bei Belle-Alliance 1815.
1867 Max von Mexiko erschossen.	19.	Nettelbeck † 1824.
1762 Rousseaus Schriften in Genf verbrannt.	20.	Methodius, der Apostel der Mähren.
1208 Philipp v. Schwaben ermordet.	21.	Matth. Claudius.
1633 Galileis Abschwörg zu Rom.	22.	Abdankung Napoleons 1815.
1848 Beginn d. Junischlacht i. Paris.	23.	Gottfried Arnold.
1884 Unfall-Versicherungs-Gesetz.	24.	Johannes der Täufer.

Sozialdemokratischer Kalender.	Juni.	Evangelisch-deutscher Kalender.
1890 Töpfer-Kongreß in München.	25.	Augsburger Konfession 1530.
1541 Pizarro ermordet.	26.	Joh. Val. Andreae.
1848 Heinrich Zschokke †.	27.	Sieben Schläfer.
1891 Parteitag der österr. Sozialdemokratie in Wien.	28.	Irenaeus † 202.
1881 Verhängung des „Kleinen" über Leipzig.	29.	Petrus Paulus.
1781 Toleranz-Edikt Joseph II.	30.	Johann der Beständige 1467 geb. Joh. Friedrich d. Großmütige 1502 geb.

Welch eine Fülle erhebender Eindrücke, wenn der Blick auf diesen Gestalten der Vorzeit ruht! Die Namen der Apostel, die der alten Kirchenlehrer, durch die auch die Gemeinschaft mit der katholischen Kirche erhalten bleibt, erinnern daran, wie durch die Macht des Christentums eine neue Welt entstanden ist; die Zeugen der evangelischen Kirche mahnen uns ernst, für das Kleinod des Evangeliums Blut und Leben einzusetzen. Die Namen Oberlin, A. H. Francke verkünden die Macht der christlichen Liebe; der Sieg Blüchers am 18., der Name Nettelbeck am 19. melden, wie viel Mut und Treue für das Vaterland gelten. — Karl August von Weimar soll als Beschützer deutscher Dichtung unvergessen bleiben, wie in andern Monaten die Namen der Dichter und Denker verewigt sind.

Wirft man dagegen einen Blick auf den sozialdemokratischen Kalender, so kann man nicht anders glauben, als daß jeder, in dem nur noch das geringste Gefühl für das Gute und Große, für das Edle und Wahrhafte lebt, sich mit einer Empfindung des Ekels von einer Weltanschauung wegwenden muß, die nur in dem Niedrigen und Gemeinen ihr Gefallen findet, der die unbedeutendsten Begebenheiten der Partei als große Weltereignisse erscheinen (wie etwa den Kindern ihre Spiele), und die auch zur offenbaren Lüge greift, um die Ereignisse für ihre Zwecke zu entstellen (13. Juni!). Fast möchte man wünschen, daß dem sozialdemokratischen Kalender die weiteste Verbreitung gegeben würde: besser kann man nicht das ganze haltlose, durch und durch krankhafte Wesen dieser Partei erkennen, als in diesem elenden Machwerk.

Übrigens wird man an dem von uns beispielsweise aufgeführten Kalender für den Juni erkennen, daß noch keineswegs alle Tage

mit den rechten Namen oder Ereignissen besetzt sind. Viele sind von Piper und seinen Nachfolgern nur einstweilen eingesetzt, bis sich bessere finden, z. B. Quirinus für den 4., Norbert für den 6. u. a. Ferner möchte es empfehlenswert sein, den Namen eine ganz kurze Charakteristik zuzufügen, wie zu Bonifatius „der Apostel der Deutschen", oder zu Nettelbeck „der Verteidiger Kolbergs" u. s. w. Wenn dann alle die zahllosen Kalender, auf dem Familientisch oder im Bureau, an der Wand des Comptoirs oder im Schulzimmer, diese Namen tragen, dann wird jeder Tag ein Herold der großen Thaten der Vergangenheit sein, der uns anspornt, mitzuarbeiten, daß das Reich Gottes auf Erden zum Siege kommt, daß des Vaterlandes Wohl gefördert und die große Kultur-Arbeit der Menschheit weitergeführt werde. Dann werden Karl Geroks Worte zur vollen Wahrheit werden:

Ehrwürd'ge Namen alter Zeiten,
Sie schreiten dir in bunter Reih'
Auf dieses Buchs gedrängten Seiten
Bedeutungsvoll am Geist vorbei.

Dann wird der deutsch-evangelische Kalender völlig zu dem werden, was er sein soll, ein Volksbuch von unermeßlicher Bedeutung, von dem das Volk in allen Schichten auf das segensreichste beeinflußt wird. Luther setzte seinem Gebetbüchlein die Namen der Heiligen vor, soweit dieselben von der alten Kirche anerkannt waren: die Gemeinschaft mit ihnen in dem Einen Glauben sollte seine heiligsten Empfindungen stärken; so sollen die Heiligen unseres deutsch-evangelischen Kalenders, so oft wir Tag um Tag zu ihnen aufschauen, die Blutzeugen Jesu Christi, die Bekenner des Evangeliums, die Helden unseres Volkes, uns begeistern, nach Großem zu trachten, um Großes zu kämpfen, in Großem und Ewigem unseres Lebens Glück zu finden.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XVIII. Heft 8.

Über Träume

im Lichte evangelischen Glaubens.

Von

Daniel Lemm.

Stuttgart.
Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Verlagshandlung.
1893.

Von jeher hat die Frage innerhalb der Menschheit ein Interesse für sich in Anspruch genommen, was es um die Träume sei, jene luftigen Gebilde, welche, während wir vom Schlafe umfangen daliegen, bald in schattenhaftem Halbdunkel, bald in den buntesten und leuchtendsten Farben an unserer Seele vorüberziehen.

Nicht nur haben die Geisteshelden des Altertums sich schon mit der Traumfrage beschäftigt, und zwar Philosophen wie Aristoteles, Plato und Euklid; Ärzte wie Hyppokrates, Galén und der Araber Rhazus; Kirchenväter wie Tertullian und Augustin und ganze Scharen von Dichtern, unter ihnen Homer obenan; — sondern es haben die Träume im Kindheitsalter der Menschheit auch großen und unverkennbaren Einfluß auf die Thaten einzelner Menschen wie auch ganzer Völker geübt. Träume haben den Anstoß zu Wanderungen und zu Waffenthaten gegeben und haben die Menschen bald mit hehrer Begeisterung, bald mit Furcht und Entsetzen erfüllt. Schlafende Priester und Priesterinnen haben durch ihre Traumoffenbarungen einen entscheidenden Einfluß auf ihre Mitwelt geübt. Die Egypter, die Babylonier, die Assyrer, die Perser, die Juden, die Griechen, die Römer und andere Völker legten hohen Wert auf den Traum. Aber nicht im Altertume allein spielt der Traum seine so hervorragende Rolle. Nein, auch das Mittelalter räumt ihm noch eine gewichtige Stelle im Leben ein. In den arabischen Sammelwerken über diesen Gegenstand werden allein mehr als 30 Bücher genannt, welche Träume zum Gegenstande ihrer Behandlung gemacht haben. Ja in Deutschland haben sich viele ernste Forscher, bis in die neueste Zeit hinein, freilich nunmehr schon in wissenschaftlichem Interesse, mit der Traumfrage befaßt. Ich brauche nur Namen

zu nennen wie: Gotthilf Heinrich von Schubert, Jung-Stilling, Ennemoser, Passavant, Purkinje, Burdach, Scherner, Fechner, Spitta, Pfaff, Strümpell. Sie haben alle über Träume Untersuchungen angestellt.*)

Wenn darum auch wir den Versuch wagen, uns in dieses luftige Reich der Träume ein wenig einführen zu lassen, so unterziehen wir damit eine Sache unserer Betrachtung, die ein allgemein menschliches Interesse hat.

Ich sage ein allgemein menschliches Interesse, denn jeder Mensch träumt.

Zwar berichtet schon der Grieche Plutarch von einzelnen Männern, die nie geträumt haben sollen; der Geschichtsschreiber Sueton sagt das Gleiche vom Kaiser Nero; ja Herodot will sogar von ganzen Völkerschaften in Afrika gehört haben, bei denen der Traum ein völlig unbekanntes Ding gewesen sei. Und in neuerer Zeit erzählt Lessing das Gleiche von sich selbst; er habe nie einen Traum gehabt. Aber das will alles gegen die Annahme der Allgemeinheit des Traumes gar nichts verfangen, so befremdlich diese Erscheinung auch ist. Denn was Herodot von ganzen Völkern sagt, das beruht offenbar nur auf einer unzureichenden Kenntnis derselben; was aber die genannten Männer von sich oder einzelnen Anderen bezeugten, das weist nur darauf hin, daß es Menschen gebe, denen der stattgehabte Traum nie zum Bewußtsein gekommen ist. Sie haben geträumt gerade wie auch wir Übrigen träumen und hatten beim Erwachen doch nie eine Ahnung davon. Und darin liegt ihre persönliche Eigentümlichkeit.

Was nennen wir aber einen Traum? Es ist „die im Schlafe

*) Unter den von mir bei vorliegender Arbeit benutzten Werken, denen ich auch einen großen Teil meiner Beispiele entlehnt habe, nenne ich außer Aristoteles: „Περὶ τῶν ἐνυπνίων“ insbesondere: L. Strümpell: Die Natur und Entstehung der Träume. Leipzig. 1874, Joh. Volkelt: Die Traumphantasie, Stuttgart 1875; F. W. Hildebrandt: Der Traum und seine Verwertung fürs Leben. Eine psycholog. Studie, Leipzig 1875; Dr. H. Spitta: Die Schlaf- und Traumzustände der menschlichen Seele. 2. Aufl. Tübingen 1882; Schwartzkopff: Das Leben im Traum. Leipzig, 1887, sowie die einschlägigen Artikel in Herzogs „Real-Encyclopädie für protestantische Theologie und Kirche“ 2. Aufl. und Riehm's „Handwörterbuch des biblischen Altertums“. Bielefeld und Leipzig 1884.

fortgesetzte Thätigkeit unsrer Seele",*) die wir mit diesem Worte bezeichnen, oder die Gesamtheit von Vorstellungen und Bildern, die im Schlafe an unsrem inneren Auge vorüberziehen. Wir legten uns, von den Erlebnissen und der Arbeit des Tages ermüdet, zur Ruhe, schließen die Augen und gehen noch eine Weile unwillkürlich einer gewissen Gedankenreihe nach, die uns gerade beschäftigt. Der Zusammenhang dieser Gedanken wird indessen bald unterbrochen; in die Mitte unsrer vernünftigen Vorstellungen schleicht sich, ehe wir uns dessen versehen, ein Wahngebilde hinein; dann noch eins; nun wiederum eins; — und bald ist die Gesamtheit unsres wirklichen Daseins unsrem Bewußtsein entschwunden, die Erinnerung an unsre thatsächlichen Erlebnisse erlischt und wir befinden uns in einer oft völlig andren Umgebung, als in welcher wir uns zur Ruhe begaben, umgaukelt von den allerverschiedenartigsten Bildern und Gestalten, die durchaus nicht alle vernünftig zu sein brauchen oder der Erfahrung entsprechen, sondern welche oft die allerwundersamsten Dinge uns vorführen. Der vornehme Mann ist im Traum vielleicht Lastträger geworden, der Kaufmann ist vielleicht Advokat und der Bauer ein Gutsherr — und dergleichen mehr.

Ich sagte, ein jeder Mensch träume. Aber eine andere Frage ist die: Träumen wir immer oder nur dann und wann einmal? Die Forscher auf diesem Gebiete gehen in ihren Ansichten bezüglich dieser Frage weit auseinander. Ich bin geneigt, mich in dieser Beziehung der Anschauung Kants anzuschließen, welcher meint, man könne wohl sicher annehmen, daß kein Schlaf ohne Traum sei, und wer nicht geträumt zu haben wähne, seinen Traum nur vergessen habe.**)

Geht es uns doch schon im Zustande des Wachens so, daß wir nur einen kleinen Teil von unsren gesamten Gedankenbildern in der Erinnerung mit uns fortragen; das meiste von uns Durchdachte aber auf immer vergessen. Dies ist nun in Bezug auf die

*) So F. W. Hildebrandt: Der Traum und seine Verwertung fürs Leben. Leipzig 1875. Kant dagegen definiert den Begriff des Traumes in der Weise, daß er sagt: „Im Schlafe ein willkürliches Spiel seiner Einbildungen zu sein, heißt träumen".

**) Auch Leibnitz sagt mit Recht: „Die Seele denkt immer".

Welt der Träume noch sehr viel mehr der Fall. Nur ein kleiner Teil von Träumen kommt uns überhaupt zum Bewußtsein und ein noch sehr viel kleinerer Teil derselben bleibt uns nach dem Erwachen in der Erinnerung.

Im Zustande des Tiefschlafes, der etwa bis Mitternacht dauert, pflegen wir uns nur selten eines Traumes bewußt zu werden; in den Morgenstunden dagegen, wenn der Schlaf bereits leiser zu werden anfängt, regt sich die Traumphantasie sehr viel mehr und spiegelt uns Bilder vor, die an Lebhaftigkeit bis zum Erwachen in stetem Zunehmen sind. Ja ganz kurz vor dem Erwachen pflegen wir am allerlebhaftesten zu träumen, so daß uns oft das Traumbild aus dem Schlafe emporfahren läßt.

Aber auch selbst im Zustande des Tiefschlafes kann meiner Überzeugung nach die Seele nicht ganz unthätig und ihr Leben nicht ganz unterbrochen sein, so wenig als wir beim Wachen ganz ohne Gedanken zu sein vermögen. Freilich kommt es ja vor, daß wir bei großer Abspannung unsres Geistes einmal in den Zustand so herabgeminderter Seelenthätigkeit verfallen, daß wir nur noch so vor uns hinbrüten, ohne daß unsre Gedanken sich auf etwas Bestimmtes konzentrierten; und wenn uns jemand aus diesem Zustande mit der Frage aufschrecken wollte: „Woran denkst du soeben?" — wir ihm die Antwort aller Wahrscheinlichkeit nach schuldig blieben, denn unsre Gedanken waren eben zu wenig auf einen bestimmten Gegenstand konzentriert. Und das Gleiche ist auch vielfach offenbar im Schlafe der Fall. Die Bilder, die an unsrer Seele während des Schlafens vorüberziehen, sind zumeist so gewöhnlicher, so alltäglicher und darum so wenig auffälliger Art, daß sie uns schon deshalb nach dem Erwachen nicht mehr erinnerlich sind. Aber die Seele hat darum dennoch gelebt, wenngleich in einer bedeutend herabgestimmten Weise.

Man lasse sich doch einmal auch aus dem tiefsten Schlafe mit der Frage erwecken: „Was hast du eben geträumt?" — so wird man zwar nicht immer das Traumbild wiederzugeben wissen, das Einem soeben noch vorschwebte; wohl aber wird man zumeist noch einen Eindruck davon nachbehalten haben, daß man es soeben mit irgend einem Vorstellungskomplexe zu thun gehabt habe. Und dies wäre dann ein Beweis dafür, daß man auch selbst im Zustande

des Tiefschlafes einen Traum gehabt habe, sei derselbe auch noch so wenig auffallender Art.

Kurz, die Seelenthätigkeit, ob sie gleich oft auf ein Minimum herabgedrückt sein kann, — völlig aufgehoben ist sie nie. Und hat Homer den Schlaf auch mit allem Rechte einen Bruder des Todes genannt, so unterscheidet er sich dennoch von diesem seinem so viel ernsteren Bruder dadurch, daß er die im Körper waltende Seelenthätigkeit nicht ganz unterbricht.

Überdies hängt die Lebhaftigkeit des Träumens auch zu einem nicht geringen Grade davon ab, wie man sich in seinem Gemüte zu den Träumen verhält. Wer für Träume gar kein Interesse hat, der wird sich seiner Traumgebilde auch in den seltensten Fällen erinnern; wer hingegen diesen Erscheinungen seines Seelenlebens gern seine Aufmerksamkeit zuwendet, der wird zumeist von sehr viel mehr Träumen zu berichten wissen, die er gehabt. Wird doch die Seele durch die Aufmerksamkeit, die sie der Sache schenkt, für ihre Träume gleichsam prädisponiert.

Ist unser wirkliches Leben aber der Gegensätze voll, so ist's unser Traumleben noch sehr viel mehr. In ihm sind wir einerseits so gebunden, andrerseits aber auch so frei wie sonst nie.

Unsre Gebundenheit ist beim Träumen eine gar große. Wir vermögen nichts über uns selbst; wir verhalten uns völlig passiv, solange der Traum uns umfängt. Die Bilder und die Erlebnisse stürmen, ganz ohne unsre Zustimmung einzuholen, oft in wirrem Durcheinander auf uns ein. Andrerseits aber sind wir im Traume so ungebunden und so selbständig wie sonst nie. Keine Wegstrecke ist zu weit, um im Traume von uns zurückgelegt werden zu können, keine Aufgabe zu schwer, kein Erlebnis zu abenteuerlich, um realisiert werden zu können. Der Traum ist vom wirklichen Leben einerseits völlig geschieden, hat mit den Verhältnissen, unter denen wir leben, oft gar nichts gemeinsam — und dennoch entnimmt er wiederum oft seine Elemente unsrem eignen Erleben und führt uns Thatsachen unsrer Erfahrung nur in aleidoskopartigem Durcheinander und mit vielen fremden Bestandteilen ausgeschmückt vor die Seele. Mit Recht ist der Traum darum einer zerschellten Flotte verglichen worden, deren Trümmer wir zusammenhangslos auf der Oberfläche eines bewegten Meeres

einherschwimmen sehen. Die einzelnen Stücke derselben vermögen wir noch zu erkennen, es ist aber kein rechter Zusammenhang mehr darin. — Nun hat man die Träume vielfach in bestimmte Gruppen zu bringen versucht, jedoch nicht immer in gleich glücklicher Weise. Mir will es am geratensten erscheinen, in ähnlicher Weise, wie schon Aristoteles es gethan hat, alle Träume in zwei Hauptgruppen zu scheiden, je nachdem sie somatischen oder psychischen Ursprungs, oder zu deutsch: je nachdem sie körperlich verursacht oder rein seelischer Art sind.

Wir beginnen mit der Besprechung der körperlich verursachten Träume, dieser elementarsten Traumgattung.

Wenn wir im Schlafe liegen, so sind nämlich unsre fünf Sinne durchaus nicht in völliger Unthätigkeit, sondern für viele Eindrücke aus der Außenwelt auch noch empfänglich, nur freilich lange nicht in dem Maße, wie im Zustande des Wachens. Und die Eindrücke, welche wir auf diese Weise durch unsre fünf Sinne im Schlafe erhalten, setzen sich leicht in ein Traumbild um.

Vielleicht am wenigsten gielt dies vom Geschmackssinn. Doch auch vermittelst dieses Sinnes können hie und da Träume entstehen, indem irgend ein Nachgeschmack, der uns von der Mahlzeit etwa verblieb, sich in eine entsprechende Traumphantasie umsetzen kann. Nur ist es eigen, daß das Gefühl des Hungers im Schlafe nur selten sich einstellt, auch selbst wenn wir, ohne Nahrung zu uns genommen zu haben, zu Bette gegangen sein sollten. Wohl aber stellt sich des Öfteren die Durstempfindung ein und versetzt den Schlafenden etwa in eine wasserlose, brennende Wüste. Und zwar ist diese Erscheinung nicht selten dadurch verursacht, daß der Träumende den Mund beim Schlafen nicht ganz geschlossen hält und er ihm deshalb trocken zu werden beginnt. Aber auch selbst wenn uns der Traum auf ein Gastmahl versetzt, so schmecken wir von alledem, was uns auf demselben etwa vorgesetzt wird, in der Regel nichts, sondern wir sehen es alles nur vor uns stehen.*)

*) In einzelnen Fällen kommt indessen auch die Vorstellung des wirklichen Essens im Traume vor. Wir brauchen nur an das Wort des Propheten Jesaja (29, 8) zu denken: „Gleichwie einem Hungrigen träumet, daß er esse, wenn er

Einen ungleich größeren Einfluß auf die Bildung von Träumen übt schon der Geruchssinn aus. Stehen blühende Blumen in dem Zimmer, in welchem wir schlafen, so bringt ihr Duft leicht ein Traumbild zustande, in dem wir uns etwa in ein Treibhaus versetzt sehen oder in einen blütenreichen, duftenden Garten. Zumeist aber ist es das Gefühl der Beklemmung, welches auch selbst durch den schönsten Blumenduft hervorgerufen zu werden pflegt und daraus entstehen leicht Angstträume. Und ganz Ähnliches tritt zumeist ein, wenn wir in verbrauchter, schlechter Luft schlafen oder gar in einer Luft, die nicht frei ist von Kohlendunst. Es entsteht dann leicht ein Traum, in welchem wir lebendig begraben zu werden wähnen oder sonst etwas dieser Art.

Mehr noch ist der Gesichtssinn dazu angethan, Träume ins Leben zu rufen. Schon das sogenannte positive Nachbild, welches uns von den uns umgebenden Gegenständen im Auge verbleibt, wenn wir die Augen zum Schlafe geschlossen, wird vom Traume leicht für seine Wahngebilde verwandt; aber nicht minder auch ein etwaiger Lichtschein, der uns auf die Augenlider fällt und auch durch dieselben hindurch bis zu einem gewissen Grade den Sehnerv erreicht. So kann z. B. der Mondschein, wenn er uns beim Schlafe auf die geschlossenen Augen fällt, uns auf weite Gefilde versetzen, in denen wir uns von hellem Glanze umstrahlt sehen; oder es treten uns allerlei Farben vor das geblendete Auge; oder es kommt uns vor wie ein Wechsel von Tag und Nacht, von Licht und von Finsternis. Und zu diesen Licht-Eindrücken gesellen sich Erinnerungsbilder, die sich in Träume umsetzen, in denen grelle Farben eine Hauptrolle spielen. Ja selbst Erblindete haben noch eine Reihe von Jahren nach Verlust ihres Augenlichtes Farben-Träume gehabt; Blindgeborne freilich nie, da ihnen die Vorstellung vom Licht und von den Farben völlig fehlt.

Noch weit mehr als der Gesichtssinn wirkt das Gefühl oder der Tastsinn auf die Ausgestaltung von Träumen.

Gerät der Kopf des Schlafenden etwa unter das Kopfkissen, so entsteht leicht die Vorstellung von einem gewaltigen Felsen, der

aber aufwachet, so ist seine Seele noch leer, und wie einem Durstigen träumet, daß er trinke, wenn er aber aufwacht, ist er matt und durstig: also soll sein die Menge aller Heiden, die wider den Berg Zion streiten".

sich auf ihn gelagert hat und ihn zu zermalmen droht; wird der Fuß von der Decke entblößt, so wird der Schlafende leicht auf einen Gletscher versetzt oder auf ein Schneefeld, über das er barfuß zu wandern die Aufgabe hat. Wird der Hals, die Schulter oder die Brust entblößt und infolge dessen abgekühlt, so glaubt man wohl im kalten Meer zu schwimmen. Oder es entsteht auch ein Traum, in welchem der Schlafende in großer Verlegenheit sich befindet (ein sogenannter Verlegenheits-Traum), indem er sich in eine große, glänzende Gesellschaft versetzt sieht, der seine Kleidung auch nicht einmal annähernd entspricht. Jemand, der sich eine Wärmflasche unter die Fußsohlen gelegt hatte, glaubte im Traume auf der glühenden Lava des Ätna zu gehen. Und eine Dame, der ein Zipfel der Decke einmal zwischen die Lippen geriet, erzählte, sie habe in ihrem Traume Apfelkuchen gegessen. Ein Mann sah sich im Traume einmal von Wilden überfallen; die warfen ihn nieder und schlugen ihm einen Pfahl zwischen die Fußzehen, um ihn solcherweise an die Erde zu spießen, — und als er erwachte, bemerkte er, daß ihm ein Strohhalm zwischen zwei Zehen saß. Ein Andrer sollte im Traume gehenkt werden — und es erwies sich beim Erwachen, daß ihm sein Nacht-Gewand am Halse zu fest zugeschnürt war. Ja ein Mann, der am Podagra litt, sah sich allnächtlich im Traume in den Folterkammern der Inquisition. Und Einer, der im Schlaf an Zahnschmerzen litt, war im Traum in eine ihm wohlbekannte Kirche versetzt, die gerade umgebaut wurde; und indem er in derselben stehend emporschaut, stürzt ein Balken auf ihn herab und zerschlägt ihm den Mund, so daß ihm die Lippen in blutigen Fetzen herabhängen, und ein ihm bekannter Mann auf ihn zukommt und ihm den freilich recht eigentümlichen Trost zuspricht, bei einem Bau von solch einer Schönheit könne man sich einen derartigen Unfall gewiß schon gefallen lassen.

Der Philosoph Spitta in Tübingen erzählt, er habe einmal im Garten in einer Hängematte liegend sein Nachmittagsschläfchen gehalten. Da habe ihm geträumt, er sei Forstmeistergehilfe und habe als solcher auf Wilderer zu fahnden. Diese aber, da sie in der Überzahl sind, packen ihn an, binden ihn mit den Beinen an einen Baumast und stecken ihn mit dem Gesicht in einen Ameisenhaufen, um ihn dadurch langsam zu töten. Mit einem lauten Auf-

schrei sei er aus diesem Traume erwacht. Und was hatte zu demselben den Anlaß gegeben? Ein feiner Sprühregen war inzwischen eingetreten und hatte auf seiner Gesichtshaut die Empfindung von Ameisenstichen zuwege gebracht.

Bei einer sehr bequemen Lage im Bett stellt sich nicht selten die Vorstellung ein, daß man fliege; sowie man aber, sei es durch eine Falte im Bettuch, sei es durch eine unwillkürliche Bewegung veranlaßt, wieder einen Druck verspürt, so setzt sich die Empfindung des Fliegens in die entgegengesetzte Empfindung, nämlich in diejenige des Herabfallens aus beträchtlicher Höhe um und man fährt dann zusammen und erwacht mit einem jähen Schrecken aus dem Schlaf. Namentlich bald nach dem Einschlafen kommt dergleichen des öfteren vor. Ein solcher Traum wird ein Streckreiztraum genannt.

Hierher gehört auch diejenige Art des Traumes, die wir als Alpdruck zu bezeichnen gewohnt sind. Es wälzt sich uns etwas Unnennbares in immer mehr anschwellendem Maße entgegen, ohne daß wir uns desselben auch nur im Geringsten zu erwehren vermögen; oder es ist ein Tier, das wir auf uns heranschleichen sehen, das aber mit einem jeden Augenblick bis ins Unendliche wächst und uns zu erwürgen droht, so daß wir mit einem Angstschrei aus solchem Traume erwachen. Insbesondere bei Kindern kommt diese Traumerscheinung häufig vor und ist ihnen höchst quälend. Und es beruht diese Traumvorstellung auf einer momentanen Funktionshemmung oder auf asthmatischen Beschwerden oder aber sie ist die Folge eines Diätfehlers, wie dergleichen Fehler denn überhaupt die wüstesten Träume hervorzurufen vermögen, wovon weiter unten noch Beispiele anzuführen sein werden.

Endlich wirkt der Gehörsinn in ausgedehntestem Maße auf die Bildung von Träumen ein, indem jedes im Schlafe vernommene Geräusch entsprechende Traumvorstellungen hervorzurufen vermag. Ja selbst bei Personen, die ihr Gehör eingebüßt haben, sollen Gehörträume noch vorkommen, wobei das Geräusch, wie sichs von selbst versteht, nur aus der Erinnerung noch nachwirken kann. Taubgeborene Menschen hingegen haben solche Träume nie.

Die Einwirkung auf das Hör-Organ während des Schlafes verwebt sich indessen bei dem Hörenden, wie gesagt, in unzähligen

Fällen in den Traum hinein, so daß das betreffende Geräusch zu einem Bestandteil des Traumes wird.

So träumte einem Lehrer einmal, in der Sexta des Gymnasiums, an welchem er Unterricht gab, sei ein entsetzlicher Lärm. Er tritt mit seiner Stentorstimme gegen denselben auf, aber der Lärm wird immer gewaltiger, bis er endlich von demselben erwacht. Es war ein Kind, das im Nebenzimmer seine Stimme erhoben hatte und das so in unabsichtlicher Weise eine ganze Klasse des Gymnasiums repräsentierte.

Ist es indessen nicht mehr oder minder einem Jeden unter uns einmal begegnet, daß er von irgend einem Lärm aus dem Schlafe gerissen, die Äußerung that: „Dieses Geräusch paßte aufs beste in meinen Traum und traf auch gerade im rechten Augenblicke ein!" Einige verbürgte Beispiele davon.

La Case, der ehemalige General-Postmeister Napoleons des Ersten, erzählt, daß er, nach dem Sturze des großen Corsen seines Amtes entsetzt und eingekerkert, im Gefängnis folgenden Traum gehabt habe. Der Gefängniswärter hatte an einem Abend soeben von ihm Abschied genommen, um aus der Zelle zu treten, da sei er, der Gefangene, in den Schlaf verfallen und habe im Traume seine ganze Dienstzeit durchlaufen, vom Sekondelieutenant an bis zum kommandierenden General. Hierauf sei ein Krieg ausgebrochen und er, der Befehlshaber, habe zu einer Entscheidungsschlacht all seine Vorbereitungen getroffen. Da sieht er im feindlichen Lager einen Pulverwagen in die Luft fliegen; er hört den betäubenden Knall; er fährt aus dem Schlafe empor und erkennt, daß der ganze Lärm vom — Zuklappen der Gefängnisthür herrührte, welche der Wärter kaum zwei Minuten nach seinem Abschiedsgruß hatte ins Schloß fallen lassen. Also in kaum zwei Minuten hatte er sozusagen sein gesamtes Amtsleben noch einmal im Traume durchlebt!

Aber dergleichen Träume konzentrieren sich oft auch auf eine einzige Sekunde, wie wir es gleich sehen werden, ja auf einen einzigen Augenblick.

Ein Forscher auf dem Gebiete der Traumfrage*) berichtet aus seiner eigenen Erfahrung, wie oft der Wecker an seiner Uhr ihm den Anstoß zu seinem Traume gegeben.

*) Hildebrandt in seiner bereits angeführten Schrift.

Ihm habe einmal geträumt, — so erzählt er — daß er an einem Frühlingsmorgen in ein nahes Dorf wandre. Da sieht er die Leute mit ihren Gesangbüchern in der Hand sich zur Kirche begeben. Er schließt sich ihnen an. Da es aber noch zu früh ist, in das Haus Gottes zu treten, geht er auf dem Friedhofe, der die Kirche umgiebt, eine Weile umher und besieht sich die Grabsteine. Jetzt ist es indessen bald Zeit, daß der Gottesdienst anfange. Er sieht den Glöckner zum Turme hinaufsteigen und den Strick an der Glocke erfassen. Nun wird das Geläute beginnen — so denkt er. Und richtig. Er sieht die Glocke in Schwingung geraten und das Geläute ertönt. Es setzt sich aber wider Erwarten bis ins Unendliche fort. Er erwacht von demselben und erkennt, daß das ganze Getön von nichts anderem als vom pflichtgetreuen Wecker seiner eigenen Uhr herrührt.

Ein anderes Mal sieht er sich im Traume in den tiefsten Winter versetzt. Und er hat zugesagt, eine projektierte Schlittenfahrt mit Anderen zu machen. Die Gesellschaft, der er sich anschließen soll, fährt bereits vor und er steigt in den Schlitten. Es dauert indessen recht lange, bis sich Alle zurecht gesetzt haben. Endlich ertönt die Peitsche des Kutschers. Die Rosse ziehen an und es beginnt das muntere Geklingel der Schellen. Dasselbe ist aber so laut, daß er wiederum davon erwacht. Und es war wieder der Wecker, der seine Schuldigkeit that.

Ein drittes Mal sieht er eine Küchenmagd mit einigen Dutzend Tellern, die zu einer förmlichen Säule aufgetürmt sind, einen Corridor entlang gehen, um sich dem Speisezimmer zu nähern. „Nimm dich in Acht — ruft er ihr voller Besorgnis zu — die ganze Ladung wird fallen“. Die Magd will indessen von der Gefahr nichts wissen, sondern widerspricht ihm eifrig und beruft sich darauf, sie sei dergleichen zu tragen gewohnt. An der Thürschwelle aber stolpert sie dennoch und mit einem gewaltigen Gepolter liegt das ganze Geschirr in tausend Trümmern am Boden. Aber das Gepolter hat gar kein Ende. Der Träumende erwacht — und es war wiederum nichts als der leidige Wecker.

Bei dergleichen Beispielen fragt es sich: Woher kommt es, daß der von außen her auf den Träumer einwirkende Lärm zu seinem Traumbilde so vollkommen paßt? Ich meine daher, daß

der gesamte Traum, so reich an Eindrücken er auch ist, ja so große Zeiträume er auch umspannt, dennoch erst durch das Geräusch — und sei es auch nur ein vereinzelter Knall — ins Dasein gerufen und zum Abschluß gebracht wird und zwar in einer Geschwindigkeit, die ins Unmeßbare geht, so daß der einzige Augenblick des Getöses auch den Traum in seinem ganzen Verlaufe vor die Seele führt.

Alle bisher genannten Träume, welche durch eine äußere Einwirkung auf die fünf Sinne des Träumenden zustande kommen, werden Nervenreizträume genannt, weil sie einer Einwirkung auf unser Nervensystem ihre Entstehung verdanken.

Und solche Träume hat man darum auch künstlich hervorzurufen versucht und nicht ohne Erfolg.

Einem Schlafenden kitzelte man die Oberlippe — und ihm träumte, ihm wachse der Schnurrbart. Einem Anderen hielt man eine Violinsaite an das Ohr und schlug sie des öfteren an — und er war im Traume in einem Konzert. Wiederum Einem wurde ein Fläschchen Odeur unter die Nase gehalten — und ihm träumte, er sei in Kairo in einer Parfümerie-Handlung. Einem, dem man in das Bein kniff, träumte, er werde von einer wilden Bestie gebissen. Und einem Andern, dem man während des Schlafes — grausam genug — ein Blasenpflaster auf den Kopf geklebt hatte, träumte, er werde von Indianern skalpiert. Ja von der Schriftstellerin Anna Radcliffe wird erzählt, sie habe des Abends absichtlich möglichst schwer verdauliche Speisen zu sich genommen, um durch ihre auf diese Art hervorgerufenen Träume Schreckbilder zu erhalten, die sie dann in ihre Sensationsromane verflocht. Ebenso wird von dem Schriftsteller Ernst Theodor Amadeus Hoffmann gesagt, er habe des Abends möglichst starken Thee in großer Menge getrunken, um dann seine wüsten Traumphantasieen zu seinen Spuck-Romanen verwenden zu können, und so seien seine „Elixire des Teufels" entstanden.

Doch genug vom Nervenreiztraume, welcher ohne Zweifel die zu unterst stehende Traum-Form darstellt.

Anders verhält sichs mit den Träumen rein seelischen (psychischen) Ursprungs, welche von jenen ersten, da das Verhältnis von Leib und Seele ein wechselseitiges ist, freilich nicht in jedem

Einzelfalle völlig geschieden, dennoch aber begrifflich unterschieden sein wollen, da ihr Ausgangspunkt ein völlig anderer ist. Das sind die sogenannten Associationsträume, so genannt, weil sich in ihnen verwandte Gedanken zusammenthun. Dieselben haben ihren Ursprung nicht in einer Einwirkung auf die fünf Sinne, sondern haben im Seelenleben selbst ihren Grund. Die Seele verhält sich auch bei ihnen, wie bei allen übrigen Träumen, rein aufnehmend, eine Thatsache, der wir auch in sprachlicher Beziehung Rechnung tragen, indem wir nicht nur zu sagen pflegen: „Ich träumte", sondern zumeist: „Mir hat geträumt".

Auch die Träume dieser Art stehen einerseits in einer gewissen Abhängigkeit von unsren Tageserlebnissen, sind aber andrerseits wiederum von ihnen auch völlig frei.

In einer gewissen Abhängigkeit, sage ich, stehen sie, sind also reproduktiv. Die Arbeiten des Tages beschäftigen uns nicht selten auch im Traume und lasten oft als ein Druck auf der Seele. Und was wir im Traume erleben, ist bis zu einem gewissen Grade und in vielen Fällen der Vorstellungswelt entnommen, in der wir leben, freilich nur bruchstückartig oder in der Art einer Mosaikarbeit. Jeder Traum ist, wie ein Beobachter sagt, oft der Rückseite einer Stickerei gleich; man erkennt das Muster darin, aber doch nur in einer gewissen Verzerrung. Immerhin aber gehören die Elemente des Traumes bis zu einem gewissen Grade unsrer Erfahrungssphäre an.

Dem Schüler träumt etwa, er stehe vor dem Examen und sei in Verlegenheit inbezug auf die Antwort, die er geben soll. Der jungen Dame träumt, sie rüste sich, in eine Gesellschaft zu gehen, aber bald fehlen ihr die Handschuhe, bald die Galoschen, dann findet sie die Thür nicht oder wird sonst irgendwie aufgehalten, kurz, es gelingt ihr nicht, in die Gesellschaft zu kommen. Der Advokat hat einen Prozeß zu führen, der ihm im Traume ungeahnte Schwierigkeiten bereitet. Die Hausfrau hat im Traume vielleicht mit der Ausrichtung eines Gastmahls viel Not; die Gäste beginnen sich schon zu versammeln, aber ihre Schlüssel findet sie nicht, es kommt dann alles verkehrt auf den Tisch und statt der Bouillonsuppe ist — wie ein Traumforscher sich eine solche Verlegenheit ausmalt — Kamillenthee in der Terrine!

Aber auch große Freiheiten pflegt sich der Traum mit uns zu erlauben. Er produziert selbst, wenn auch mit Anlehnung an Erlebnisse, die vielleicht hinter uns liegen. Er bringt uns in Lagen, die ganz undenkbar sind, indem er mit Ort und Zeit das loseste Spiel treibt und uns etwa in längst vergangene Zeiten versetzt, die wir gar nicht erlebt haben, oder an Orte, die für uns unzugänglich sind, oder in Lagen, in die wir nie eintreten werden.

So träumte einem Manne der Jetztzeit, er reise nach St. Helena, um dem daselbst gefangenen Napoleon I. Moselwein zum Kauf anzubieten. Das Geschäft kommt zustande, und Napoleon benimmt sich sehr liebenswürdig dabei. Aber der Träumende ist gar nicht Weinhändler, ist erst nach Napoleons Tode geboren und hat überdies nie eine Seereise gemacht. Aber freilich hat dennoch nur ein Mann solch einen Traum, der von Napoleon und dessen Verbannung einmal was gehört hat, ein Andrer nicht. Sowohl in seinen erhabensten wie in seinen possenhaftesten Gebilden entlehnt der Traum also seinen Stoff der Sphäre des von uns wenigstens Erlebbaren.

Es braucht aber nicht gerade etwas Bedeutsames zu sein, das der Traum uns vor die Augen führt, sondern es sind oft die allerläppischsten Dinge, mit denen uns zu befassen uns im wachen Zustande kaum einfallen würde. Wir haben vielleicht ein tiefgehendes Gespräch im Laufe des Tages mit Jemandem gehabt, und der Mensch tritt uns im Traume wieder entgegen. Aber nicht das Gespräch kommt dabei zur Wiederbelebung, sondern wir beschäftigen uns im Traume vielleicht aufs Angelegentlichste mit dem Schnurrbart, den dieser Mann trägt, und dieser nimmt allerlei wunderliche Gebilde an.

Und dabei lassen wir uns im Traum auch das Allerabenteuerlichste gefallen und wundern uns kaum über Dinge, die im gewöhnlichen Leben doch nie vorkommen. So kann ein Träumender es mit Gemütsruhe ansehen, daß eine Kuh etwa auf dem Dache eines Hauses zur Weide geführt wird, und es erregt diese Erscheinung nicht das geringste Bedenken in ihm. Man wundert sich auch nicht über den Wechsel der Bilder. Soeben war man im Traume vielleicht in einer großen öffentlichen Versammlung, gleich

darauf klettert man etwa an den Felswänden eines steilen Berges empor, um im nächsten Augenblick auf einer Liniendroschke an den Nordpol zu reisen. Oder es reitet einer im Traume — wie es einmal vorkam — auf einem Pferde einher; plötzlich wird dasselbe zu einem Bock unter ihm, dann zu einem Kalbe und endlich zu einer Katze, welche die Maultrommel spielt. Ja ein Träumer hielt es in seinem Traume für ganz selbstverständlich, daß ein Eisenbahnwaggon, den er sah, allmählich zu einer dänischen Dogge wurde.

Nur zuweilen, namentlich gegen das Ende eines Traumes, schleicht sich denn doch der Verdacht in unsere Seele hinein, es werde wohl nur ein Traum und darum eine Täuschung sein, was wir zu erleben glauben, und es soll in diesem Falle Manchem gelingen, sei es durch das Verdrehen der Augen oder durch sonst irgend eine Bewegung dem Traumgebilde mit dem Erwachen ein Ende zu machen. Ist der Traum aber ein beängstigender gewesen, dann bemächtigt sich unsrer beim Erwachen ein Gefühl hoher Befriedigung darüber, daß all das Geschaute und scheinbar Erlebte nur ein Wahngebilde gewesen.

Auch bis zum Weinen kann der Traum den Schlafenden bringen, wie der Dichter Heine z. B. es von sich bezeugt:

Ich hab' im Traum geweinet,
Ich träumte, Du lägest im Grab;
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Aber auch die Komik ist dem Traume nicht fremd. Freilich gewinnt man oft erst das Verständnis für den in ihm steckenden Humor, wenn man bereits im Erwachen begriffen oder schon völlig erwacht ist. Aber wie oft hat man doch auch einen Schlafenden sich vor Lachen schütteln sehen!

So sah eine Träumerin einmal einen ihr bekannten Herrn im Traume, der nach einer Gießkanne griff, die mit unreinem Wasser gefüllt war. Er trank die Gießkanne mit einem Zuge aus, sprach sich dann höchst anerkennend über den schönen altdeutschen Stil dieses Trinkkruges aus und stülpte sich die Gießkanne endlich über den Kopf, indem er dann in dieser Weise durch die Stube zu tanzen begann.

Es wird dem Traume von Manchen auch eine Steigerung, eine sogenannte „Potenzierung" der Seelenkräfte zuerkannt und wird gemeint, es habe Mancher im Traume zustande gebracht, was ihm im Zustande des Wachens nicht gelang. Nun, etwas Wahres kann unter Umständen an dieser Anschauung sein. Wir sprechen im Traume oft fließender als im Zustande des Wachseins, namentlich auch wenn es eine fremde Sprache betrifft, die uns im gewöhnlichen Leben vielleicht nicht ganz geläufig ist. Doch ist man in dieser Annahme auch nicht selten zu weit gegangen. Man weist auf den Komponisten Tartini hin, der beim Komponieren einer Sonate den Schlußsatz an einem Abend nicht zu finden imstande war und sich mißmutig darüber zu Bett legte. Kaum ist er indessen eingeschlafen, da sieht er den Teufel seine Geige ergreifen und den gesuchten Schlußsatz auf derselben vorspielen. Beim Erwachen liegt ihm diese Musik noch völlig im Ohre, er bringt das Gehörte sofort zu Papier und — so ist seine „Teufelssonate" entstanden. Aber diese Sache erklärt sich wohl in der Weise, daß der Komponist sich mit einer solchen Prädisposition für die Auffindung dieses Satzes zu Bett legte, daß die Erreichung dieses seines Zieles nur die Frucht seiner schon vollzogenen Gedankenarbeit war. Die Hauptarbeit war eben schon gethan. Was man dagegen ausschließlich im Traume erdenkt oder erfindet, ist zumeist in jeder Beziehung von sehr geringem Werte, und wenn Einer im Traume etwas gedichtet haben will und dieses Erzeugnis seines Schlafes des Morgens zu Papier bringt, falls ihm sein Gedächtnis dasselbe noch festhielt, der wird zumeist bald zu der Einsicht gelangen, daß es eine völlig nichtssagende Reimerei, wenn nicht gar barer Unsinn war, was er auf solche Weise zustande gebracht. Dennoch kann der Traum aber oft so lebendig und drastisch werden, daß er zum Schlafreden und zum Schlafwandeln, ja zum Schlafhandeln führt. Diese Erscheinungen zu behandeln, müssen wir uns indessen, so interessant sie auch sind, an dieser Stelle versagen, da uns diese Untersuchungen von dem Ziele zu weit abführen würden, das wir uns gesteckt.

Auf etwas Andres noch sei indessen hier hingewiesen, was uns der Beachtung wert erscheint. Es wollen Autoritäten auf dem Gebiete der Traumforschung die Beobachtung gemacht haben, daß

der Träumende sich in den Augenblicken der Gefahr stets feige benehme. Wenn das thatsächlich der Fall sein sollte, — was wir indessen völlig dahingestellt sein lassen müssen — so wäre diese Erscheinung nur so zu erklären, wie es von einem Forscher bereits geschah, daß der persönliche Mut etwas zu unsrer sittlichen Persönlichkeit Gehöriges ist und etwas, was wir nur auf dem Wege eines sittlichen Kampfes und auf Grund unsres Pflichtbewußtseins erlangen, während im Schlafe die höheren Seelenkräfte oft vollständig darniederliegen und nur der Selbsterhaltungstrieb, der ja auch ganz ohne jegliche Seelengröße vorhanden sein kann, übrig blieb.

Dennoch aber verbleibt uns auch im Traume bis zu einem gewissen Grade das sittliche Urteil. Allerlei Abenteuerliches wundert uns, wie bemerkt, im Traume allerdings nicht. Aber wenn wir in einer Traumphantasie dazu gebracht werden sollten, irgend etwas Verwerfliches zu begehen, so würde sich aller Wahrscheinlichkeit nach unser sittliches Bewußtsein bis zu einem gewissen Grade dagegen doch auflehnen. Und in so weit, als diese Erscheinung auf Wahrheit beruht, kann auch bis zu einem gewissen Grade von einer sittlichen Verantwortlichkeit für unsre Träume bei uns die Rede sein. Denn wenn aus dem Herzen die argen Gedanken kommen, so kommt auch aus demselben der arge Traum, und gäbe es unter uns einen Menschen, der vollkommen makellos wäre, so würden auch die Gebilde seiner Träume stets vollkommen makellos sein. Hildebrandt*) weist nach dieser Seite hin mit einem gewissen Rechte auf die Analogie des Wortes im Wallenstein hin: „Der Wein erfindet nichts, er spricht's nur aus" — und sagt, auch der Traum erfinde in dieser Beziehung nichts, sondern bilde nur nach und spinne nur aus, was er im Wachenden vorfinde; er bearbeite also in gewissem Sinne nur historischen Stoff. Der Traum kann darum in gewissen Fällen und bis zu einem gewissen Grade allerdings ein Bild unsres sittlichen Wertes, ein Kennzeichen unsrer seelischen Beschaffenheit abgeben, und insofern können wir auch von einem „ethischen" Werte eines Traumes für uns selbst reden, als er uns unsere Persönlichkeit wie in einem Spiegel vorführt, in einem Spiegel freilich, der oft eine nur sehr

*) Der Traum und seine Verwertung fürs Leben. Leipzig 1875.

mangelhafte Strahlenbrechung zustande kommen läßt. Selbsterkenntnis kann immerhin der praktische Gewinn sein, den wir aus unsren Träumen zu ziehen vermögen, und schon insofern kann also auch von einer unmittelbaren Verwertung eines Traumes für unser Leben die Rede sein. Der Traum hat unter Umständen einen pädagogischen Wert für uns.

Jetzt aber komme ich erst zur Behandlung einer Frage, auf die der geneigte Leser vielleicht längst schon gewartet, nämlich zur Behandlung der Frage, ob der Traum unter Umständen auch eine Bedeutung in dem Sinne für uns haben könne, daß er uns etwas offenbart, was etwa fern von uns sich zuträgt, oder uns gar etwas Zukünftiges schauen läßt, mit andren Worten: ob es prophetische Träume giebt oder nicht.

Diese Frage muß ich durchaus in bejahendem Sinne beantworten, so viel dagegen auch gesagt und geschrieben worden ist. Es giebt thatsächlich Träume, welche uns ein Zukunftsbild vorführen, das sich zu erfüllen imstande ist. Nicht zwar in dem Sinne, daß bestimmte Traumbilder in allen Fällen bestimmte Erlebnisse vorausverkündigen müßten. Diese Anschauung hat vielfach zu abergläubischen Vorstellungen geführt, und den Aberglauben in irgend welcher Weise zu unterstützen, liegt mir völlig ferne; vielmehr liegt es in meiner Absicht, gerade den zu bekämpfen. Hört man es doch oft sagen, daß, wenn Jemandem etwa träume, daß ihm ein Zahn ausfalle, solcher Traum ihm einen Todesfall verkündige, und zwar wenn das Ausfallen desselben mit Blutverlust geschehe, so sei damit ein Blutsverwandter gemeint, im andern Falle nur ein Bekannter oder ein Freund. Oder sehe man Perlen im Traume, so haben dieselben Thränen zu bedeuten, die man in Zukunft zu vergießen haben werde und dergleichen mehr. Eine derartig feststehende und für alle Fälle geltende Traumsymbolik aber giebt es nicht und es sollte ein Jeder unter uns danach streben, sich von derartigen in das Gebiet des Aberglaubens gehörigen Vorstellungen innerlich loszumachen.

Dennoch aber giebt es unter Umständen eine Art prophetischen Hellsehens im Traume, welches sich auf räumlich entfernte Dinge oder auch auf zukünftige Ereignisse bezieht.

Ein Beispiel ersterer Art, welches Splittgerber*) erzählt. Ein deutscher Soldat hatte sich im Kriege von 1870 auf französischem Boden einmal mit seiner Truppenabteilung nach einer Schlacht am Abend im Freien zum Schlafe niedergelegt. Da springt er durch einen Angsttraum erschreckt von seinem Lager. plötzlich mit dem Rufe: „Mutter! Mutter!" empor. Und kaum hat er die Stelle verlassen, auf der er gelegen, da kommt noch eine verspätete feindliche Granate angezischt und schlägt genau auf der Stelle ein, welche jener Soldat soeben noch innegehabt, so daß sein Traum hier das Mittel zur Erhaltung seines Lebens in drohender Todesgefahr war. Es war 4 Uhr morgens gewesen, als dies geschah. Nach Verlauf einiger Zeit aber läuft beim Chef seines Regimentes ein Brief von der Mutter dieses Soldaten ein, in welchem sie den Kommandeur um gefällige Auskunft über das Befinden ihres Sohnes ersucht. Denn an dem und dem Tage (sie nennt das Datum, welches mit jenem Erlebnisse ihres Sohnes stimmt) morgens um 4 Uhr habe sie ihren Sohn im Traume gesehen, und zwar sei es ihr erschienen, wie wenn irgend ein Ungeheuer auf ihn zufahre, um ihm den Garaus zu machen. Sie bitte um eine Mitteilung darüber, ob ihr Sohn noch am Leben sei. Hier sehen wir einen durch den Traum zur Erscheinung kommenden Seelenzusammenhang zwischen jener Mutter und ihrem entfernten Sohne und umgekehrt.

Aber auch Zukunftsbilder vermag der Traum uns vor die Seele zu führen. Zunächst in der Weise, daß wir einen Traum haben, den wir vorderhand völlig unbeachtet lassen, der uns aber in dem Momente wieder in die Erinnerung tritt, wo wir uns in der Traumlage wiederfinden. Und ist es nicht Manchem unter uns schon in der Weise ergangen, daß wir uns einmal in irgend einer Lebenslage befanden, vor der wir uns sagten: Diese Lage ist mir bereits in all ihren Einzelheiten bekannt; genau in ihr befand ich mich schon früher einmal. Es ist dies dann ein Traumbild, welches uns diese Sachlage der Gegenwart schon in früherer Zeit einmal vorgeführt haben muß. Ich möchte einen derartigen Traum einer Fata morgana vergleichen. Wie diese dem Reisenden

*) F. Splittgerber, Aus dem inneren Leben.

in der Wüste vermittelst einer Luftspiegelung das Bild von einer entfernt liegenden wirklichen Landschaft vorzaubert, als liege dieselbe unmittelbar vor ihm, so führt auch ein derartiger Traum uns ein thatsächliches Bild aus der Zukunft vor das innere Auge, als liege diese Begebenheit schon in der Gegenwart, als befänden wir uns schon in ihr.

Auch davon möchte ich einige Beispiele vorführen, welche mir diese Sache zu veranschaulichen geneigt erscheinen.

Bekannt ist jener bedeutsame Traum, den der Kurfürst Friedrich der Weise in der Nacht auf Allerheiligen, den 31. Oktobr 1517 gehabt hat, nachdem Luther soeben seine Thesen an die Thür der Schloßkirche zu Wittenberg geheftet. Auf seinem Schlosse Schweinitz träumte dem Kurfürsten, „er sehe den Mönch, wie er ihm an der Schloßkapelle zu Wittenberg einige Sätze anschrieb mit so starker Schrift, daß man sie dort in Schweinitz lesen konnte; die Feder wuchs und wuchs; sie reichte bis nach Rom; sie berührte die dreifache Krone des Papstes und machte sie wanken". Friedrich streckte den Arm aus, um sie zu erfassen, — da erwachte er aber. Und dieser Traum wiederholte sich. Am Morgen nach dieser Nacht erzählte er dieses Erlebnis seinem Bruder. Diese Thatsache ist verbürgt. Und die Deutung dieses Traumes liegt ja am Tage. Aber auch ein Beispiel aus unsrem Jahrhundert sei hierher gesetzt.

Einem Kaufmann träumte einmal, er stehe in seinem Comptoir und suche ein wichtiges Dokument, das er verlegt hatte. Er durchsucht sein ganzes Bureau und kann es nicht finden. Endlich verfällt er darauf, eine Schieblade dieses seines Bureaus ganz herauszuziehen, und hinter derselben befindet sich das gesuchte Papier. Er läßt diesen Traum unbeachtet und vergißt ihn gar bald. Nach einer Reihe von Jahren sucht er einmal wirklich ein Dokument und kann es nicht finden. Indem er aber an der Auffindung desselben fast schon zu verzweifeln beginnt, fällt sein Blick auf sein Bureau — und wie mit einem Schlage steht das ganze längst schon vergessene Traumbild von damals wieder vor seinem geistigen Auge. Die Lage ist genau dieselbe, die er im Traume damals vor sich gesehen hatte. Und nun ist er auch nicht mehr länger darüber im Zweifel, was er zu thun habe. Er greift nach der

Schieblade, die er damals im Traume ergriffen hatte, zieht sie hervor — und das gesuchte Dokument befindet sich in der That hinter ihr.

Ein anderes Beispiel. Ein junger Mann in Florenz hat den Traum, daß ein großer, steinerner Löwe, der in der Vorhalle einer der Florentiner Kirchen sich befindet, ihn tötlich verwunde. Er erzählt diesen Traum seinen Freunden. Und indem er an demselben Tage in die betreffende Kirche eintreten will, kommt er an diesem Löwen vorüber. Er steckt nun aus Übermut seinen Arm in dieses Löwen Rachen und ruft: „Nun, beiß zu!“ Dabei erblaßt er jedoch und erzittert. Ein Skorpion, der sich im Rachen des Löwen verborgen gehalten, hat ihn gestochen. Und nach Verlauf einiger Stunden ist er tot.

Ein weiteres Beispiel. Ein Dr. Bürstenbinder hat etwa um die Mitte unsres Jahrhunderts einen Traum, er liege zum Tode erstarrt in der Tiefe einer Gletscherspalte. Er erzählt dieses Traumgesicht seinen Freunden. Bald darauf durchreist er Tyrol und der Traum wird zur Wahrheit. Beim Übergang über den Gurgler Ferner bricht er durch die Schneedecke desselben in einen Eisschrund hinein. Erst nach einigen Stunden kann er aus demselben befreit werden, stirbt aber bereits auf dem Transport in das Thal.

Ein wohlverbürgter Traum von belehrender Art in dieser Beziehung ist auch folgender. Ein Pastor in Deutschland, der viel mit der Mission an dem Volke Israel sich beschäftigt, erscheint eines Morgens nachdenklich und verstimmt am Kaffeetisch und erzählt seiner Frau, es sei im Traume ein Jude zu ihm gekommen, um sich im Taufunterrichte bei ihm zu melden, habe aber eine möglichst kurze Unterrichtszeit angesetzt sehen wollen. Und als er ihm eine solche verweigert habe, sei der Jude grob und endlich thätlich geworden. Daraufhin habe er denselben zur Thüre hinausstoßen müssen, und der Jude sei die Treppe hinuntergestürzt und sei mit gebrochenem Genicke tot zu Boden gefallen. Noch sprechen die beiden Ehegatten über diesen Traum, als ein Fremder gemeldet wird. Der Pastor tritt in sein Zimmer, um daselbst den Gast zu empfangen. Die Frau entfernt sich, bemerkt aber, daß ihr Mann beim Anblick des Fremden erblaßt und bleibt darum hinter der angelehnten Thür stehen. Da hört sie zu ihrem Entsetzen, daß

dieser Mann, ein Jude, um den Taufunterricht bittet und der Verlauf dieses Gespräches genau derselbe ist wie derjenige in dem Traum ihres Mannes. Schon wird der Jude heftig und grob gegen den Pastor, und als die Sache sich bereits so weit gesteigert hat, daß eine Thätlichkeit vonseiten des Juden zu befürchten steht, tritt sie mit dem Worte ein: „Denke an deinen Traum!" Durch dieses Dazwischentreten der Frau wird der Jude verlegen und geht seiner Wege. Der Pastor aber bezeugt nun seiner Frau, dies sei mit Haut und Haaren und mit allen Zügen seines Angesichts derselbe Mann gewesen, den er im Traum schon gesehen.

Und nun noch ein letztes Beispiel dieser Art, welches mir ein Arzt aus Riga aus seiner eigenen Erfahrung erzählt hat. Er habe als Student, so bezeugte er mir, in der Nacht vor einem Examen in der Pharmacologie den Traum gehabt, er habe die Examenfrage „über das Opium" gezogen. Am Morgen sei er mit Schrecken zu der Einsicht gekommen, daß er diese Frage durchaus nicht ausreichend zu beantworten wisse und habe darum, da das Examen erst am Nachmittag stattfinden sollte, die ganze ihm noch übrige Zeit auf die Bearbeitung derselben verwandt. Dann sei er zum Examen gegangen und habe seine Frage gezogen. Und richtig: „Über das Opium" lautet sie. Und nun habe er vorgebracht, was er soeben darüber gelernt, so daß der Professor die Vermutung geäußert, er habe über dieses Problem Spezialstudien gemacht.

* * *

In all den genannten Fällen handelte sichs nun freilich um Dinge von mehr oder weniger geringfügiger Bedeutung. Es kann indessen der Traum auch ein Mittel in der Hand Gottes sein, dem Menschen etwas mitzuteilen oder zu offenbaren, sei es, was derselbe zu thun habe, sei es, was die Zukunft ihm bringe; und solch ein Traum kann dann von hervorragender Bedeutung für sein Leben sein. Und das Fundament für diese Anschauung finden wir in der heiligen Schrift.

War somit dasjenige, was wir bisher über die Träume ermittelten, der Sphäre des irdisch-natürlichen Lebens entnommen und bildete solcherweise den Unterbau unserer Darlegung, so haben

wir uns jetzt unsrer hauptsächlichsten Untersuchung zuzuwenden, der Beantwortung der Frage nämlich, wie wir uns als evangelische Christen auf Grund unsrer Bibel zur Traumfrage zu stellen befugt sind. Und da gilt es uns nicht nur die Träume ins Auge zu fassen, welche die heilige Schrift uns berichtet, sondern auch zuzusehen, welche Stellung der Traum in unsrem Erdenleben vom Worte unsres Gottes angewiesen bekommt.

In der heiligen Schrift tritt uns der Traum zunächst mehr als einmal als das Bild des Nichtigen und des Wesenlosen entgegen. „Wie ein Traum, wenn Einer erwachet, so machst du, Herr, ihr Bild in der Stadt verschmähet" — sagt Psalm 73, 20. Und: „Wie ein Traum vergehet — heißt es Hiob 20, 8 vom Heuchler — so wird er auch nicht gefunden werden". Ja der Prediger Salomo bezeugt: „Wo viel Träume sind, da ist Eitelkeit" (Pred. Sal. 5, 6).

Auch als eine Ausgeburt von Sorgen, die der Mensch sich macht, wird der Traum vom Prediger Salomo hingestellt. „Wo viele Sorgen sind, da kommen Träume" (Pred. Sal. 5, 2). Und daher die Mahnung, die durch den Propheten Jeremia ergeht: „Gehorchet euren Träumen nicht, die euch träumen" (Jerem. 29, 8).

Im Buche Hiob wiederum erscheint der Traum uns als ein Mittel, durch welches der im Leiden Stehende aus dem dumpfen Dahinbrüten aufgerüttelt werden soll. „Wenn ich mit mir selbst reden will, so erschreckst du mich mit Träumen" (Hiob 7, 14); und an einer andern Stelle heißt es: „Im Traume des Gesichtes in der Nacht, wenn der Schlaf auf die Leute fällt, wenn sie schlafen auf dem Bette, da öffnet er das Ohr der Leute und schrecket sie und züchtiget sie" (Hiob 33, 15 f.).

Aber ganz unzweideutig stellt die heilige Schrift den Traum andrerseits auch als ein Mittel dar, durch welches Gott unter Umständen in das Leben des Menschen unmittelbar hineingreift und ihm seinen Willen offenbart, sei es in Bezug auf das, was er mit dem Menschen zu thun vorhabe, sei es in Hinsicht dessen, was der Mensch zu vollführen die Aufgabe habe. Und in solcher Weise thut Gott seinen Willen nicht allein innerhalb des Volkes seiner Erwählung, sondern auch

außerhalb desselben kund. Dabei knüpft der Traum nach Gottes Fügung oft an die eigenen Gedanken und Erwägungen des Menschen an. Darum kann Daniel dem König Nebukadnezar bezeugen: „Dein Traum und dein Gesicht, da du schliefest, kam daher: „Du, König, dachtest auf deinem Bette, wie es doch hernach gehen würde; und der, so verborgene Dinge offenbaret, hat dir angezeigt, wie es gehen werde" (Dan. 2, 29).

Gott nimmt dabei eben den Umstand, daß dem Traume an sich schon von Vielen ein Wert beigelegt wird, in seinen Dienst und macht ihn infolge davon zu seinem Boten an das Herz solcher Leute (vgl. 1 Mos. 40, 6—8; 41, 8). Kommt er doch manchem Menschenherzen — zumal aus der Heidenwelt — gar nicht anders nahe als auf dem Wege des Traumes, der das Gemütsleben ja oft sehr viel mehr anzuregen vermag als eine bloße Belehrung durch das gesprochene Wort. Auch wirkt der Traum nicht selten am allerschneidigsten auf das Gewissen des Menschen ein und erweckt dasselbe zum Leben und gerade das zustimmende Zeugnis des Gewissens erweist dann den Traum als eine Botschaft des lebendigen Gottes. Darum gehört jenes Wort durch den Mund Joels geredet mit in die Reihe der Gottesverheißungen hinein: „Eure Ältesten sollen Träume haben" (Joel 3, 1).

Dabei kleidet sich aber der Traum nicht selten in ein sinnbildliches Gewand, wie es der beschaulichen, an Bilder gewöhnten Art des Morgenländers entspricht. Jedoch bedarf ein solcher symbolischer Traum alsdann einer Deutung durch Jemanden, dem Gott solche Gabe der Deutung verlieh (1 Mos. 40, 8; Dan. 2, 27—28). Schon in der Patriarchenzeit treten uns Träume entgegen. Und daß sowohl diese als auch alle andren von der Bibel uns berichteten Träume ausschließlich der Kategorie der psychischen Träume zuzuzählen sind, bedarf kaum der Erwähnung.

Abimelech, der König zu Gerar, erhält von Gott die Offenbarung im Traume, daß Sarah Abrahams Eheweib sei und wird durch solche Kunde davon abgehalten, sie für sich selbst zum Weibe zu nehmen (1 Mos. 20, 1—8).

Jakob legte sich auf seiner Reise nach Haran inmitten einer Wüste zur Ruhe nieder, das Haupt auf einen Stein gestützt und

schläft ein. Da träumt ihm, eine Leiter stehe auf der Erde vor ihm, die mit ihrer Spitze den Himmel erreicht, und die Engel Gottes steigen auf und nieder auf ihr. Droben aber sitzt der Herr selbst und spricht: „Ich bin der Herr, Abrahams, deines Vaters, Gott und Isaaks Gott". Und nun erhält der Träumende eine Zusage, daß er das Land erben werde, darauf er liege, und daß durch ihn alle Geschlechter auf Erden gesegnet werden sollen, ja daß Gott mit ihm ziehen und ihn wiederbringen wolle in dieses Land (1 Mos. 28, 10—15).

In diesem Traume sehen wir zunächst eine hehre Symbolik sich entfalten, an welche sich alsdann eine direkte Rede knüpft. Und nicht nur die göttliche Vorsehung thut sich in diesem Traumgesichte kund, sondern auch das offenbarende Walten Gottes, unsres Herrn. Und was dem Jakob hier von Gott geoffenbart werden soll, ist dies, daß es einen Zusammenhang gebe zwischen der Erde mit all ihren Gefahren für den schutzlosen Menschen und zwischen dem Himmel mit dem gnädigen Gott darin, der auf seinen Knecht hienieden herabschaut; und daß dieser Zusammenhang vermittelt sei durch die heilige Engelwelt. Es wird ihm demzufolge dieselbe Wahrheit vor die Augen geführt, die hernach in dem Worte des Psalmsängers ihren Ausdruck fand: Er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen; daß sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest (Ps. 91, 11—12). Und an diese Zusage wird für Jakob dann überdies noch die Verheißung geknüpft, daß er das Land erben solle, das ihn soeben noch trage, um endlich für die gesamte Menschheit zu einem Segen zu werden.

Von einem weiteren Traume, den er gehabt, erzählt Jakob seinen Weibern Rahel und Lea. Der Engel Gottes habe ihm im Traume gesagt, daß er alles gesehen habe, was Laban ihm, dem Träumenden, Böses gethan. Er aber, der also Redende, sei der Gott zu Bethel, dem daselbst das Gelübde Jakobs gegolten, und er gebe ihm deshalb die Weisung, auszuziehen und wieder in das Land seiner Freundschaft zu gehen (1 Mos. 31, 4—13). Und nachdem Jakob dieser Weisung Gottes gefolgt ist und Laban, davon in Kenntnis gesetzt, ihm sieben Tagereisen weit nachgejagt ist, erhält auch er einen Befehl Gottes im Traum; der lautet:

„Hüte dich, daß du mit Jakob nicht anders redest, denn freundlich" (1 Mos. 31, 22—24).

Auch Joseph hat als Jüngling zwei Träume, die er seinen Brüdern erzählt. „Mich däuchte — so berichtet er — wir bänden Garben auf dem Felde, und meine Garbe richtete sich auf und stand und eure Garben umher neigten sich gegen meine Garbe". Und wiederum: „Mich däuchte, die Sonne und der Mond und elf Sterne neigten sich vor mir" (1 Mos. 37, 7 und 9). Daß diese beiden Träume nicht ausdrücklich als von Gott ihm eingegeben von der heiligen Schrift bezeichnet werden, mindert an ihrem thatsächlichen Offenbarungsgehalte gar nichts. Denn auch sie sind nicht etwa Eingebung eines ehrsüchtigen Herzens, wie seine Brüder sie dafür ansehen, ja wofür auch sein Vater sie hält, sondern ganz augenscheinlich von Gott ihm zuteil gewordene Hinweise darauf, daß er dereinst seinen Brüdern, ja selbst seinen Eltern („Sonne und Mond") gegenüber eine Machtstellung einnehmen werde, wie ja die Folgezeit dies auch zur Verwirklichung brachte. Die Zweizahl der Träume aber soll in ihm die Wahrheit dieser Vorhersagung zur Gewißheit erheben.

Ihrem Wesen nach diesen beiden Träumen ganz ähnlich sind die Träume, welche jene in Ungnade gefallenen pharaonischen Kämmerer im Gefängnis haben und welche Joseph seinerseits ihnen auslegt, ob er es gleich selbst anerkennen muß, daß das Auslegen Gottes Sache sei (1 Mos. 40, 8). „Mir hat geträumt — so beginnt der Obermundschenk seine Erzählung — daß ein Weinstock vor mir wäre, der hatte drei Reben; und er grünte, wuchs und blühte, und seine Trauben wurden reif. Und ich hatte den Becher Pharaos in meiner Hand und nahm die Beeren und zerdrückte sie in den Becher und gab den Becher Pharao in die Hand." Und der Oberbäcker bekennt: „Mir hat auch geträumt, ich trüge drei weiße Körbe auf meinem Haupt. Und im obersten Korbe allerlei gebackene Speise dem Pharao; und die Vögel aßen aus dem Korbe auf meinem Haupt" (1 Mos. 40, 1—23).

Diese beiden Träume können wir einerseits zur Kategorie der „reproduktiven" Träume zählen, denn ein Jeder unter den beiden Träumenden schaut ein Bild aus seiner Berufsthätigkeit und zwar allen Einzelheiten seiner egyptischen Umgebung entsprechend. Aber

auch einen symbolischen Charakter tragen gleichzeitig beide Träume an sich. Die drei Reben in dem einen Traum wie die drei Körbe in dem andern geben das Zeitmaß an, bis zu welchem sich das Geschick beider Gefangenen entscheiden soll, und zwar müssen drei Reben da sein, bevor der Eine der Gefangenen seinem Könige wieder den Wein reichen kann, die dreimalige Frucht seiner Arbeit aber muß dem Andern zuvor genommen werden, bis derselbe seinen unheilvollen Richterspruch empfängt. Somit sind diese Träume auch prophetisch-weissagender Art. Und Joseph, von Gott mit der Gabe der Traumdeutung ausgerüstet, verkündet dem Mundschenken dessen Wiedereinsetzung in sein Amt, dem Bäcker aber seine Hinrichtung vermittelst des Galgens. Und was die Träume besagt hatten, das erfüllte sich bald.

An diesen Bericht schließt sich in der heiligen Schrift unmittelbar die Erzählung von den zwei Träumen Pharaos an. Der König sieht aus dem Wasser sieben schöne, fette Kühe emporsteigen und im Nilgrase weiden; und nach ihnen sieben andere, die da häßlich und mager sind. Und die letzteren verschlingen die ersten. Und sieben Ähren schaut Pharao nach dem Wiedereintritt des Schlafes, die erwachsen aus einem Halm, voll und dick. Darnach sprossen sieben dünne, vom Ostwind versengte Ähren empor, die verschlingen die vollen (1 Mos. 41, 1—7).

Der symbolische Charakter dieser beiden Träume ist noch weit augenfälliger als derjenige der soeben besprochenen Träume. Und zwar liegt uns hier wiederum spezifisch egyptische Symbolik vor. Denn die Kuh ist das Symbol der Isis, der Göttin der alles ernährenden Erde bei den Egyptern und wird darum in den Hieroglyphen auch durchweg zur Bezeichnung der Erde benutzt. Und das Wasser ist, da es hauptsächlich das Wasser des alles überschwemmenden Niles ist, das Sinnbild der Fruchtbarkeit. Vollends aber stellt das Bild der Ähren ein leicht zu deutendes Symbol des materiellen Wohlstandes dieses gesegneten Landes dar. Dennoch können indessen die herbeigerufenen Magier die Bilder nicht deuten, und Joseph ist wiederum derjenige, welcher mit gotterleuchtetem Scharfblick auszulegen vermag, was Gott zu thun vorhabe. Auf sieben fruchtbare Jahre sollen sieben Jahre des Mißwachses folgen, in welchen man aller Fülle in Egyptenland vergessen wird. Daß

aber die gleiche Traumbotschaft den König zweimal ereilt habe, sei ein Zeichen davon, daß Gott Solches „gewißlich und eilend“ thun werde. Und es traf wiederum buchstäblich ein, was Joseph verkündet.

Von einem weiteren Traume wird uns im Buche der Richter erzählt. Gideon, der Held Israels, welcher 300 Auserlesene seines Volkes gegen die Midianiter in den Kampf führen soll, erhält zuvor den Befehl von Gott, sich in das Lager dieser seiner Feinde zu begeben, um daselbst zu hören, worüber sie sich miteinander unterreden. Es soll ihm durch den Eindruck, den er von der Verzagtheit der Feinde gewinnen wird, der Mut zu seinen künftigen Thaten gestärkt werden. Und er folgt dieser Weisung, begiebt sich dahin und hört daselbst, wie ein Kriegsmann dem andern folgenden Traum erzählt, den er gehabt. „Siehe, mir hat geträumet, mich däuchte, ein geröstetes Gerstenbrod wälzte sich zum Heer der Midianiter und da es kam an die Gezelte, schlug es dieselbigen und warf sie nieder und kehrte sie um, das Oberste zu unterst, daß das Gezelt lag“. Darauf antwortete ihm der Andere: „Das ist nichts anderes, denn das Schwert Gideons“. „Gott hat die Midianiter in seine Hände gegeben mit dem ganzen Heer“ (Richt. 7, 9—15).

Die Elemente zu diesem Traume liegen freilich alle gar nahe. War doch das Volk Israel schon als ackerbauendes und städtebewohnendes Volk von den nomadischen Midianitern verachtet, welche sich, wie im Morgenlande alle Hirtenvölker, für freier und deshalb für edler hielten. Unter solchen Umständen konnte sich im Traume jenes midianitischen Kriegers die Vorstellung eines mißachteten, den Landbau betreibenden Volkes leicht zu dem Bilde eines Gerstenbrotes gestalten, welches unter allen Brot-Arten jenes Landes auch das am geringsten geschätzte war. Indessen war es auch hier Gott, der Herr, welcher jenem Manne den Traum eingegeben hatte, damit durch den Bericht über denselben das Herz Gideons fest werde. Und dieser Zweck wird erreicht, und der Heerführer Israels erlangt über seine Feinde den Sieg.

Wundersam ist auch der Traum, den der König Salomo bald nach seiner Thronbesteigung hat, und von welchem uns das erste Buch der Könige einen Bericht giebt. Der Herr erscheint

ihm in demselben und spricht zu ihm die Worte: „Bitte, was ich dir geben soll.“ Und Salomo erbittet sich von Gott ein gehorsames Herz, um sein Volk recht richten zu können. Das gefällt Gott wohl, daß er nicht um langes Leben, noch um Reichtum, noch um die Seele (d. h. um die Vernichtung) seiner Feinde gebeten, und kündigt ihm ein weises und verständiges Herz an, dazu aber auch Reichtum und Ehre; und für den Fall, daß Salomo in den Wegen seines Gottes einhergehen werde, auch ein langes Leben auf Erden. „Und da Salomo erwachte, — heißt es — siehe, da war es ein Traum“ (1 Kön. 3, 5—15).

Das Eigentümliche dieses Traumes liegt darin, daß er dem Träumenden nicht nur ein Bild vorführt oder ihn eine Rede vernehmen läßt, sondern daß er ein Zwiegespräch darstellt, welches sich zwischen Gott und dem träumenden Könige abspielt. In demselben spiegelt sich allerdings das demütige und seinem Gott fest anhangende Herz Salomos deutlich ab. Der Inhalt dieses Traumgesprächs ist also subjektiv wohl begründet. Ein Mann von hochfahrendem oder ehrsüchtigem Sinne hätte einen derartigen Traum schwerlich gehabt. Aber dennoch haben wir es auch hier mit einem Offenbarungstraum in des Wortes vollster Bedeutung zu thun, denn er giebt dem frommen Könige eine Zusage seines Herrn, die sich in der Folgezeit, soweit sie nicht an die obige Bedingung geknüpft war, auch erfüllt. Denn Reichtum und Ehre erhält Salomo thatsächlich in noch nicht dagewesener Weise zu seiner Weisheit hinzu, nicht aber ein langes Leben auf Erden, da er die ihm von Gott gestellte Bedingung hernach nicht mehr einhielt (vgl. 1 Kön. 11, 42).

Im Buche Daniel werden uns drei Träume berichtet, von denen zwei dem König Nebucadnezar gehören und der dritte dem Daniel.

Nebucadnezar hat einen Traum, der ihn dermaßen erschreckt, daß er von demselben erwacht. Da er die Unruhe über das gehabte Traumgesicht nicht los zu werden vermag, so läßt er die Weisen und Zauberer herzurufen. Dieselben sollen ihm sowohl den Traum wiedergeben, als auch die Deutung desselben ihm sagen. Da sie aber das nicht zu thun imstande sind, werden sie zum Tode verurteilt. Daniel indessen, der auch von der Sache erfährt, und

dem die Todesstrafe ebenfalls droht, erbittet sich von Gott die Offenbarung des Traumes und erhält dieselbe thatsächlich. Der Traum Nebucadnezars aber ist folgender. Der König sieht ein hohes Menschengebilde vor sich stehen, dessen Haupt von Gold, dessen Brust und Arme von Silber, dessen Lenden von Erz und dessen Schenkel von Eisen sind. Die Füße desselben sind einesteils von Eisen, anderenteils aber von Thon. Ein Stein indessen löst sich von einem Berge, ohne daß Menschenkraft solches bewirkt, fällt gegen die zerbrechlichen Füße des so seltsamen Gebildes und zermalmt dieselben, um alsdann selbst zu einem Berge heranzuwachsen, der die ganze Welt mit seiner Größe erfüllt. Und die Deutung, welche Daniel seinem Könige nach gemachter Eröffnung desselben giebt, ist diese. Die Herrschaft Nebucadnezars (also die babylonische Herrschaft) ist das goldene Haupt. Nach ihm werden drei andere Weltreiche nacheinander zur Herrschaft gelangen, bis endlich ein geteiltes Königreich (Eisen und Thon) aufkommen werde. (Das medopersische, das griechisch-macedonische und das römisch-germanische Reich sind mit diesen drei nachfolgenden Weltherrschaften gemeint.) Zur Zeit solcher Königreiche werde aber Gott vom Himmel herab seinerseits ein Königreich aufrichten, das nimmermehr zerstört werden werde. Und das werde alle übrigen Reiche zermalmen, selbst indessen werde es ewiglich bleiben (das neutestamentliche Reich Jesu Christi). Und Nebucadnezar fällt auf sein Angesicht und erkennt den Traum als den seinigen an (Dan. 2, 1—45).

Einen zweiten Traum, den Nebucadnezar gehabt, besitzen wir, von ihm selbst erzählt, im 4. Kapitel des Danielbuches. Er habe, so erzählt uns der König, zu einer Zeit, als es ihm wohl ergieng, einen Traum gehabt, der ihn betrübt und beunruhigt habe. Alle Weisen, alle Sternseher und alle Wahrsager Babels seien nicht imstande gewesen, denselben zu deuten, bis er ihn endlich dem Daniel erzählt habe, welcher auch Beltsazar genannt worden sei. Der Traum aber sei folgender gewesen. „Siehe, es stand ein Baum mitten im Lande, der war sehr hoch, groß und dick; seine Höhe reichte bis in den Himmel und breitete sich aus bis an das Ende des Landes. Seine Äste waren schön und trugen viele Früchte, davon alles zu essen hatte; alle Tiere auf dem Felde fanden

Schatten unter ihm und die Vögel unter dem Himmel saßen auf seinen Ästen und alles Fleisch nährte sich von ihm. Und ich sahe ein Gesicht auf meinem Bette und siehe ein heiliger Wächter fuhr vom Himmel herab, der rief überlaut und sprach also: Hauet den Baum um und behauet ihm die Äste und streifet ihm das Laub ab und zerstreuet seine Früchte, daß die Tiere, so unter ihm liegen, weglaufen und die Vögel von seinen Zweigen fliegen. Doch laßt den Stock mit seinen Wurzeln in der Erde bleiben; er aber soll mit eisernen und ehernen Ketten auf dem Felde im Grase gehen; er soll unter dem Tau des Himmels liegen und naß werden und soll sich weiden mit den Tieren von den Kräutern der Erde. Und das menschliche Herz soll von ihm genommen und ein viehisches Herz ihm gegeben werden, bis daß sieben Zeiten über ihn um sind. Solches ist im Rat der Wächter beschlossen und im Gespräch der Heiligen beratschlaget, auf daß die Lebendigen erkennen, daß der Höchste Gewalt hat über der Menschen Königreiche und giebt sie, wem er will und erhöhet die Niedrigen zu demselbigen" (Dan. 4, 7—14). Daniel sei über diesen Traum entsetzt gewesen und habe gewünscht, daß derselbe den Feinden des Königs gegolten hätte. Die Deutung aber, die er von demselben gegeben, sei diese: „Der Baum, den du gesehen, bist du, König, der du so groß und mächtig bist." „Man wird dich von den Leuten verstoßen und mußt bei den Tieren auf dem Felde bleiben und man wird dich Gras essen lassen wie die Ochsen und wirst unter dem Tau des Himmels liegen und naß werden, bis über dich sieben Zeiten um sind; auf daß du erkennest, daß der Höchste Gewalt habe über der Menschen Königreich und giebt sie, wem er will. Daß aber gesagt ist, man solle dennoch den Stock mit seinen Wurzeln des Baumes bleiben lassen: dein Königreich soll dir bleiben, wenn du erkannt hast die Gewalt im Himmel." Nachdem uns alsdann berichtet wird, daß die Erfüllung dieser Androhung zwölf Monate danach eingetroffen sei, als Nebucadnezar angesichts der von ihm erbauten Stadt in hochmütigem Selbstruhm sich erging und daß er wirklich in einen Zustand des Wahnsinns verfallen sei, bezeugt der König dann selbst des Weiteren, daß er danach wieder zur Vernunft gekommen sei und den Höchsten gelobt habe und in sein Königreich wiederum

eingesetzt worden sei. Auch erkennt er es willig an, daß Gottes Wege recht seien und der Herr den Stolzen zu demütigen wohl imstande sei.

In diesen beiden Träumen haben wir deutliche Vorhersagungen zukünftiger Geschichtsthatsachen und zwar bei dem ersten derselben eine solche in großem Stile, so daß es sich um ganze Völkerreiche handelt, bei dem zweiten im engen Rahmen eines persönlichen Erlebnisses. Und die Geschichte hat beide Weissagungen gerechtfertigt und diese Träume des heidnischen Königs damit als von Gott ihm gegebene Offenbarungen hingestellt.

Auch Daniel, dieses Gegenbild eines Joseph am Hofe eines heidnischen Königs in fernem, fremdem Lande, hat einen Traum. Er beschreibt ihn selbst in folgender Weise.

Vier Winde stürmen wider einander auf dem großen Weltmeer und es steigen aus demselben vier Raubtiere von verschiedenem Ansehen hervor. Das erste ist wie ein Löwe, hat aber Flügel wie ein Adler und erhält ein menschliches Herz. Das zweite ist einem Bären ähnlich, jedoch mit drei großen langen Zähnen in seinem Maule. Das dritte gleicht einem Panther (Pardel), jedoch mit vier Flügeln geschmückt und mit vier Köpfen versehen. Das vierte aber ist schrecklich anzuschauen und weist große eiserne Zähne auf und frißt um sich und zertritt alles um sich her. Es hat zehn Hörner und zwischen denselben bricht noch ein kleines Horn hervor, welches große Dinge zu reden beginnt. Der „Alte der Tage" aber setzt sich auf seinen Stuhl und beginnt Gericht zu halten. Das entsetzliche Tier (das vierte nämlich) wird getötet und ins Feuer geworfen. Auch der andren Tiere Gewalt hat ein Ende. Es erscheint aber in des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn; dem wird alle Gewalt gegeben und alle Völker sollen ihm dienen. Und sein Königreich hat kein Ende.

Und es wird dem Träumenden von einem der daselbst Stehenden die Deutung gegeben. Die vier Tiere seien vier Reiche, die aus dem Meere der Völkerwelt aufsteigen und auf Erden zur Herrschaft gelangen. Das vierte derselben werde aber mächtiger sein als alle Reiche und werde alle Länder zermalmen. In demselben werden zehn Könige entstehen. Dann aber werde Einer auftreten, der mächtiger sein werde als sie alle und der werde drei dieser Könige

demütigen. In der Stunde des Gerichts werde ihm die Gewalt indessen genommen werden und er werde umgebracht werden. Alsdann werde das Reich dem heiligen Gottesvolke gegeben werden, und dieses Reich werde dann in Ewigkeit bestehen (Dan. 7, 1—28).

Dieses Traumgesicht ist demjenigen des Königs Nebucadnezar vom hohen Monarchienbilde nicht nur ähnlich, sondern hat genau dasselbe zu seinem Inhalt, nur unter einer andren Darstellung. Es sind dieselben vier Weltreiche gemeint hier wie dort. Die Vernichtung derselben vollzieht sich indessen dort durch einen herabfallenden Stein, hier aber durch ein gerechtes Gericht, das vom „Alten der Tage", also vom lebendigen Gotte, gehalten wird. Demjenigen aber, welcher „wie eines Menschen Sohn" in des Himmels Wolken kommt, wird die ewige Herrschaft über alle Völker gegeben. Damit ist die Machtstellung des künftigen Messias gegenüber der Welt zur Darstellung gebracht.

Verhältnismäßig viel geringer ist die Zahl der Träume, die uns im Neuen Testamente aufbehalten sind.

Dem größten Teile derselben begegnen wir überdies an der Schwelle der neutestamentlichen Zeit.

Joseph, welcher Bedenken trägt, Maria, sein vertrautes Weib, zu sich zu nehmen, sieht im Traume den Engel des Herrn ihm erscheinen, der ihm solches Bedenken hinwegräumt, indem er ihn auf das Geistgewirkte dessen hinweist, was ihm Sorge bereitet, und indem er ihm die Verkündigung bringt, daß Maria einen Sohn zur Welt bringen werde, deß Name Jesus genannt werden solle, da er sein Volk selig zu machen berufen sei (Matth. 1, 18—21).

Den morgenländischen Weisen verwehrt Gott es im Traume, wiederum zu Herodes ihren Rückweg zu nehmen; und sie ziehen infolge davon auf einem andern Wege wieder in ihr Land (Matth. 2, 12).

Danach erscheint dem Joseph der Engel des Herrn aufs neue im Traume und giebt ihm die Weisung, mit dem Kinde Jesus, sowie mit dessen Mutter nach Egypten zu fliehen und bis auf einen weiteren Befehl daselbst zu verbleiben, da das Leben desselben durch Herodes bedroht sei (Matth. 2, 13).

Nach Herodis Tode aber erscheint ihm derselbe in gleicher Weise in Egyptenland im Traume und erteilt ihm den Befehl, das

Kindlein samt seiner Mutter wiederum in das Land Israel zu bringen, da diejenigen gestorben seien, die dem Kinde nach dem Leben gestanden (Matth. 2, 19—20). Und auf Grund noch eines Traumes zieht Joseph endlich nach Galiläa hinüber in die Stadt Nazareth (Matth. 2, 22).*)

Im weiteren Verlaufe der neutestamentlichen Geschichte begegnen wir endlich noch einem gar bedeutsamen Traume, nämlich demjenigen, welchen das Weib des Pilatus (nach der kirchlichen Überlieferung Claudia Procula oder Procla mit Namen**) gehabt und zwar in der Nacht, welche dem Gerichtsverhöre ihres Mannes mit Jesu vorausgegangen war. Sie übersendet inmitten der Verhandlung ihrem Gatten die Botschaft: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten; ich habe heute viel erlitten im Traume von seinetwegen (Matth. 27, 19).

Bei diesen von dem Neuen Testament uns berichteten Träumen muß es uns auffallen, daß kein einziger derselben eine symbolische Form hat, wie wir sie bei den alttestamentlichen Träumen fast ohne Ausnahme fanden. Sie enthalten alle nur einen Befehl oder aber — wie namentlich der letzte der genannten Träume — eine ernsthafte Warnung, jedoch ganz ohne jegliche bildliche Einkleidung. Sie sind also, daß ich so sage, nüchterneren Charakters; wir müßten denn annehmen, daß auch sie in Gestalt von Bildern geschaut wurden, und nur der Berichterstatter — sie finden sich sämtlich im Matthäus-Evangelium — uns die Form des Traumes nicht wiedergegeben hat, sei es, weil ihm die Überlieferung derselben gefehlt hat, oder sei es, weil die genauere Darstellung derselben ihm nicht von hinreichender Wichtigkeit erschien. Aber auch alle diese vom Neuen Testamente uns aufbehaltenen Träume, mögen sie einem Gliede des Gottesvolkes oder vom Osten herbeipilgernden Magiern oder aber einem römischen Weibe zu teil worden sein, — sie sind ganz unbestreitbar Kundgebungen von seiten des Gottes, der auf alle Ereignisse der Menschheitsgeschichte auf Erden herab-

*) Beachtenswert ist es, daß der neutestamentliche Joseph, der Sohn Jakobs (vgl. Matth. 1, 16) gleich dem Joseph des alten Testamentes, der auch eines Jakobs Sohn war, seine Offenbarungen von Gott durchweg auf dem Wege des Traumes empfängt.

**) So berichtet Nicephorus, Historia eccles. I, 30. (Allerdings erst im 14. Jahrhundert!)

schaut und, mögen dieselben von der größten oder von der allergeringsten Bedeutung sein, in den Gang derselben hineingreift, so oft ihm solches Thun vonnöten erscheint.

Blicken wir noch einmal auf alle Träume zurück, von denen die heilige Schrift uns berichtet und die nunmehr an unsrem Auge vorübergezogen, so ersehen wir, daß es thatsächlich prophetische Träume giebt, durch welche Gott seinen Willen den Menschen auf Erden unter Umständen dargelegt hat. Und bezeugt es die Schrift selbst, daß Gott vor Zeiten „manchmal und auf mancherlei Weise" zu den Vätern geredet, so gehört auch das Reden durch Träume mit in diese seine Offenbarungswirksamkeit hinein.

Aber die heilige Schrift stellt selbst diese Art der Offenbarung durchaus nicht als eine der höchsten Offenbarungsweisen Gottes an die Menschheit hin. Knüpft diese Art der Mitteilung doch noch an das leibliche, physiologisch bedingte Naturleben an und wird eben deshalb auch Solchen unter Umständen zu teil, die nicht zum auserwählten Volke gehören, ja die dem lebendigen Gotte in ihrem Herzen vielleicht noch ganz ferne stehen. Vor einer falschen Wertschätzung des Traumes wird in der Bibel darum aufs allernachdrücklichste gewarnt. Die heilige Schrift stellt die Offenbarung durch das Wort sehr viel höher als den Traum, mag nun dieses Offenbarungswort innerlich, d. h. psychisch dem Menschen vermittelt sein oder äußerlich hörbar an denselben herantreten. Auch begegnet uns weder im Munde Jesu noch auch in dem seiner Apostel eine Berufung auf den Traum als auf die Quelle einer ihnen zu teil gewordenen Offenbarung. Ja schon in den Tagen eines Jeremias stellt Gott die Berufung auf gehabte Träume als Kennzeichen falschen Prophetentums hin. „Ich höre es wohl, daß die Propheten predigen und falsch weissagen in meinem Namen und sprechen: Mir hat geträumet, mir hat geträumet. Wann wollen doch die Propheten aufhören, die falsch weissagen und ihres Herzens Trügerei weissagen? Und wollen, daß mein Volk meines Namens vergesse über ihren Träumen, die einer dem andern prediget; gleichwie ihre Väter meines Namens vergaßen über dem Baal" (Jerem. 23, 25—27). Dennoch aber fährt Gott also in seiner Rede fort: „Ein Prophet, der Träume hat, der predige Träume; wer aber mein

Wort hat, der predige mein Wort recht" (Jerem. 23, 28). Mit diesem Worte legt es unser Gott klar an den Tag, daß Träume zwar auch ein Mittel in seiner Hand sind, deren er sich zur Offenbarung seiner Gedanken gegenüber uns Menschen bedient, wo er's will; doch weist er ihnen damit zugleich auch ihre Schranken an und stellt sein offenbarendes Wort hoch über dieselben.

Stellen wir uns nun aber die Frage: Woran erkenne ich's denn, ob ein Traum, den ich gehabt, für mich von einer Bedeutung sei oder nicht? — so läßt sich durchaus keine Schablone aufstellen, nach der eine so zarte, in das innerste Personenleben hineingreifende Sache zu beurteilen wäre, sondern das ist die Sache eines durch Gottes Geist geschärften Gewissens. Haben wir die Verheißung, daß der Geist Christi uns in alle Wahrheit leiten soll, so können wir es auch nur von diesem Wahrheitsgeiste erwarten, daß er uns in einer Angelegenheit der nunmehr besprochenen Art seine Weisung zu geben bereit sei, wo wir derselben bedürfen.

Das Ergebnis, zu dem wir bei Untersuchung der Traumerscheinungen kommen, ist darum dieses, daß Träume in sehr vielen, ja wir können füglich sagen: „in den allermeisten Fällen zwar nichts als Schäume sind, wie schon der Volksmund sie als solche bezeichnet, daß sie das aber entschieden nicht in jedem Fall" sind, sondern unter Umständen wie vormals, so auch in unsren Tagen noch eine ernste Bedeutung für unser persönliches Dasein haben können, dieweil sie uns Realitäten vor das Geistesauge zu führen vermögen.

In unserem Erdenleben aber deckt sich noch nicht Wesen und Schein. Dies wird vielmehr erst in der Welt der Verklärung der Fall sein, in jener zukünftigen Welt der allerunzerstörbarsten Realitäten. Und unser Dasein in derselben wird von unsrem Leben auf Erden so unterschieden sein, wie in der Jetztzeit unsre Träume unterschieden sind von der Wirklichkeit. Wollen wir uns aber dennoch ein Bild machen von unsrer Existenzweise im Reiche des Lichts? Wohlan denn! So führen wir uns dasselbe mit den Worten des 126. Psalmes vor: „Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden!"

Von demselben Verfasser ist erschienen:

Burchard Friedrich Lemm, weiland Kaiserlich-Russischer Generalmajor a. D. Ein Bild aus der Verborgenheit des Christenlebens. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses.

Revaler Predigten, zumeist in der Ritter- und Domkirche zu Reval gehalten. Tl. 1. Reval. W. Kentmann (Estländische Synodal-Buchdruckerei). 1878.

Johannes der Wüstenprediger. Mit Vorwort von Otto Funcke. Bremen. C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 1884.